FILE NAME: Eternit (ETER)

DATE: 1985

DOC#: ETER027

DOCUMENT DESCRIPTION: Book Excerpt

Werner Catrina

Der Eternit-Report

Stephan Schmidheinys schweres Erbe - inheritance

Orell Füssli

1985

Inhalt

1. Vorwort

DIE ERFINDUNG 11

2. Asbest, das Mineral des zwanzigsten Jahrhunderts 13
3. Der Österreicher Ludwig Hatschek erfindet im Jahr 1900 Asbestzement und lanciert damit einen Welterfolg 17

DIE NUTZUNG 21

4. Niederurnen wird Standort der Schweizer Eternit 23
5. Die Schmidheiny-Saga: Ursprünge einer Industriellen-Dynastie 27
   a) Jakob Schmidheiny, der Gründervater 27
   b) Die Söhne Ernst und Jakob: Ziegel und Zement 30
   c) Expansion ins Ausland 32
   d) Einstieg bei der Eternit 33
6. Die Eternit Niederurnen in den ersten Jahrzehnten 35
7. Erste Schritte ins Ausland 39
8. Max Schmidheiny: die große internationale Expansion 43
   a) Sprungbrett Berlin 43
   b) Die «richtigen Leute» 48
   c) «Kein Konzern» 54

DIE RISIKEN 57

9. Wunderfaser mit Gesundheitsrisiken 59
   a) Die Asbestose 59
   b) Asbest verursacht Krebs – Irving Selikoff macht es weltweit publik 62
   c) Viele Krebserkrankungen durch Spritzasbest 65
   d) Prozeßflut gegen die amerikanische Asbestindustrie 69
   e) Selikoffs bitteres Fazit 73

DAS VERDRÄNGEN 77

10. Die Eternit-Industrie fühlt sich von der Asbest-Diskussion nicht betroffen 79
    a) Schweizer Eternit: «Sowieso nicht gefährlich» 79
    b) Selbstsichere belgische Eternit 84

DER WANDEL 89

11. Stephan Schmidheiny: Krise als Chance 91
12. Plötzlicher Wandel in Deutschland 102
    a) Die deutsche Eternit, ein selbstbewußtes Unternehmen 102

b) Ein Bericht und seine Folgen 105
c) Freiwilliges Abkommen mit der Regierung 112
13. Hintergründe des Substitutionsprogramms 115
14. Das internationale Innovationsprogramm der Schweizer Eternit-Gruppe 118
a) Das NT-Programm in der Schweiz 118
b) Der letzte Asbest-Einkauf in Costa Rica 127
c) Sonderfall Brasilien 135
d) Umbruch in Südafrika 143
e) Neue Technologie, ein Thema mit Variationen 155
15. Wie die Franzosen die Anti-Asbest-Wogen glätteten 157
16. Kein Substitutionsprogramm für die Asbestminen 162
a) Die Minenstadt Asbestos am Rande des Ruins 162
b) Weltweit schrumpfende Nachfrage 168
c) «Asbest wieder auf den guten Weg bringen» 171
17. Die Magie der großen Zahlen 174
18. Triebkräfte des Wandels und Trittbrettfahrer 177
a) Die Gewerkschaften 177
b) Asbest und Politik 184
19. Der Laie und die Wissenschaft 192
a) Zum Beispiel der Asbest-Kongreß in Montreal 192
b) Den Faserzählern über die Schultern geschaut 193
20. Internationale Regelungen 196
a) ILO: Kontrolle statt Verbot 196
b) Keine einheitliche Situation in der EG 200
21. Gefährdet Eternit die Gesundheit der Bevölkerung? 203
a) Abwittern 203
b) Abbruch und Beseitigung 205
c) Das Damoklesschwert der Produktehaftung 208
22. Stephan Schmidheiny: Global denken, lokal handeln 211
a) Die Schweiz als Ursprung und Modell 211
b) Föderalistische Elemente in der Struktur und Führung komplexer Unternehmensgruppen 213
c) Zurückhaltende Nutzung der Eigentumsrechte 216
d) «Dynastie» mit festgelegten Erbschafts-Gesetzen 217
23. Scharf beobachteter Stephan Schmidheiny: Das Echo auf die Neue Technologie 222
24. Fazit 226

ANHANG 237
Die Schweizer Eternit-Gruppe und ihre internationalen Beteiligungen (Übersicht) 238
Anmerkungen 240
Literaturverzeichnis 243

1. Vorwort

Asbestzement ist einer der erfolgreichsten Baustoffe der Geschich
Im Jahr 1900 vom Österreicher Ludwig Hatschek erfunden und mit de
genialen Namen Eternit ausgestattet, trat das Material seinen Siegesz
rund um den Globus an. Der dauerhafte und preisgünstige Baustoff b
steht im wesentlichen aus Zement, welcher durch die Mineralfaser v
stärkt wird. Die Erfindung erwies sich als so durchschlagend, daß inn
kurzer Zeit 75–80% des auf der Welt geförderten Asbests zur Produkti
von Asbestzement verbraucht wurden! Die gesundheitlichen Risiken d
«Wunderfaser» kennt man schon lange, schenkte ihnen jedoch währe
Jahrzehnten kaum Beachtung. In den sechziger Jahren begann in d
USA, ausgelöst durch die Untersuchungen des Mediziners Irving Selik
an erkrankten Arbeitern, eine heftige öffentliche Kontroverse gegen d
asbestverarbeitende Industrie.

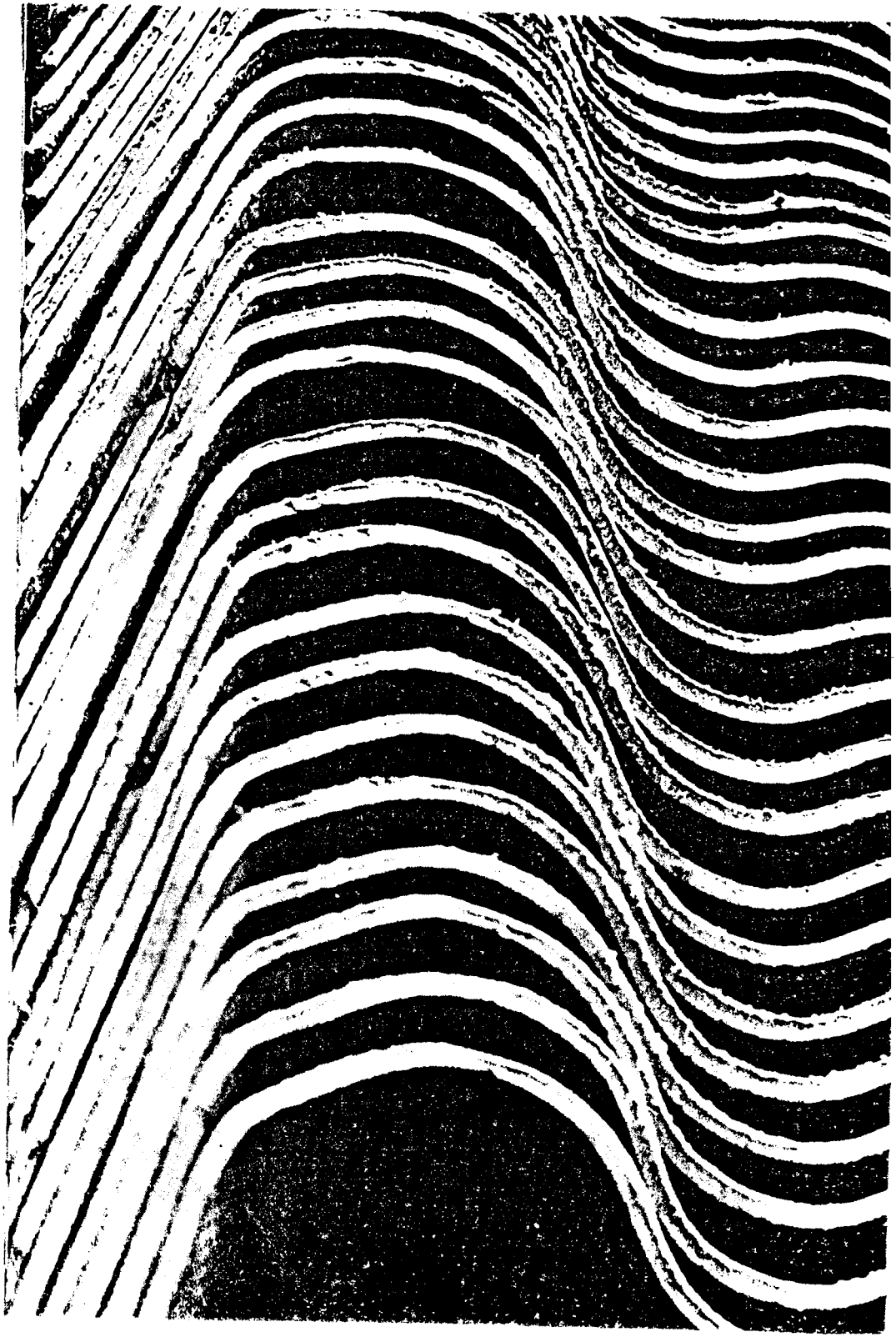
Die Schweizer Industriellenfamilie Schmidheiny gehört seit Jah
zehnten zu den bedeutendsten Eternit-Produzenten der Welt. Die a
dem sanktgallischen Heerbrugg stammenden Unternehmer sind an Ete
nitfabriken in 32 Ländern beteiligt; in 16 Ländern mit dem größten A
tienpaket und in weiteren 16 Ländern mit einem Anteil von ungefähr 20
Als der junge Erbe Stephan Schmidheiny 1975 die Leitung der Etern
Schweiz und schrittweise der gesamten Firmengruppe übernahm, began
die Asbest-Debatte auch auf Europa überzugreifen. Der Eternit-Repo
schildert den dramatischen Wandel in der von ihm kontrollierten Eterni
Gruppe. Er zeigt den Weg von Asbestzement zum Faserzement ohne d
Verwendung der umstrittenen Mineralfaser. Der Bericht leuchtet d
Spannungsfeld aus, in dem sich diese Innovation abspielt, eine technisch
Revolution, welche ein seit Generationen unangefochtenes Markenpr
dukt aus den Angeln hob. Das Buch schildert zudem die Geschichte d
Familie Schmidheiny, soweit sie im Zusammenhang mit dem Thema vo
Bedeutung ist. Der Report veranschaulicht die Management-Philosophi
die Antriebskräfte, die Wertmaßstäbe, die Ethik dieser außergewöhnl
chen Industriellenfamilie.

Im Verlauf der Recherchen habe ich mit wichtigen Protagonisten der Welt-Asbestszene gesprochen; Irving Selikoff gewährte mir ein Interview; Vertreter der internationalen Organisationen in Genf, Gewerkschafter, Repräsentanten politischer Parteien, Unternehmensberater und Versicherungsexperten erläuterten ihre Standpunkte. Arbeiter in den Asbestminen, Männer an den Platten-Pressen in den Eternit-Fabriken, Ärzte und Asbest-Patienten standen mir Rede und Antwort. Betroffene, vom Architekten bis zu Managern von Asbestminen, erläuterten ihre Ansichten zum umstrittenen Mineral und zum Wandel in der Schweizer Eternit-Gruppe. Ich vertiefte mich in die Protokolle der großen Asbest-Kongresse und arbeitete wichtige Werke der unabsehbar gewordenen Asbest-Literatur durch.

Ohne das Vertrauen Stephan Schmidheinys hätte ich dieses Buch jedoch nicht realisieren können. In ausgedehnten und mit großer Offenheit geführten Gesprächen stellte er den Ablauf des Wandels aus seiner Sicht, der Sicht des Hauptverantwortlichen, dar. Der Großindustrielle öffnete mir die Türen in seiner von Europa über Lateinamerika und den Mittleren Osten bis Südafrika reichenden internationalen Eternit-Gruppe, was fast einem Wunder gleichkommt: Die Familie Schmidheiny war bis jetzt bekannt für ihre Zugeknöpftheit in Sachen Publizität. Ich konnte in der Schweiz, aber auch in den von Schmidheiny kontrollierten Werken in Costa Rica, Brasilien, Südafrika und in Deutschland mit Managern, Technikern und Arbeitern sprechen. Diese Länder wählte ich für diesen Bericht aus, weil sie extrem unterschiedliche lokale Gegebenheiten aufweisen. An allen Schauplätzen der Recherche setzte ich mich mit den Gegenspielern des Industriellen in Verbindung, mit Gewerkschaftern, Exponenten der Umweltbewegung usw. Für die erstaunliche Offenheit und die Bereitschaft zur Zusammenarbeit danke ich Stephan Schmidheiny und seinen Mitarbeitern. Zu danken habe ich jedoch auch allen andern Informanten, ohne deren Bereitschaft zum Gespräch dieser Bericht nicht hätte realisiert werden können.

Die Trägerschaft «Industrie im Wandel» brachte die Mittel auf, die es mir ermöglichten, während knapp eines Jahres das Thema zu bearbeiten. Niemand hat versucht, Konzept, Darstellung und Fazit dieser Reportage zu verändern oder zu beeinflussen. Wo nach der Durchsicht des Manuskriptes durch einzelne der Hauptinformanten Änderungen nötig waren, betrafen sie sachliche Fehler, Daten und Fakten, nie jedoch Gewichtungen und Aussagen des Autors. Stephan Schmidheiny hat – dies hier

Asbestzement wird in ungezählten Variationen produziert. ▷



festzustellen ist mir wichtig – keinen einzigen Franken ans Budget dieses Projektes beigesteuert. Im Verlauf der Recherchen zum Eternit-Report fragte man mich immer wieder: «Für wen schreiben Sie?» Das Thema ist (oder war) derart polarisiert, daß die meisten direkt Involvierten und viele Außenstehende offenbar voraussetzen, daß man im Auftrag «der Industrie», «der Linken» oder «der Grünen» arbeite. An die Möglichkeit, die kontroverse Thematik «Asbest/Eternit» unvoreingenommen zu recherchieren und darzustellen, hatten manche meiner Gesprächspartner nicht gedacht.

An der Polarisierung, am Klima des Mißtrauens und am Glaubwürdigkeitsverlust ist die Industrie nicht unschuldig. Sie hat die Produktion, die Umsätze und die Gewinne beim Vertrieb des Allerwelts-Baustoffes allzulange selbstherrlich zu ihrer Privatsache erklärt, hat die Krankheitsfrage heruntergespielt, ja die Asbest-Debatte ignoriert. Doch damit sind wir schon mitten im Thema.

DIE ERFINDUNG

2. Asbest, das Mineral des zwanzigsten Jahrhunderts

«Asbest zu verbieten ist, als ob man den Sonnenschein verbieten würde, denn Asbest kommt in der freien Natur überall vor.»

Fritz Bachmayer, Technischer Direktor der österreichischen Eternitwerke

«Asbest ist, nach Blei und Quecksilber, unter den die Umwelt belastenden, weltweit verbreiteten Schadstoffen an dritter Stelle zu nennen.»

Club of Rome in seiner historischen Studie «Die Grenzen des Wachstums» aus dem Jahre 1973

Asbest ist ein Sammelbegriff für zwei Gruppen natürlich vorkommender, faserförmig kristallisierter Silikatmineralien (1), die an vielen Stellen rund um den Globus in der Erdkruste eingebettet sind. Zur Serpentingruppe gehört Chrysotil, auch Weißasbest genannt, jene Faser, die technisch weitaus die breiteste Anwendung findet. Zur sogenannten Amphibolgruppe zählen Krokydolith (Blauasbest), Amosit (brauner Asbest), Anthophylit und Aktinolith. Eine Reminiszenz an die Vorkommen in der Schweiz bildet der Name Tremolit, eine Mineralfaser, die im Tessin zu finden ist. Von der Amphibolgruppe sind lediglich der blaue und der braune Asbest in größeren Mengen verbraucht worden.

Offensichtlich ist es gar nicht so einfach, Asbest chemisch in einer Formel zu definieren, denn in den verschiedenen wissenschaftlichen Werken zum Thema Asbest finden sich unterschiedliche Formeln. Irving Selikoff, der amerikanische Wissenschafter, der das gesundheitsgefährdende Potential der Faser in den sechziger Jahren publik machte, schreibt in seinem Buch «Asbestos and Disease»: «Die generelle Formel für Chrysotil könnte man folgendermaßen beschreiben: $Mg_3 Si_2 O_5 (OH)_4$, im Gegensatz dazu ist die chemische Formel der Amphibol-Typen extrem komplex (2).»

Wie die Fasern entstanden sind, ist noch nicht vollständig erklärt, sie müssen vor Jahrmillionen unter ganz bestimmten Druck- und Spannungsverhältnissen im Gestein gebildet worden sein. Asbestfasern liegen in kleineren oder größeren Mengen in vielen Serpentin-Lagerstätten in den meisten großen Gebirgszügen der Erde vom Gotthardmassiv über den

Ural bis hin zur Sierra Nevada in Kalifornien. Wo das gesteinsbildende Serpentin ist, so läßt sich zusammenfassen, da ist auch Asbest, oft nur in geringen Spuren, eingepackt ins Muttergestein, manchmal jedoch auch in großen, abbauwürdigen Adern. In solchen Gebieten kommt «der Sonnenschein quasi im Brennglas gebündelt vor», um im Bild des österreichischen Eternit-Managers zu bleiben. Die bedeutendsten Chrysotil-Vorkommen liegen im kanadischen Quebec und im Ural-Gebirge in der Sowjetunion; Rußland und Kanada sind die beiden wichtigsten Asbest-Produzenten der Erde. Große Vorkommen, vor allem an blauem und braunem Asbest, liegen in Südafrika und Zimbabwe. Zu den Ländern, in denen das Mineral abgebaut wird, gehören unter anderem auch die USA, China, Brasilien, Jugoslawien und Italien.

«Asbest kann wahrhaftig das Mineral des zwanzigsten Jahrhunderts genannt werden», schreibt Irving Selikoff im Jahre 1965, «sein Verbrauch hat sich innerhalb von sechzig Jahren vertausendfacht (3).» Eine einmalige Kombination technologischer Qualitäten zeichnet Asbest aus, so besticht die «Wunderfaser» durch ihre mechanische Festigkeit (die freilich von Fasertyp zu Fasertyp variiert), Asbest ist hitze- und säurebeständig, isoliert hervorragend und kann sogar verwoben werden. Die Qualitäten des Minerals sind nicht erst in unserem Jahrhundert entdeckt worden: Die Ureinwohner Finnlands formten bereits vor 4500 Jahren Gefäße, denen sie Asbest beimischten, um sie bruchsicher und feuerfest zu machen, wie man heute annimmt. Die Mykener, welche im 2. Jahrtausend v. Chr. Griechenland besiedelten, betteten ihre noblen Toten in Asbesttextilien ins Grab. Tempellampen flackerten schon damals mit Hilfe eines Asbest-Dochtes, der das Öl aufsog, jedoch nicht verbrannte. Plinius der Jüngere soll bereits im ersten Jahrhundert nach Christi Geburt bei Sklaven, die mit Asbest arbeiteten, Krankheiten festgestellt haben. Selikoff, der bedeutendste Antipode der Asbestindustrie des 20. Jahrhunderts kommentiert: «Plinius verfügte eben über ein feineres Gewissen als üblich zu jener Zeit. Aber es gibt keine Anzeichen, daß seine Worte irgendwelche Beachtung fanden (4).» Tatsächlich dauerte es fast 1900 Jahre, bis Plinius' erste Warnungen Breitenwirkung erreichten, es brauchte einen Welt-Jahresverbrauch von mehreren Millionen Tonnen und einen reichlich sorglosen Umgang mit dem Material, bis die Gefahren ins Bewußtsein der Öffentlichkeit drangen. Bis es soweit war, ist Asbest über die Jahrhunderte hinweg, von Epoche zu Epoche mit primitiven Mitteln aus dem Gestein geschlagen und ohne jede Vorsichtsmaßnahme verarbeitet worden. Der mittelalterliche Kaiser Karl der Große warf, um seine Gäste zu verblüffen,

Asbestfasern in ca. 3500facher Vergrößerung ▷



Tischtücher aus Asbest ins offene Feuer und zog sie anschließend gereinigt und unversehrt wieder heraus. Der venezianische Weltenbummler Marco Polo schildert fasziniert das «Verbrennen» eines Kleides, ohne daß es verbrannte; die wertvolle Textilie bestand aus Asbestfasern.

Die Bewunderung, welche frühere europäische Hochkulturen den rätselhaften Mineralien entgegenbrachten, spiegeln die Namen, die sie ihnen gaben. Asbest kommt aus dem Griechischen und bedeutet «unauslöschlich». Chrysotil ist abgeleitet vom griechischen chrysos, was Gold heißt, und dem Wort tilos (Faser). Krokydolith basiert auf den griechischen Worten krokys (Wollflocke) und lithos (Stein).

Hauptursache der hervorragenden Eigenschaften ist die Faserstruktur, die von einer Asbestart zur andern allerdings bedeutend variiert. Chrysotilfasern beispielsweise können bis zu 10 Zentimeter Länge erreichen, meist messen sie jedoch zwischen einem und zwei Zentimetern. Die Eigenschaft der Fasern, sich in mikroskopisch kleine, von bloßem Auge nicht mehr sichtbare Fibrillen aufzuspalten, macht sie anderseits so gefährlich für den Menschen: durch die Atemwege geraten sie in die Lunge, wo sie Krankheiten auslösen können (detaillierte Informationen zu den Gesundheitsrisiken des Asbests im Kapitel 9).

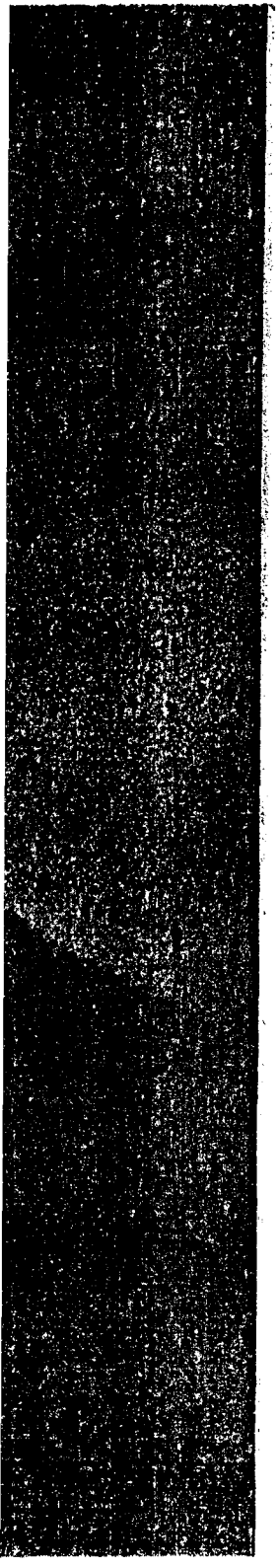
Wohl kein natürliches Material verzeichnete in den letzten Jahren einen derart radikalen Imagewechsel wie Asbest. Ich erinnere mich an eine Bild-Reportage im Jugendbuch Helveticus aus den fünfziger Jahren. Feuerwehrleute in weißen Asbestanzügen kämpfen mitten in den Flammen stehend gegen ein loderndes Inferno; ein Symbolbild, das sich mir einprägte: Asbest unbezwingbar, natürlich, hilfreich! Als diese Reportage – und viele andere enthusiastische Berichte – erschien, waren einige der krankmachenden Aspekte des Minerals bei Fachleuten längst bekannt. Offensichtlich wog man damals Risiko und Nutzen des Asbests anders ab als heute.

3. Der Österreicher Ludwig Hatschek erfindet im Jahr 1900 Asbestzement und lanciert damit einen Welterfolg

«Gemütlichkeit und Wohnqualität unter einem bewährten und wirtschaftlichen Dach» verspricht der Prospekt der Eternitwerke Ludwig Hatschek, Vöcklabruck, Österreich. Die Vierfarbenfotos zeigen die mit Eternit eingedeckte Wiener Volksoper, ein barockes Palais unter dem schützenden Dach aus Asbestzement, ein Jagdhaus im tirolischen Heimatstil, Bungalows ... Eternit ist in Österreich ein nationales Produkt, Asbestzement auch 1985 noch ein ehrenwertes Baumaterial. Das hat historische Gründe.

Fritz Hatschek, der Enkel des Firmengründers, empfängt uns im sogenannten Herrenhaus, dem Wohnsitz des Fabrikanten, das mitten im Werkareal steht. Vor dem Salonfenster suggeriert zwar ein gepflegter Rasen einen Hauch von Schloß Schönbrunn; das gedämpfte Dröhnen und Rollen der Maschinen verrät jedoch die Nähe der Fabrikhallen. «Ich fühle mich hier wie der Kapitän auf seinem Schiff», witzelt der joviale Mitbesitzer dieses nationalen Traditionsbetriebes, «nur wenn ich die Motoren höre, bin ich ruhig.» Fritz Hatscheks Großvater Ludwig hat der Welt den Asbestzement geschenkt. Seine Erfindung, eine der erfolgreichsten im Bauwesen überhaupt, gelang um die Jahrhundertwende und ist am 30. März 1900 zum Patent angemeldet worden. Enkel Fritz kredenzt uns, ganz perfekter Gastgeber, einen uralten Cognac zum Kaffee, steckt sich eine monumentale Davidoff-Zigarre an, lehnt sich in seinen Sessel zurück und erzählt: «Angefangen hat alles damit, daß der Sohn eines Bierbrauers sich ein eigenes Geschäft aufbauen wollte. Seine Frau Rosa stieß in der Zeitung auf ein Inserat, in dem jemand die Maschinen einer Asbest-Spinnerei zum Kauf anbot. Mein Großvater erstand die Maschinen und übersiedelte mit seiner Familie hieher nach Vöcklabruck, wo er die alte Papiermühle kaufte.» «Erste oesterr. ungar. Asbestwarenfabrik Ludwig Hatschek» steht auf einem Gemälde, welches das Werk zeigt, ein Ölbild, das in keiner österreichischen Eternit-Firmengeschichte fehlen darf. «Ich führe ja oft Besucher durch die Anlagen», meint Fritz Hatschek, der mehr einem Opernimpresario als einem Industriellen ähnelt, «da erkläre ich, wie mein Großvater das Eternit erfunden hat. Was war denn eigentlich neu an dieser Erfindung? Asbest war bekannt, der Ze-





ment war bekannt, ja selbst die Mischung der beiden Substanzen. Auch die Pappmaschine, auf der Ludwig Hatschek die ersten Eternit-Platten produzierte, war längst erfunden. Die großtechnische Lösung des Problems, das war das Neue!» triumphiert der quirlige Enkel. Wie wir erfahren, begann der alte Hatschek mit Asbestschnüren, mit Dichtungen und feuerfesten Geflechten; was der Baumarkt aber dringend nötig hatte, waren preisgünstige, stabile Dachplatten. «Er ging aus von Asbestpappe, die er in Teer tränkte, mischte Asbest mit Asphaltpulver, Magnesit, Kalk ... und vermengte schließlich Portlandzement mit der Armierungsfaser», erläutert der Industriekapitän, «die Zementfachleute haben gesagt: wenn Sie Zement auf einer Plattenmaschine mit soviel Wasser verarbeiten, damit er sich verarbeiten läßt, dann ersäuft der Zement, bindet nicht mehr ab, wird nicht mehr hart. Die Papierfachleute haben gesagt: wenn Sie auf einer Pappmaschine Zement verwenden, versteinert das die Maschine. Mein Großvater hat dem Zement soviel Wasser zugegeben, daß man ihn auf der Papiermaschine verarbeiten konnte, dann hat er ihm durch den Asbest das Wasser wieder entnommen. Mit Glück, natürlich! Es filtrierte sich fast von selber, so daß die Platte dann doch nur das Wasser in sich hatte, das zum Abbinden notwendig ist», Fritz Hatschek nimmt genüßlich einen Schluck aus dem Cognac-Schwenker, «und das, das ist die Größe der Erfindung!» Als großer Wurf erwies sich auch der Name, den Ludwig Hatschek seinem patentierten Baustoff gab. «Eternit» vom lateinischen aeternus (ewig) abgeleitet, ist als Markenname im Laufe der Jahrzehnte zu einem Label wie Coca Cola oder der Mercedes-Stern geworden. Ludwig Hatschek gelang eine Erfindung, auf die der Markt – nicht nur in Österreich – offensichtlich gewartet hatte. Hatscheks Glück: der Patentschutz funktionierte in der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg: Patente wurden in aller Regel gekauft und von der Konkurrenz respektiert, fällige Tantiemen bezahlte man. Bereits im Jahre 1903 kaufte eine französische Gruppe, ein Jahr später erwarb sich eine Interessentengruppe aus dem Schweizer Dorf Niederurnen das Patent. Mit großem Erfolg setzte der österreichische Erfinder sein Patent von Land zu Land ab und baute im damaligen Österreichisch-ungarischen Kaiserreich mehrere Eternitfabriken, ein Werk zog er in Nyerges Uifalu (heute Ungarn) hoch, zwei weitere in Böhmen und Mähren (heute Tschechoslowakei). Fast feierlich rezitiert Fritz Hatschek die lange Reihe von Ländern, in denen die Lizenznehmer Werke bauten. Allein bis 1910 zählt er zehn Staaten auf, darunter Rußland und die Vereinigten Staaten von Amerika. Der Kaiser ehrte den Ambassador österreichischen Erfindergeistes mit dem Titel «Kaiserlicher Rat», die Stadt Linz machte ihn zum Ehrenbürger, und die österreichische Regie-

◁ *Der Österreicher Ludwig Hatschek erfand im Jahr 1900 Asbestzement, einen Baustoff aus Zement.*

rung wollte ihn gar in den Freiherrenstand erheben, was Ludwig Hatschek indessen bescheiden ablehnte.

Der Enkel des Erfinders läßt Erfolge und Katastrophen, die dem Unternehmer widerfuhren, in lockerem Plauderton Revue passieren: «Er hat das Patent nicht überall gegen Geld verkauft, in Belgien zum Beispiel nahm er Aktien, was ihm natürlich im Ersten Weltkrieg nicht gut bekam: Belgien war Feindesland, und die Anteile konnten wir ins Kamin schreiben. Unsere Werke in Ungarn und der Tschechoslowakei verloren wir im Zweiten Weltkrieg.» Aus jener Zeit gibt der Mann, dessen ganzer Stolz seine vom Vater ererbten Antiquitäten sind, eine Anekdote zum besten: «Kurz nach dem Krieg beherbergten wir zeitweise über hundert amerikanische Soldaten, die ihre Uniformen an Seilen aufhängten, welche sie im Salon von Kronleuchter zu Kronleuchter spannten. Als die Amis einmal das Mobiliar des Hauses inventarisieren mußten, qualifizierten sie es mit ‹armselig›. Klar, alles war ja über 200 Jahre alt und darum in ihren Augen dringend erneuerungsbedürftig!»

Nicht ohne Stolz vermerkt unser Gastgeber, daß heute auf der ganzen Welt rund 200 Rohrmaschinen aus Asbest und Zement Rohre produzierten und daß gar über 600 Plattenmaschinen weltweit ihren Dienst versähen. «Hier in Vöcklabruck nennen wir sie ‹Plattenmaschinen›, in den ausländischen Werken werden sie meist ‹Hatscheks› genannt, was für uns eine große Ehre ist.» Der Erfinder des Asbestzements erkrankte im Sommer 1910 schwer und starb vier Jahre später. Zwei Weltkriege konnten dem Erfolg des Eternits nichts anhaben, ja, jeder Krieg steigerte die Nachfrage nach dem dauerhaften und preisgünstigen Baumaterial gewaltig. Die Reputation des Unternehmens in Österreich hat bis heute um kein Jota gelitten; dem Glanz der Unternehmerdynastie schadete die internationale Asbestkontroverse bis dato nicht. Eternit gehört nach wie vor zur Creme der österreichischen Wirtschaft. Junge Burschen hörten bei der Berufswahl immer wieder den einen Satz, schon fast ein geflügeltes Wort: «Sieh zu, daß du bei Hatschek unterkommst!» Und das hat sich bis heute nicht geändert.

DIE NUTZUNG

4. Niederurnen wird Standort der Schweizer Eternit

Im glarnerischen Matt steht ein stattliches Bauernhaus, ein Urbild eines Zufluchtsortes. Wer das Haus vor ungefähr dreihundert Jahren erbaut hat, ist nicht überliefert; es muß ein kunstsinniger Mann gewesen sein, ein Freund des guten Handwerks. Eine Bauaufnahme der Glarner Denkmalpflege offenbarte viele wertvolle Details wie Türen mit Intarsien, geschmiedete Beschläge und Türklopfer. Einer der letzten Besitzer des behäbigen Anwesens ging als «Hoschetbordschäng» in die Dorfchronik ein, er ließ das Haus verlottern, modernisierte und renovierte darum aber auch nichts daran. So blieb das Bauwerk praktisch im ursprünglichen Zustand erhalten. Der neue Besitzer ließ es in enger Zusammenarbeit mit der kantonalen Denkmalpflege renovieren. Auf das Dach kamen nicht die früher üblichen Schindeln oder Naturschiefer, sondern Eternit, ein industrieller Baustoff, der im Glarnerland schon fast als traditionell gilt. Wie kam es, daß ein Material aus Zement und Fasern aus kanadischen, rhodesischen oder russischen Asbestminen praktisch eine Symbiose eingehen konnte mit sonnenverbrannten Balken und uralten Natursteinmauern? In der Tat gehört Eternit heute zum Glarnerland wie der allgegenwärtige Föhn.

Das Ganze begann 1903, als eine Handvoll unternehmerisch denkender Männer unter der Führung von Major Paravicini aus Glarus das Patent von Hatschek erwarben und in den leerstehenden Gebäulichkeiten der alten Baumwolldruckerei Tschudy einen Produktionsbetrieb für Asbestzement einrichteten. Um die Jahrhundertwende brach der Export ihrer einst international sehr gefragten bunt bedruckten Baumwolltücher zusammen. Neue Industrien waren also ein Gebot der Stunde, denn Arbeitslosigkeit und Not begannen sich auszubreiten. Niederurnen, Doppelgemeinde mit dem benachbarten Ziegelbrücke, liegt auf einem Schuttkegel, den der Niederurnerbach am Eingang zum Glarnerland aufgeschüttet hat. Wo jetzt die Pressen der Eternitwerke arbeiten, breitete sich einst ein Sumpf aus, eine Auenlandschaft von mehreren Quadratkilometern Größe. Was heute als kostbares Biotop höchsten Schutz genießen würde, galt damals als wertloses Brachland, als Brutstätte für böse Krankheiten. Conrad Escher, der 1811 die unberechenbare Linth und ihre Nebenbäche

in einen Kanal zwang und in den Walensee leitete, gilt bis zum heutigen Tag als einer der großen Wohltäter der Region.

Bei den Arbeiten zum Linthkanal stieß man auf ein Bronzeschwert aus keltischer Zeit, Beweis dafür, daß hier schon in vorrömischer Zeit gelebt und gekämpft worden war. Die Ortsbezeichnung Niederurnen geht zurück auf das lateinische Wort ora, was Rand, Saum oder Bergsaum heißt. Wer in den Chroniken des Dorfes blättert, stößt immer wieder auf die Gefahren, die vom Berge kommen: Rüfen und Wildwasser bedrohten die Siedlung und erforderten Schutzbauten, die freilich immer wieder den Naturgewalten zum Opfer fielen. Jakob Elmer (1) beschreibt in seiner Dorfchronik mehrere solcher Katastrophen; die letzte ereignete sich 1886, als während eines «schrecklichen Wolkenbruchs» eine in mehreren Jahren Arbeit erstellte Verbauung des Dorfbaches barst. Folge: Tausende von Kubikmetern Gestein und Geröll ergossen sich durch die Niederurner Gassen. Mit Hilfe von Bund und Kanton konnte das Gewässer endgültig gebändigt werden. 1891 war die mit einer Aufforstung verbundene Korrektion fertiggestellt.

Niederurnen war eine den Naturgewalten ausgesetzte Gemeinde, die lange von der Landwirtschaft und vom Kleingewerbe lebte, ein Dorf, das im letzten Jahrhundert vom Glarner Textil-Boom profitierte, nach dem Zusammenbruch der Exporte aber um so härter getroffen wurde. Eine Gemeinde auch, die nie alle ihre Mitbürger ernähren konnte, wo das Auswandern, der Dienst in fremden Heeren, als normal, oft als unausweichliches Schicksal erfahren wurde. Vor diesem Hintergrund wird verständlich, daß die Gemeinde die neuen Arbeitsplätze in der bankrotten Stoffdruckerei mit Freude und Erleichterung begrüßte. In den ersten Jahren betreiben nur wenige Mann die bescheidene Anlage, ein Obermeister, sechs Maschinenführer und einige Hilfskäfte. Ein Pächter betreut die Pferde der Eternit und führt täglich Asbestzement zum Bahnhof Ziegelbrücke. Die ersten Produktionslinien umfassen vor allem großformatige Dachschiefer, die im brandgefährdeten Föhntal rasch Anklang finden, einige kleinere Schiefersorten für Fassaden sowie Eternit-Platten für Decken- und Wandverkleidungen bilden das weitere Angebot der ersten Jahre. «Die Eternitwerke in Niederurnen hatten für die Eindeckung der Lusthäuser des Königs von Siam vier Waggonladungen = 120 000 Stück Eternitplatten nach Bangkok gesandt, doch ging das Schiff mit der Ladung unter. Der Schaden war durch die Versicherung gedeckt. Darauf wurde die ganze Bestellung nochmals ausgeführt», entnehmen wir der «Glarner Geschichte in Daten». Was heute gänzlich unmöglich wäre, polierte damals die Bilanzen des Unternehmens prächtig auf: der Export

von Asbestzement aus dem Binnenland Schweiz in so weit entfernte Kontinente wie Südamerika, Afrika und Asien! Zwischen 1910 und 1914 flatterten Bestellungen in der Größenordnung von 50 000 bis 500 000 Stück Dachschiefer aus allen Weltregionen auf das Pult der Direktion (2). Man verpackte die Ware in Kisten und führte sie mit dem Zweispänner zum Bahnhof. Diese Kontakte zu Geschäftspartnern in fremden Ländern bildeten den Ausgangspunkt für die spätere Expansion der Schweizer Eternitgruppe. Als es aus Konkurrenzgründen nicht mehr möglich war, den Stoff selbst auszuführen, exportierte man Know-how und Kapital.

Eternit begann rasch die Schweizer Architektur zu beeinflussen. «Das Eternit-Haus. Das schweizerische Kleinhaus der Zukunft», überschreibt K. Kern einen Artikel in seinem Bericht «Wohnungsverhältnisse und Wohnungsfürsorge» aus dem Jahr 1914. Kern erläutert, daß das billige Holzhaus wegen der Brandgefahr kaum mehr gebaut werden könne, das Steinhaus für den Arbeiter jedoch unerschwinglich sei. Der Autor folgert: «Nun kommt aber ein Rettungsmittel in allerneuester Zeit, und zwar eines, das meines Erachtens als gutes erkannt werden darf: das Eternithaus.» Eternit war hochmodern, galt als funktional und schick zugleich. Grau war das Baumaterial von Haus aus, bald bot man es auch in Dunkelblau und Rot sowie – auf Wunsch des Heimatschutzes – auch in Kupferbraun an. Aufgrund des fulminanten Startes der neuen Niederurner Industrie wundert es nicht, daß es an der Schweizerischen Landesausstellung 1914 in Bern zu einer wahren Eternit-Orgie kam: 15 000 Quadratmeter Bedachungsflächen bestanden aus dem neuen, kupferbraunen Asbestzement! Die Ausstellungskirche und eine ganze Reihe weiterer Bauten waren mit Eternit-Flachplatten ausgekleidet. Um die strahlende Erfolgsbilanz noch voll zu machen, erhielten die Eternit-Werke gleich drei der begehrten Landesausstellungs-Goldmedaillen!

Erstmals legte sich die Firma damals mit den Architekten an und verbrannte sich bös die Finger: Mit der neu gegründeten Firma Eternit-Bau trat sie als Konkurrenz der Architekturbüros auf und erntete wütende Proteste. Das Unternehmen lernte seine Lektion rasch, blies das Experiment ab und bemühte sich fürderhin in außergewöhnlicher Form um Architekten und Bauführer. Kein Unternehmen der Baumaterialienbranche versorgt seine Kunden mit derart perfekten Dokumentationen und Bauanleitungen; Unterlagen, welche die Wahl des Produktes leicht machen und die Konkurrenz immer wieder ausstechen.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges brach die einheimische Baukonjunktur zusammen, der Export lief noch bis 1916 überraschend gut. Inzwischen schrumpften jedoch die Asbestvorräte zusammen. Auf Nachschub konnte man nicht hoffen, weil der Rohstoff von den kriegführenden Mächten zum Blockadegut erklärt worden war. Jetzt beginnt die Firma mit der Asbestsuche in den Alpen und wird zuerst beim Walliser Dorf Zeneggen fündig, wo die Mineure 560 Tonnen des begehrten Materials abbauen; bei Sils Maria im Engadin schlägt man 18 Tonnen aus dem Gestein und an einem knappen Dutzend weiterer Stellen, verstreut über den Schweizer Alpenbogen, zwischen einer und sechs Tonnen. Alle diese Asbeste erweisen sich jedoch als vertalgt und für die Eternitproduktion als ungeeignet. Monatelang ruht der Betrieb in der Fabrik. Um die Belegschaft beschäftigen zu können, setzte man auf Diversifikation: Die Direktion läßt eine Holzsäge installieren, und in einer behelfsmäßig eingebauten Ziegelhütte beginnt man mit der Ziegelproduktion. Der Geleiseanschluß, den die Eternit 1912 zusammen mit mehreren Hallen für das Schieferlager erstellt hatte, blieb während der harten Kriegsjahre praktisch unbenutzt. Die Eternit kämpfte mit einer existenzbedrohenden Krise. Hilfe kam zuerst einmal vom Himmel: Schneestürme mit extremen Windgeschwindigkeiten richteten 1919 in der Nordostschweiz riesige Schäden an. Allein im Kanton Appenzell konnte die Eternit 80 700 Quadratmeter Dachschiefer zur Reparatur lädierter Dächer absetzen! Die darniederliegende Firma begann sich zu erholen, zumal Rettung in der Gestalt des legendären Heerbrugger Industriellen Ernst Schmidheiny nahte.

5. Die Schmidheiny-Saga: Ursprünge einer Industriellen-Dynastie

«Meine Vorfahren haben einfach etwas mehr aus ihrem Boden gemacht als andere. Sie pflanzten auf dem Heerbrugger Lehmboden nicht Kartoffeln, sondern stachen Ziegel daraus.»

Stephan Schmidheiny über seinen Urgroßvater Jakob Schmidheiny

a) Jakob Schmidheiny, der Gründervater

«Ein Fabrikant will ich werden», soll Jakob, der Gründer der St. Galler Industriellen-Dynastie, bereits als Kind gesagt haben. So jedenfalls beschreibt es sein Biograph Jakob Boesch (1) im Buch «Drei Schmidheiny». 1838 als Sohn des Dorfschneiders von Heerbrugg geboren, verfügte Jakob freilich nicht gerade über ideale Startbedingungen zur Realisation seines Jugendtraums. In jungen Jahren erkrankte er an Pocken, und kämpfte wochenlang mit dem Tod. «Von früher Jugend an habe ich hart arbeiten müssen», erinnert er sich später, «dadurch wurden meine Kräfte gestählt; aber ich hatte zu Zeiten viel zu schmal gegessen.» Jakob erlernte nach der Schule in Teufen das Handwerk des Webers. Stephan Schmidheinys Urgroßvater glänzte bereits mit der Tugend der Sparsamkeit, die sich in der Familie bis zur heutigen Generation erhalten sollte: Mit seinem ersten Lohn von einem Franken im Tag ging der junge Stoffweber so haushälterisch um, daß er den überraschten Eltern nach anderthalb Jahren 200 Franken auf den Tisch legen konnte. Weil der Armeleutesohn so rasch wie möglich Geld verdienen mußte, konnte er die Realschule nicht besuchen. Um das Manko auszugleichen, drückte er als 24jähriger zusammen mit halb so alten Realschülern nochmals die Schulbank; den Stoff bewältigte er in der halben Zeit. Auch das ist offenbar charakteristisch für diese Familie: Beharrungsvermögen, die Fähigkeit zu lernen und keinen großen Wert auf Status zu legen. Der Erfolg ließ nicht auf sich warten: Jakob Schmidheinys früherer Arbeitgeber machte ihn zum Direktor einer neuen mechanischen Seidenweberei in Sorntal, wo er im Büro und im Verkauf wie bei der Reparatur der Maschinen im Einsatz stand. Ein Fußleiden, Folge der Pockenerkrankung, warf ihn jedoch bald für Monate aus dem Arbeitsprozeß, auf den ersten Blick ein Rückschlag für seine berufliche Karriere, in Wirklichkeit aber eine Chance, über sein Leben und seine Zu-

kunft nachzudenken. Als Ergebnis dieser Reflexionen machte sich Jakob Schmidheiny selbständig. Er kaufte eine leerstehende Hafnerei zwischen Balgach und Rebstein und richtete darin seinen ersten eigenen Betrieb ein, eine Weberei. Der Kleinbetrieb litt jedoch an strukturellen Problemen: zu wenig Betriebskapital und zu geringe Kapazität. Um so mehr überrascht, daß sich der «Armeleutebub», wie er sich selbst ab und zu nannte, als Interessent meldete, als das Schloß Heerbrugg, ein ehemaliges Internat für englische Herrensöhne, zum Verkauf stand. Sein Besitzer, Professor Karl Völker, verkaufte das Herrschaftshaus mitsamt Garten und Weinberg für 135 000 Franken an Jakob Schmidheiny, der eine Anzahlung von 10 000 Franken leistete. Schmidheiny übernahm auch die Seidenraupenzucht des Professors samt den Futterpflanzen der Seidenspinner, den Maulbeerbäumen, die auf dem Gut wuchsen. Der Mann, der es geschafft hatte, vom Schneiderbuben zum Fabrikanten und Schloßbesitzer aufzusteigen, heiratete erst spät die aus Wattwil stammende Elise Kaufmann, eine «heiter gestimmte Toggenburgerin», wie der Biograph schreibt, die es «verstand, ihren Haushalt den vorhandenen Mitteln anzupassen und die mit starker Hand die Erziehung der beiden Söhne Ernst und Jakob leitete».

Schmidheiny und Professor Völker kamen auf die Idee , die Tonböden in der Gegend von Heerbrugg zu nutzen, um aus dem Rohstoff Ziegel zu brennen und Röhren für die Entwässerung der Sümpfe auf dem Gebiet der Gemeinde zu fabrizieren. Schmidheiny, gelernter Weber und Textilfachmann, arbeitete sich in das neue Metier von Grund auf mit einem an Besessenheit grenzenden Engagement ein. Rohmaterialien für das neue Unternehmen gab es in den Rheinebenen in Hülle und Fülle. Die Schmidheiny-Saga beginnt mit dieser Heerbrugger Ziegelei, einem Unternehmen, das der Gründer des Wirtschaftsimperiums stetig modernisiert und durch Neuerwerbungen in der Region ergänzt. Hier spielt sich im Miniatur-Format ab, was später Söhne, Enkel und Urenkel im globalen Rahmen unternehmen werden. Jakob Bösch hat in seiner Biographie einige verbürgte Zitate des Gründervaters zusammengetragen. Zum Beispiel: «Es ist etwas vom allerwichtigsten, wenn die Arbeiter wissen, daß man ihr Tun genau kontrolliert. Daher tue ich das, wenn immer möglich, tagtäglich. Der Fleißige schätzt es, und dem Faulen kommt man auf diese Weise auf die Spur. Die täglichen Kontrollgänge bringen es allerdings mit sich, daß meine Zeit stets ausverkauft ist. Aber auf andere Weise wäre ich wohl nie auf einen grünen Zweig gekommen!» Qualität war eines seiner Hauptanliegen: «Schöne Ware ist über die Maßen wichtig!»

Das Unternehmen blühte; der Unternehmer bezahlte dafür jedoch einen drückenden Preis: Jahrzehntelang peinigten ihn nervöse Kopfschmerzen. Zudem machten ihm seine Nachbarn zu schaffen: die Heerbrugger Bauern sperrten ihm den Lehmbezug, weil sie die Löcher im Boden mit den ausgedehnten Wasserlachen als Ursache der schlechten Weinernten bezeichneten. Umweltproblematik im letzten Jahrhundert! Schmidheiny wich den Schwierigkeiten aus, indem er auf dem Gebiet der Gemeinde Marbach große Lehmlager erwarb und so seine Rohstoffbasis sicherte. Erstaunlich die Leistungsfähigkeit dieses Mannes, der die Maschinen seines Betriebes selber technisch weiterentwickelte und beispielsweise ein Gerät baute, das in einem Arbeitsgang zwei statt nur einen Ziegel produzieren konnte! Die Firma Bühler in Uzwil baute einen sogenannten Kollergang nach Schmidheinys Entwürfen, ein bahnbrechendes Gerät zum Zerkleinern von Lehm und Mergel, den Rohmaterialien der Ziegelfabrikation. Diese mehrstöckige Rohstoffmühle machte den Erfinder in Fachkreisen berühmt; die Maschinenfabrik in Uzwil konnte größere Serien des Geräts absetzen. Auffallend der Blick dieses Mannes für zukunftsweisende Entwicklungen: Auch das Potential der Elektrizität erkannte er früh und nutzte es eher als andere in seinen Betrieben. Er setzte sich vehement für den Bau einer elektrischen Straßenbahn von Altstätten nach Berneck ein. Seinem Sohn Ernst sandte er im Jahre 1904 einen Brief aus Flims, in dem er schreibt: «Die Betrachtung der im freien Lauf von den Gletschern – diese Schatzkammern unermeßlicher Wasserkräfte – herabrauschenden Bäche muß einem Hydrotechniker das Herz im Leibe lachen machen, wenn er bedenkt, wie ungeheuer viel Arbeitskraft noch zu gewinnen ist.» Innovativ, in die Zukunft gerichtet, hart arbeitend, spartanisch, von sich und den andern viel fordernd, so zeigt sich das Psychogramm eines Mannes, der zu kämpfen weiß. Arbeitsplätze zu schaffen, die technische Entwicklung zu beschleunigen, die Ressourcen der Natur zu nutzen, galt diesem Pionier der Schweizer Wirtschaft als fraglos gut. Damit war er einer der Exponenten einer Aufbruchsepoche, die aus dem Agrarland Schweiz eine Industrie- und Dienstleistungsnation machte. Ökologie- und Umweltfragen kümmerten die Gesellschaft einer Zeit, wo man euphorisch eine Bahn auf das Jungfraujoch baute, höchstens dort, wo handfeste Interessen tangiert waren. Ein Beispiel dafür ist der Aufstand der Bauern gegen die Ausbeutung des Lehms in Heerbrugg.

Die Erfolgsgeschichte des Jakob Schmidheiny, der zum weitherum bekannten Industriellen aufstieg, wäre nicht komplett ohne den Hinweis auf Krisen und Probleme. Der Industrielle hatte sich finanziell übernommen, zuerst mit dem Kauf des Herrenhauses, dann mit der unrentablen

Seidenraupenzucht und schließlich durch die bedeutenden Investitionen in seinen Ziegeleien. Zwei Großbrände und Absatzkrisen setzten dem Unternehmen bedrohlich zu. Wichtig war für Jakob Schmidheiny der Dienst an der Gemeinschaft; er wirkte als Gemeinderat, als Großrat im St. Galler Kantonsparlament, als Mitglied der evangelischen Synode und spendete immer wieder Mittel für soziale Zwecke. Im Umriß erscheint beim Gründer der Unternehmerdynastie ein Persönlichkeitsprofil, das sich – mit andern Schwergewichten und Schattierungen – bei den meisten seiner Nachkommen bis auf den heutigen Tag zeigt. Seinen Söhnen Ernst und Jakob hinterließ er die Basis für den Aufbau eines sich immer weiter verästelnden Wirtschafts-Imperiums von ganz spezifischem Zuschnitt.

«Ich bin überzeugt davon, daß wir alle neben Erziehung und Umwelt auch durch unsere Erbanlagen stark geprägt werden», sagte Stephan Schmidheiny in einem der Gespräche, die wir miteinander führten, «der Genotypus spielt also sicher auch bei mir eine große Rolle.» Die Veranlagung zum Unternehmer gab Jakob Schmidheiny den Nachkommen weiter, die das Geschäft nach seinem Tod im Jahre 1905 in «Jakob Schmidheinys Söhne» umbenannten.

Religiosität ist in diesem Clan nie zur Schau gestellt worden; ein wichtiger Bestandteil der Philosophie, der Ethik der Familie ist sie dennoch. Die Lehre Calvins von der Prädestination, der Vorbestimmung, hat dem Wirken der Gründergeneration Sinn und Grundlage gegeben. Die Schmucklosigkeit der Botschaften Zwinglis und Calvins, das Arbeitsethos der beiden Reformatoren beeinflußten das Wirken der Schmidheinys. Arbeit, in welcher Position auch immer, gibt dem calvinistisch bestimmten Leben erst seinen Sinn, ist notwendiger Bestandteil der menschlichen Existenz. Die Mutter der beiden Söhne, Elise Schmidheiny, stand zwar immer im Hintergrund, doch ihre gradlinige Lebensauffassung, ihr Sinn für das Haushälterische bestimmten die Haltung der Söhne entscheidend mit.

b) Die Söhne Ernst und Jakob: Ziegel und Zement

Ernst wollte nach einem Volontariat bei einer Schweizer Firma in Italien und nach einem kurzen Englandaufenthalt eigentlich Jurist werdern, ließ sich aber auf Bitten seines gesundheitlich angeschlagenen Vaters davon abhalten und stieg ins elterliche Geschäft ein. Jakob, als Ingenieur auf einer Kraftwerkbaustelle in Italien tätig, kehrte 1902 nach Heerbrugg zurück. Die Brüder teilten die Geschäftsbereiche untereinander auf, ohne die Fäden allerdings komplett durchzutrennen; damit leiteten

sie eine Familien-Tradition ein, die bis heute hochgehalten wird. Jakob übernahm als Schwerpunkt die Ziegeleien, Ernst wandte sich dem Zement zu, damals eine ausgesprochene Zukunftsbranche. Es würde den Rahmen dieses Reports sprengen, all die wirtschaftlichen Aktivitäten der beiden Brüder darzustellen, denn sie sind kaum überschaubar. Damals wie heute blieben viele Beteiligungen in der Öffentlichkeit unbekannt; Zurschaustellen des Besitzes liegt dieser Industriellen-Familie nicht. Ein paar Stichworte: Die Brüder bauten am Rheintaler Binnenkanal mit, einem großen Entwässerungsprojekt und bewarben sich um die Konzession zur Ausnützung von dessen Gefälle. Dies gab dem Kanton den Anstoß, am Kanal Elektrizitätswerke zu bauen. Ernst Schmidheiny gehörte zu den Gründern mehrerer weiterer Elektrizitätswerke und beteiligte sich finanziell an den Projekten. Aus dieser Zeit datiert das Engagement der Familie Schmidheiny im Energiesektor. Ernst Schmidheiny stieg bei der 1923 gegründeten Motor Columbus ein, die beim Bau von Kraftwerken bald eine Spitzenstellung einnehmen sollte, und saß lange in deren Verwaltungsrat. Den Zement zum Bau der Staumauern lieferten die immer leistungsfähiger werdenden Unternehmen der St. Galler Familie meist gleich selber!

Ein Foto aus dem Jahr 1910 zeigt die heute bescheiden wirkende Zementfabrik Rüti, das erste von Ernst Schmidheiny kontrollierte Werk, Auftakt zu einer spektakulären Expansion diesseits und jenseits der Schweizer Grenze. Mit dem Zement hatte der Unternehmer auf die richtige Karte gesetzt, denn kein Baustoff kam im Hoch- und Tiefbau des zwanzigsten Jahrhunderts mehr zur Anwendung als Zement. Sei es als Bestandteil von Beton oder Eternit, dessen Entdeckung durch Jakob Schmidheiny nur eine Frage der Zeit sein mußte.

Zement ist ein Bindemittel, komponiert aus natürlichen Stoffen der Erdkruste: Zermahlener Kalkstein, Ton, Tonmergel mit Beigaben von Kieselsäure und ungelöschtem Kalk, gemischt nach englischen Rezepten. Stammwerk und Namengeber des von der Familie Schmidheiny kontrollierten, rasch wachsenden internationalen Holderbank-Zementkonzerns war die Fabrik in Holderbank im Kanton Aargau.

Als Preiszerfall und Überproduktion die gesamte einheimische Zementindustrie zu ruinieren drohte, schmiedete der Stratege und Verhandlungskünstler Ernst Schmidheiny 1910 alle Produzenten zu einer sogenannten Interessengemeinschaft zusammen. Im Klartext gesprochen ein Kartell mit dem Namen «EG Portland». Zweckbestimmung des 1910 gegründeten Zweckverbandes: «Beseitigung und Verhütung ungünstiger Konkurrenzverhältnisse in der Schweizer Zementindustrie.» Heute ist der

von Thomas Schmidheiny geführte Holderbankkonzern einer der bedeutendsten Zementproduzenten der Welt (der Urenkel Jakob Schmidheinys hält auch das größte Aktienpaket). 1984 betrug der Umsatz 3,16 Milliarden Franken, der konsolidierte Reingewinn 126 Millionen Franken.

c) Expansion ins Ausland

«Über manchen Stätten industriell produktiver Arbeit im Ausland hat Ernst Schmidheiny unsichtbar die Schweizer Fahne gehißt. Das bedeutete viel mehr als den bloßen Einsatz schweizerischen Kapitals auf fremdem Boden», schreibt Rudolf Schmid in seiner Biographie. «Die Ingenieurarbeit, die Sachkenntnis und der Gewerbefleiß sind hinzuzurechnen, stammen doch die maschinellen Ausrüstungen der neuen Fabriken meist aus den Werkstätten Schweizer Firmen und wurden doch die Kaderstellen dieser Fabriken womöglich durch Schweizer besetzt. Fabrikationsstätten dieser Art wurden – auch im Dienste der gastgebenden Länder – zu Zeugen und Trägern schweizerischer Tüchtigkeit (!).» Bezeichnend, daß die rote Flagge mit dem weißen Kreuz «unsichtbar» flatterte; das Schweizer Emblem als Blickfang in fremden Landen hochzuziehen, war so wenig der Stil der Rheintaler Industriellen gewesen, wie den Namen «Schmidheiny» an Fabrikhallen zu pinseln. Im übrigen hätte man für die Produktion der Flaggen schon fast eine Fabrik erstellen müssen ... Mit unheimlicher Energie weitete Schmidheiny seine Beteiligungen im Sektor Zement ins Ausland aus. Um die einheimische Industrie vor der Konkurrenz jenseits der Grenzen zu schützen, errichtete er mit der Attitüde eines Strategen einen Cordon Sanitaire; die Holderbank-Gruppe beteiligte sich in Baden-Württemberg und in Vorarlberg, bald folgte der Sprung nach Frankreich, Belgien, Holland, ja selbst nach dem fernen Ägypten, wo Ernst Schmidheiny 1933 in Tourah eine Zementfabrik baute. Ehrengast bei der feierlichen Eröffnung war König Fuad von Ägypten persönlich! Vom Nilland nach dem Libanon war's ein Katzensprung; dort erstellte die von Schmidheiny kontrollierte Holderbank eine Zementfabrik; der Industrielle engagierte sich gleich noch bei der bereits bestehenden «Société des Ciments Libanais» und erwarb die leitende Position. In verhältnismäßig kurzer Zeit entsteht ein von außen schwer überschaubares Netzwerk von Beteiligungen. Im Zeitraffer präsentiert sich der rastlose Unternehmer als erfolgreicher Schachspieler, der, scheinbar ungebremst, Feld um Feld einnimmt.

Während des Ersten Weltkrieges rief der Bundesrat den Mann mit den wertvollen internationalen Verbindungen, der inzwischen auch im

Nationalrat saß, nach Bern. Ernst Schmidheiny sollte Kompensationsgeschäfte mit den kriegführenden Mächten einfädeln und abwickeln. Weil die Schweiz versorgungstechnisch auf den Krieg überhaupt nicht vorbereitet war – der Vorrat für Brotgetreide reichte für ganze 14 Tage – mußten in langwierigen Verhandlungen Tauschgeschäfte in die Wege geleitet werden. Schmidheiny verhandelte in Berlin, Wien, Bukarest, Budapest und Paris. Bei einem Taggeld von 30 Franken setzte er, nach eigenen Aussagen, fünf Sechstel seiner Zeit für den Staat ein. Bedingt durch den Übergang vom handwerklichen zum mechanischen Betrieb in den Ziegeleien entstand Ende des letzten Jahrhunderts auf dem Ziegelmarkt ein riesiges Überangebot. Ernst Schmidheiny gelang es auch in diesem Wirtschaftszweig, praktisch alle Schweizer Hersteller in einem Kartell zu vereinigen, das Produktionsmengen und Preise kontrollierte und durch Absprachen regelte!

Bruder Jakob engagierte sich inzwischen in andern Bereichen: mit Partnern gründete er die Öl- und Fettwerke Sais, stieg bei der Zürcher Maschinenbaufirma Escher Wyß ein und beteiligte sich an der Schweizerischen Automobilfabrik in Rheineck, der SAFIR. Last but not least: Die beiden Industriellen gründeten (und besaßen) auch die Firma Wild in Heerbrugg, die bald Weltruhm für ihre Präzisionserzeugnisse erringen sollte und die der Familie heute noch gehört. Diese summarische Übersicht ist alles andere als komplett, denn die beiden Brüder engagierten sich auch in der Holzindustrie, besaßen Immobilien und Ländereien.

Wer die Biographie der zweiten Schmidheiny-Generation liest, bekommt den Eindruck, in der Schweizer Wirtschaft vor dem Ersten Weltkrieg sei nichts, aber auch gar nichts ohne die Unternehmer aus Heerbrugg gelaufen! Das mag eine optische Täuschung sein, das Potential und der Einfluß dieser beiden Industriellen war jedoch außerordentlich.

d) Einstieg bei der Eternit

Wirkliche Unternehmer sind dazu berufen, dazu geboren, das war die tiefe Überzeugung dieser Industrie-Pioniere. Mit einer quasi gottgegebenen Legitimation engagierten sich die beiden Industriellen zielsicher, legten Ring um Ring um die ursprünglich auf das St. Galler Rheintal begrenzten Produktionsstätten. Es war nur eine Frage der Zeit, bis sich die Kreise des Zement-Gewaltigen mit denen der Eternit-Produzenten in Niederurnen überschnitten. Das geschah ums Jahr 1920, als sich Ernst Schmidheiny mit Jean Baer, dem damaligen Chef der Asbestzement-Fa-

brik, anfreundete. Als Baer ankündigte, er wolle selbst ein Zementwerk zur Versorgung der Eternit erstellen, horchte Schmidheiny auf. Das hätte den Verlust eines erstklassigen Kunden für «seine» Zementindustrie bedeutet. Getreu seiner Devise, zukunftsträchtige Erfindungen nicht zu bekämpfen, sondern sie selber zu nutzen, erwarb er zusammen mit Jean Baer die Aktienmehrheit der Eternit Niederurnen.

6. Die Eternit Niederurnen in den ersten Jahrzehnten

Kaum war die Tinte auf dem Vertrag getrocknet, der Schmidheinys Einstieg in Niederurnen besiegelte, gründet der neue Großaktionär und spätere Alleinbesitzer der Eternit Schweiz zusammen mit Jean Baer die «Amiantus AG», eine Holdinggesellschaft. Der Name der AG ist von der lateinischen Bezeichnung für Asbest abgeleitet; Ziel des Unternehmens: Beteiligungen an Asbest-Eternit- und -Bindemittel-Industrien. Fortan gab es also zwei Gesellschaften, die «Eternit AG, Niederurnen», und die «Amiantus AG». Beide Unternehmungen präsidierte Ernst Schmidheiny mit Ernst Baer als Delegiertem des Verwaltungsrates. Einer weiteren, nationalen und internationalen Entwicklung stand nichts mehr im Wege.

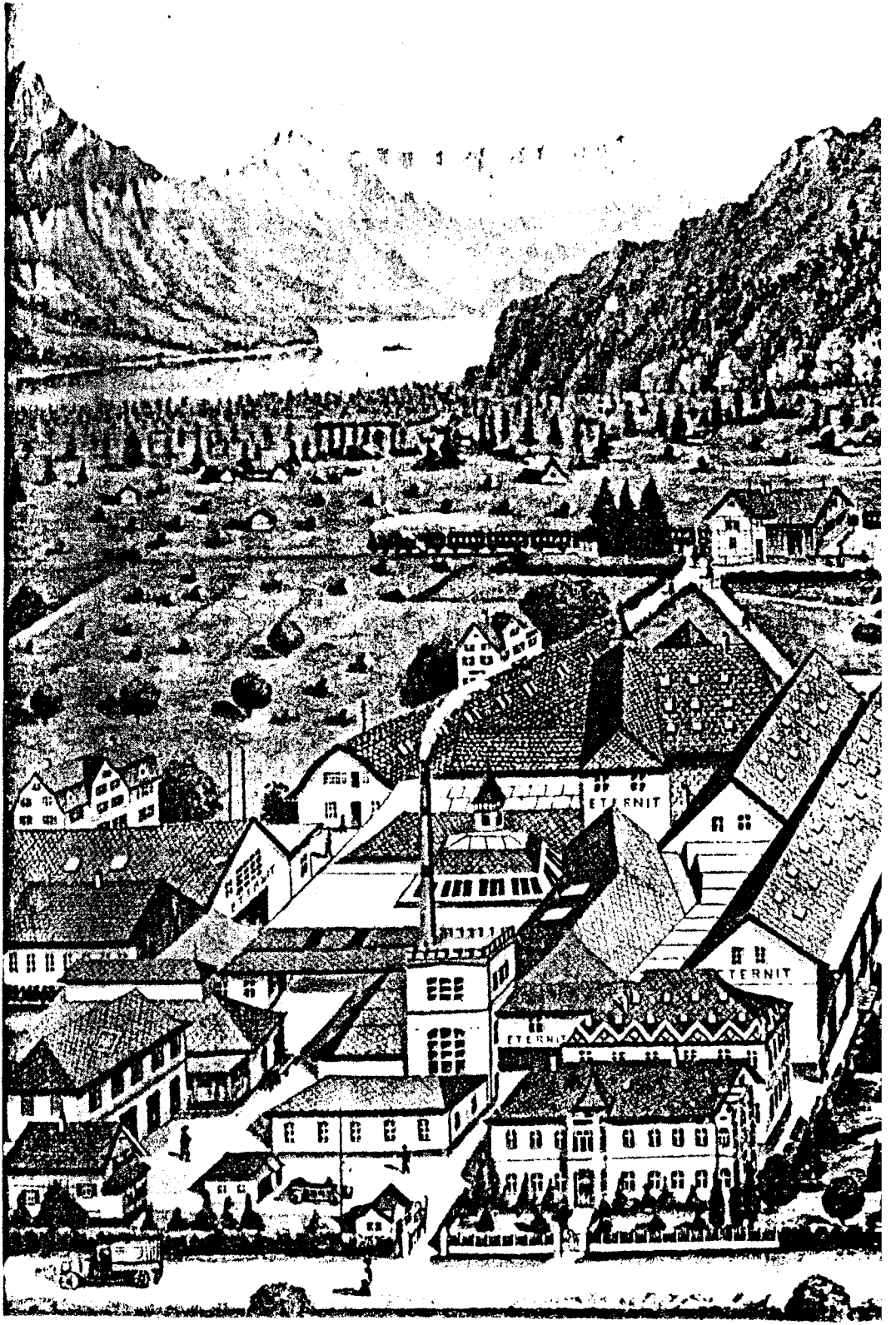
Der Arbeitgeber war damals der Patriarch, nach seinen Direktiven hatte der Betrieb zu laufen. Das war nicht nur bei der Eternit AG so. Er bestimmte die Verhaltensregeln in seiner Fabrik weitgehend selbst, denn der gesetzliche Rahmen war verglichen mit heute rudimentär. Das Problem «Gesundheit am Arbeitsplatz» beschränkte sich auf den Bereich der Unfälle; Dämpfe und Staub nahm man als unausweichliche Begleiterscheinungen vieler industrieller Arbeitsprozesse damals gottergeben in Kauf. Die vom Glarner Regierungsrat ratifizierte «Fabrik-Ordnung» der Eternit Niederurnen, die jeder neu eintretende Arbeiter unterschreiben mußte, enthält 17 Paragraphen; in keinem wird Asbest erwähnt (1). Eine aus dem Jahr 1919 erhaltene Fabrik-Ordnung verbietet streng «Trunkenheit, Schlägerei, Allotriatreiben» und untersagt das Rauchen in sämtlichen Fabrikräumen. Der Paragraph XII postuliert, daß «Schutzvorrichtungen bei Rädern, Transmissionen und Maschinen während deren Gang nicht entfernt werden dürfen». Mehrere andere Paragraphen befassen sich mit dem Unfallproblem; kein einziger nimmt auf Krankheiten Bezug, die durch Arbeitsstoffe verursacht werden und die zwei Generationen später Schlagzeilen machen sollten. Gearbeitet wird damals täglich während 11 Stunden, an Samstagen 9 Stunden; die Kündigungsfrist beträgt 8 Tage. Das heute frühkapitalistisch anmutende Szenario, wo der Arbeiter während sechs Tagen insgesamt 64 Stunden pro Woche in düsteren Fabrikhallen mit gefährlichen Materialien Güter produziert, entspricht der damaligen Arbeitswelt in Europa. Die noch jungen Gewerkschaften be-

gannen erst langsam, für die Rechte der Arbeiter zu kämpfen, vor allem für gerechten Lohn und kürzere Arbeitszeit. In den Annalen der Eternit AG in Niederurnen finden sich auch Belege für fortschrittliches und soziales Denken des Hauptaktionärs: Bereits in den zwanziger Jahren, früher als andere, gründete das Unternehmen die Stiftung «Angestellten und Arbeiterfürsorge», eine Pensionskasse, der jeder Arbeiter nach drei Dienstjahren angehörte. Die Prämien bezahlte die Firma allein. Aus dem Jahr 1929 datiert die Jean-Baer-Stiftung, die Beiträge an die Berufsausbildung von Kindern der Eternitarbeiter leistet.

«Schu wider ä junge Chnab!» Mit diesen Worten empfängt der alte Portier den Jüngling Johann Lüönd am 14. November 1927. So jedenfalls beschreibt es die Festschrift «Eternit 1903–1978». Der Bursche geht durch die Plattenhalle in die Stutzerei, wo die Fertigprodukte zugerichtet werden, zum Kollergang, dem Gerät, in das der Asbest geworfen und zermahlen wird, über eine Eisentreppe nach oben zum sogenannten «Holländer» (hier mischt man Zement und Armierungsfasern), an den Kammern vorbei, in denen der Asbest lose aufgeschüttet liegt, hinüber an seinen zukünftigen Arbeitsplatz in die Formerei. Hier arbeiten bereits zwei Gleichaltrige, in einem Fabrikationsbereich, der sich rasch ausweiten sollte. Die Burschen formen mit viel handwerklichem Geschick Elemente für Sanitär-Installationen: Verzweigungen für Rohre, Verbindungsstücke nach Maß und Verjüngungen. Die Abteilung erweist sich als ein Großerfolg, die Nachfrage an maßgeschneiderten Eternit-Elementen übersteigt bei weitem die Kapazität. In Niederurnen und Umgebung spricht es sich herum, daß Burschen ab fünfzehn Jahren hier Arbeit finden können, Ende Jahr werken bereits acht Burschen in der Formerei, 1928 sind es zwei Dutzend. Eine neue Halle wird gebaut, in der die geschickten jungen Former nun auch Blumenkisten, Pflanzenkübel und sogar Schüttsteine herstellen. Als weiteres Erfolgsprodukt etablieren sich die Rohre. Erfunden hat die Rohrfabrikation aus Asbestzement der Italiener Adolfo Mazza, der im Eternitwerk Casale Monferrato bei Alessandria bereits 1913 nahtlose Asbestzement-Rohre für die Wasserversorgung der Gemeinde Casale produzierte. Die Niederurner produzierten Rohre nach einem vom Mitarbeiter Carl Herzog selbst entwickelten Patent, das den Bau von allen Typen von Rohren bis hin zu großformatigen Druckrohren möglich machte.

Ein Foto, das 1920 auf dem Areal der Eternit entstand, zeigt eine Gruppe von Dachdeckermeistern in dunklen Anzügen, weißen Vatermördern und respekteinflößenden Schlipsen; über den Gilets glänzen mäch-

Das Eternitwerk in Niederurnen im Jahr 1910 ▷


ETERNIT
ETERNIT
ETERNIT

tige Uhrketten. Die Fachleute hatten eben den ersten von der Firma spendierten Kurs absolviert. Seither pflegt die Eternit die Tradition der (kostenlosen) Dachdeckerkurse, die auch einen festen Bestandteil der Lehrlingsausbildung darstellen und den Dachdecker-Nachwuchs mit dem Material so vertraut machen wie mit den altbekannten Ziegeln. Gute Beziehungen zu den einheimischen Abnehmern erwiesen sich als immer wichtiger, denn der Export schrumpfte von Jahr zu Jahr. 1915 ging mehr als die Hälfte der Produktion ins Ausland, 1919 noch ganze 3,5 Prozent.

7. Erste Schritte ins Ausland

«Wir Schweizer haben keine Angst vor dem Ausland, weil wir Sprachen können.» *Max Schmidheiny*

Die Angst vor dem Ausland hat die Schmidheiny-Dynastie nie geplagt. Die Eternit-Branche bot wie die Zementindustrie alle Voraussetzungen für eine erfolgreiche internationale Tätigkeit. Asbestzement ist dauerhaft und verhältnismäßig preisgünstig, zwei Qualifikationen, die im kriegsversehrten Europa den Erfolg eines Baumaterials garantierten. Das Unternehmen in Niederurnen beteiligte sich als erstes bei der belgischen Eternit, und die eigens für internationale Beteiligungen gegründete Amiantus engagierte sich 1924 bei der «Cimenteries & Briqueteries Réunies SA» in Antwerpen. Seither sind die belgische und die schweizerische Eternit eng miteinander verbunden; eine Liaison, die Stephan Schmidheiny in den letzten Jahren immer wieder Kopfzerbrechen bereitete, mehr davon später.

Was Schmidheiny schon in den Bereichen Zement und Ziegel gelungen war, nämlich die Hersteller in Kartellen zusammenzuschweißen, nahm er nach dem Krieg auch bei den Asbestzement-Herstellern in Angriff. Waren die beiden ersten Kartelle national begrenzt, so sollte die neue wirtschaftliche Interessengemeinschaft den helvetischen Rahmen sprengen. Einleuchtend, denn in der Schweiz hatte die Eternit als einziges Werk ja das Monopol. Was Hatschek in loser Form durch den Verkauf des Patents und seine Aktien-Beteiligung an ausländischen Eternit-Unternehmen bereits angelegt hatte, realisierte Ernst Schmidheiny 1929: die Internationale Asbestzement AG, genannt SAIAC. Der Organisation gehörten Werke in Österreich, England, Spanien, Frankreich, Belgien, Italien und der Schweiz an. Erstes Projekt der Vereinigung: die Gründung der Eternit Berlin. Später verlegte die SAIAC ihre Aktivitäten auf den gemeinsamen Asbesteinkauf, auf den Austausch von Forschungsergebnissen und Patenten. Die Eternit Schweiz, mit zwei, drei Prozent Anteil an der Weltproduktion damals ein kleiner Fisch, ergriff die Initiative zur Gründung des illustren Clubs, stellte das Sekretariat in Niederurnen und

natürlich den Präsidenten in der Person von Ernst Schmidheiny. «Mein Vater war Präsident», bekräftigt Sohn Max mit typischem Understatement, «weil er als einziger alle Sprachen konnte.» Der dynamische, planmäßig in grenzüberschreitenden, strategischen Dimensionen handelnde Industrielle sorgte auch dafür, daß sich sein Produktionsanteil von mickrigen paar Prozent rasch erhöhte. Typisch für ihn, daß er in der Regel ausländische Industrien nicht kaufte, sondern seinen Einfluß lediglich durch bedeutende Beteiligungen geltend machte. Die internationale Eternit-Szene der zwanziger und dreißiger Jahre glich einem Clan, in dem einzelne Mitglieder miteinander verheiratet, andere verschwägert oder wegen gemeinsamer Interessen befreundet waren. An den SAIAC-Familientreffen ließ man sich nicht über die Schultern schauen; die Geschäfte mit dem Erfolgsmaterial Asbestzement waren sozusagen Privatangelegenheit. Zurückgehend auf die Verbindungen und Verfilzungen der Zwischenkriegszeit wird die Eternit-Branche der westlichen Welt auch heute noch dominiert von wenigen potenten Industriellenfamilien, deren wechselseitige finanzielle Engagements in der Zerreißprobe der achtziger Jahre immer größere Hypotheken darstellen.

Ernst Schmidheinys verzweigtes, international verschachteltes Industriekonglomerat, das als Hauptpfeiler Zement-, Ziegel- und Eternitbeteiligungen umfaßte, geriet in der Wirtschaftskrise der dreißiger Jahre in eine bedrohliche Lage. Die ausländischen Beteiligungen verloren wegen der Abwertung der meisten fremden Währungen rapide an Wert, die üppig aufgenommenen Bankkredite lauteten jedoch auf Schweizer Franken. Für eine größere Zahl von Bürgschaften, die der Industrielle vertrauensvoll an Bittsteller vor allem aus der Region seines Wohnsitzes gewährt hatte, mußte er geradestehen, weil deren Geschäfte pleite gingen. Der lange vom Erfolg verwöhnte Industrielle mußte gar um die Hypothek auf dem Schloß Heerbrugg bangen; in letzter Minute lenkte die Hauptgläubigerin, die Schweizer Volksbank, ein. Seinem Sohn Max schrieb er am 30. November aus dem ägyptischen Tourah: «Laß Dir für Deiner Lebtag als Richtlinie dienen, lieber weniger Geschäfte machen oder für fremde Rechnung und keine Schulden haben. Du hast keine Ahnung, wie sehr mich nach meinem arbeits- und erfolgreichen Leben der Umstand drückt, in so schwieriger Lage zu sein, wie ich es bin. Ich muß alle Energie zusammennehmen, um nicht zu unterliegen (!).» Die Schmidheinys fuhren jetzt mit der Bahn 3. Klasse; der Tycoon logierte in Zweitklaßhotels, wenn er geschäftlich unterwegs war. Die Briefe, die der Mann in jener Zeit schrieb, geben wichtige Einblicke in die Familienphilosophie. Zum

ersten setzt er als selbstverständlich voraus, daß seine Söhne Ernst (geboren 1902) und Max (1908) die Geschäfte übernehmen würden. Was in manchen Industriellenfamilien fast unlösbare Probleme aufwirft, klappte bei den Schmidheinys bis auf den heutigen Tag: Die Kapitäne des Wirtschaftsimperiums trugen immer den Namen Schmidheiny. Sohn Max gratuliert er in einem langen Brief zum 25. Geburtstag und schreibt unter anderem: «Geld ist so bald verloren, jedoch wird man stets Leute brauchen, die wirkliche Chefs sind. Mancher hätte das Zeug dazu, es gelingt ihm auch, sich durchzusetzen. Bis er aber an einen befriedigenden Platz angelangt ist, ist er alt, oft verbraucht. Es braucht auch ein gewisses Prestige, und das erlangt man nie in kurzer Zeit. Es muß durch lange Frist erworben werden. Ihr habt es vom Großvater und Vater her bekommen. Eure Sache ist es, es zu wahren und zu mehren. (...) Mein weiterer Wunsch geht dahin, daß Ihr unter Euch Geschwistern alles vermeidet, was verletzen könnte, auch Eueren Schwägern gegenüber. Es ist so selten, aber um so schöner, wenn in einer großen Familie Eintracht und Zusammenhalten nie fehlen (2).»

Ägypten, wo die erste große außereuropäische Unternehmung Ernst Schmidheinys entstand, sollte sein Schicksalsland werden. Er fühlte sich am Nil so wohl, daß er und seine Frau Vera lange mit dem Gedanken spielten, dort Wohnsitz zu nehmen. Am 15. März 1935, auf dem Flug von Jerusalem nach Kairo, stürzte eine Maschine der ägyptischen Fluglinie Misr Airworks bei El Arisch ab. An Bord der Unglücksmaschine mit einigen andern Passagieren: Ernst Schmidheiny und sein älterer Sohn. Während der Vater den sofortigen Tod fand, überlebte Ernst junior leicht verletzt das Unglück.

Schmidheinys Konzept, viele Eisen im Feuer zu haben, seine Geschäfte fast immer zusammen mit Partnern zu gründen, verdientes Geld sofort wieder zu investieren, hatte sich bis zur großen Krise glänzend bewährt. Von ihm ist der Ausspruch überliefert, es sei ihm viel zu langweilig, Coupons (von Obligationen) abzuschneiden. Lieber legte er eigenes und von Banken geliehenes Geld mit viel Risikobereitschaft oft in heruntergewirtschafteten Betrieben an, erwarb die Anteile billig und brachte die Unternehmen mit Hilfe von Managern, denen er vertraute, zum Blühen.

Der Schock des jähen Todes des Patriarchen traf die Familie tief. Die beiden Söhne und die Töchter Vera und Marie Louise überlegten lange, ob sie das überschuldete Erbe antreten sollten. Sie nahmen schließlich die

Hinterlassenschaft an und zogen Konsequenzen. Einer der wichtigsten Grundsätze ist die in Zukunft gesunde Finanzierung, das Anlegen von genügend Reserven für schlechte Zeiten. Ohne diese Maxime hätten die schweizerische Eternit und die Amiantus die Krise, die 1975 einsetzte, wohl nicht überstanden.

8. Max Schmidheiny: die große internationale Expansion

«Wenn wir irgendwo flüssige Mittel erarbeitet hatten, dann haben wir sie immer sofort wieder investiert.» *Max Schmidheiny*

a) Sprungbrett Berlin

Auf neun Uhr sind wir verabredet, etwas nervös sitze ich in der großen Eingangshalle des Schlosses Heerbrugg. Fast beklemmende Stille herrscht; nur das Ticken einer antiken Standuhr ist zu hören. Frau Bauer, die Empfangsdame, hat mich freundlich zu einem leicht abgenutzten Fauteuil geleitet, auf dem soliden Salontischchen liegt ein Bildband mit Schlössern Europas, daneben ein Buch über das Wasserkraftwerk Emosson, für dessen Bau Schmidheinys Zementfabriken sicher zigtausend Tonnen Zement geliefert haben. Ein weiterer, schon fast vergilbter Band trägt den Titel «100 Jahre Cement-Fabriken». Tatsächlich, Sir Max, wie mein heutiger Gesprächspartner von seiner Umgebung respektvoll-bewundernd, mit einer ganz kleinen Prise Ironie genannt wird, zeigt bereits im Vorzimmer Flagge! Von den Wänden grüßen imposante Trophäen von Jagdsafaris im afrikanischen Busch, ein stattliches, gewundenes Gehörn eines Kudu-Bullen, gewaltige Stoßzähne von Elefanten, Antilopenköpfe ... und am Aufgang zur Galerie Hodlers berühmter Holzfäller; natürlich kein Kunstkreisbild, das Gemälde mit dem stämmigen Waldarbeiter ist echt, wie alles in diesem Haus. Frau Bauer führt mich die Treppe hinauf; Max Schmidheiny steht im Türrahmen seines übergroßen, aber einfach ausgestatteten Büros. «Wie lange haben wir, eine Stunde?» ist sein erster Satz. Ich antworte, es könnten leicht auch zwei Stunden werden, und spreche ihn auf die Jagdtrophäen aus Afrika an. «Die Großwildjagd ist ja heute verpönt», räumt er ein, «aber das war ja schon faszinierend! Jetzt begnüge ich mich halt mit meinem Revier im Vorarlbergischen.» Im Büro hängen, wie draußen auf der Galerie, Hodlerbilder, eins neben dem andern; alles vom Schönsten und Besten. «Der Hodler hat mir schon immer gefallen», sagt Sir Max, «ich habe alle gekauft, als sie noch wenig kosteten, ein paar tausend Franken das Stück.» Ich erinnere mich, die herrliche Thunersee-Landschaft an der großen Hodler-Austel-

lung in der Staatsgalerie in Berlin gesehen zu haben. «Stimmt», meint der sehr präsent wirkende 78jährige Grandseigneur, «sieben Stück habe ich nach Berlin ausgeliehen.»

Berlin ist eine Symbolstadt für Max Schmidheiny, hier hat er in einer Mischung aus unternehmerischem Mut, Kalkül und Zukunftsglauben zur Verwunderung vieler kurz nach dem Krieg die erste private Million investiert. Als sein Vater 1935 im fernen Ägypten auf dem Höhepunkt der Wirtschaftskrise tödlich verunfallte, zählte Max 27 Jahre. Der ETH-Maschineningenieur stürzte sich, nachdem der Familienrat die Weiterführung des krisengeschüttelten Imperiums beschlossen hatte (etwas anderes kam wohl für diese sendungsbewußten Unternehmer auch nicht in Frage), mit voller Kraft in die Arbeit. Die Brüder teilten die Geschäftsbereiche teilweise auf. Max engagierte sich in den Bereichen Zement und Eternit. Sofort rückte er in die Position seines Vaters als Delegierter des Verwaltungsrates in der ägyptischen Zementfabrik nach und zog etwas später in der Nähe von Kairo auch ein Eternit-Werk hoch. Es ist faszinierend, diesem überraschend zierlichen und nicht sehr großgewachsenen Mann zuzuhören, der manchmal wie Napoleon, dann wieder wie ein Philosoph oder ein aufs Sparen getrimmter mittelständischer Familienvater spricht. «Als Hitler im März 1938 Österreich überrannte, sagte ich: ‹Jetzt gibt es Krieg in Europa; damit wir einmal nicht wieder von ganz vorne anfangen müssen, setzen wir einige unserer Mittel in andern geographischen Regionen ein.› Und so haben wir es denn auch gemacht», erläutert er.

Der Bundesrat berief Max Schmidheiny, ähnlich wie dessen Vater während des Ersten Weltkrieges, ins Gremium für Vorratshaltung; die internationalen Verbindungen der Familie sollten dem Land nutzbar gemacht werden. «Bis 1942 machte ich Militär, dann sagte ich mir: Es ist wichtiger, unsere Auslandposten wahrzunehmen, statt in der Armee zu hocken und herumzufaulenzen. Sie entließen mich dann, und ich war in der zweiten Kriegshälfte oft unterwegs im Ausland, vor allem in Ägypten. Als der Krieg auch in Nordafrika losging und das deutsche Afrikakorps näher kam, sagten wir: Es ist jetzt nicht interessant, in Ägypten zu investieren, da verschoben wir die ganze Organisation nach Südafrika.» Da spricht und handelt ein Stratege! Eigentlich hatte man in der SAIAC, dem exklusiven Club der Asbestzement-Hersteller, die Welt anno 1929 anders aufgeteilt: Die ehemalige britische Kap-Kolonie gehörte zur Interessensphäre der Engländer, doch aus dem geplanten Eternit-Commonwealth wurde vorerst nichts. Eines schönen Tages, so Max Schmidheiny, kam ein Telegramm von Turner and Newall, dem britischen Asbest-Zement-Gi-

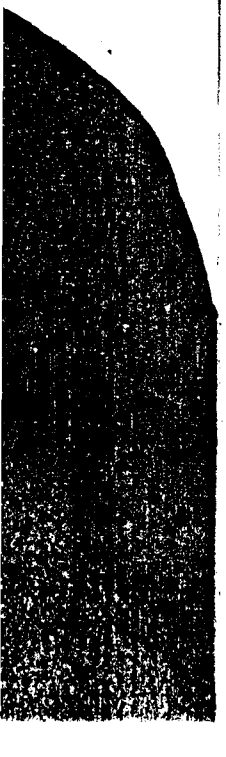
ganten, mit dem Inhalt: «You can go ahead in South Africa.» Die Engländer wagten es nicht, in dem zerrissenen Land, in dem sich Buren und englischstämmige Einwanderer bekämpften, zu investieren; so sprang der Unternehmer aus dem neutralen Alpenland ein. Das einzige, was an die ursprünglich britische Domäne erinnert, ist der Name «Everite», den Turner and Newall vorgesehen hatte und den die Schweizer, ohne Einwände zu machen, übernahmen. Ja, die Tarnbezeichnung konnte ihnen nur recht sein.

Die Brüder Schmidheiny legten im Krieg in ihren Fabriken riesige Kohlenvorräte an, damit die Werke weiterproduzieren konnten. Obwohl klar war, auf welcher Seite der kriegführenden Mächte die Heerbrugger standen, nutzten sie dennoch ihre Vorteile: so kauften sie Kohle von den verhaßten Nazis, «saubillig», wie sich Sir Max erinnert, und betrieben gar zusammen mit den Deutschen eine Asbestmine in Jugoslawien, um den Nachschub der kostbaren Faser möglichst lange sicherzustellen. Die Bedeutung des Eternits wuchs nämlich in der Gruppe zusehends. Von den wenigen Prozent in der SAIAC kletterte der Produktionsanteil der international tätigen Schweizer im Laufe der nächsten fünfzehn Jahre auf mehr als einen Drittel! «Weil wir eben den Mut hatten und investierten!», kommentiert der Großindustrielle mit blitzenden Augen. Auch die andern Sektoren des Wirtschaftsimperiums produzierten dank der Vorsorge: «Weil wir Energie hatten, um unsere Zementfabriken zu betreiben, lieferten wir den Alliierten den begehrten Zement von Gibraltar bis Murmansk.» Daß die Schmidheinys Strategen sind und imstande, über das Gesichtsfeld ihres Gemeindekirchturms hinaus zu blicken, beweist auch der Entschluß, den die Brüder Max und Ernst kurz nach dem Ausbruch des Krieges faßten: Ernst zog mit seiner Familie und seinen Mitarbeitern in die Westschweiz, nach Céligny im Kanton Genf, weil die Brüder mit einem Angriff der Deutschen auf die Schweiz rechneten. Sollte das Land geteilt werden, wie eines der Szenarien der Global-Schachspieler aussah, so konnte Max die Festung in Heerbrugg halten, während Ernst die Interessen der westlichen Hälfte der Schmidheiny-Firmengruppen wahren sollte. Obwohl er sich vom Kriegsverlauf aus als nicht nötig herausstellte, erwies sich der Schritt als außerordentlich weitsichtig. Der welsche Einfluß, das gallische Flair begannen das bis anhin von deutschschweizerischer Nüchternheit gekennzeichnete Wirtschaftsreich mitzuprägen. In guter Familientradition hatten die Geschwister zwar die Geschäftsbereiche aufgeteilt, es gab jedoch weiterhin Überschneidungen und Verbindungen.

Berlin, nach dem Krieg in Trümmern, erwies sich als Prüfstein der Risikobereitschaft. Das bedeutende Eternitwerk, von allen Mitgliedern



der SAIAC gemeinsam gegründet und betrieben, war am Boden. Zwar hatte die Fabrik nur einige wenige Bombentreffer aus alliierten Flugzeugen erhalten, die siegreichen Russen demontierten jedoch die Produktionsmaschinen, um sie in der Sowjetunion wieder aufzustellen. Soweit kam es aber nicht, die notdürftig verpackten Eternit-Pressen erreichten ihr Ziel nie, blieben irgendwo zwischen Berlin und Moskau liegen. «Alle andern, die Belgier, die Franzosen, die Österreicher, hatten den Mut nicht mehr», erinnert sich Sir Max, «weil das ganze Zeug ja keinen Wert mehr hatte. Ich war der einzige, der etwas gewagt hat, weil ich den Berlinern helfen wollte, ihre Wirtschaft wieder in Schwung zu bringen. Die alten Aktien», er lacht, «kaufte ich für einen Pappenstiel. Ich war der erste Ausländer, der in Berlin wieder investiert hat.» Auf meine Frage, wie die Öffentlichkeit es aufgenommen habe, daß er so rasch nach Kriegsende auf den Ruinen des Hitlerreiches investierte, antwortet er mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der er das außergewöhnliche Management während des Krieges schilderte: «Die Amerikaner halfen ja auch, der Marschallplan lief an, es gab für Investoren die günstigen European Recovery Credits. Hätten die Russen Berlin überrannt, dann hätten wir diese Kredite natürlich nicht mehr zurückbezahlt.» Hier spricht der Vertreter einer Aufbaugeneration, einer Generation, die zwei Kriege erlebt hat, nicht auf dem Schlachtfeld zwar, aber doch als Betroffene, weil wichtige wirtschaftliche Interessen der Familie teilweise mitten im Kriegsgebiet lagen. Hier spricht auch der Vertreter einer Generation von Machern, die quasi schrankenlos das realisierte, was realiserbar war. Ein Umweltbewußtsein im heutigen Sinn gab es damals noch nicht, die Grenzen des Wachstums rückten erst Jahrzente später ins Blickfeld. Die Parole hieß «Aufbau», ein weithin zerstörter Kontinent benötigte dringend Wohnungen für Millionen von Menschen, Schulen, Straßen, Flugplätze. 1949, nach dem Ende der Blockade durch die Russen, begann der Aufbau der Berliner Eternit; im gleichen Jahr verließen die ersten Platten die Pressen im neu erstellten Werk Tönning bei Hamburg: Asbestzement, der unentbehrliche Baustoff für die nicht immer preiswürdige Nachkriegsarchitektur, konnte wieder geliefert werden; hektar-, quadratkilometerweise. Der Bedarf sprengt alle Vorstellungskraft! Sieben Fabriken, über ganz Deutschland verstreut, wurden im Laufe der ach so schönen Nachkriegsjahrzehnte aus dem Boden gestampft. Bis zur großen Eruption Ende der siebziger Jahre waren das Goldgruben, welche die Risikobereitschaft Schmidheinys fürstlich lohnten.



◁ *Max Schmidheiny*

Während unseres Gesprächs bricht plötzlich grelles Sonnenlicht durch den typischen Rheintaler Morgennebel. Die Gemälde von Ferdinand Hodler strahlen in leuchtenden, satten Farben; blaue Firmamente mit weißen Schönwetterwölkchen wölben sich über majestätische Schweizer Gebirgsmassive, über weite, grüne und unverbaute Landschaften. Sehnsucht eines alten Industriekapitäns nach einer unversehrten Welt ohne Beton und Eternit? Max Schmidheiny ist ein Spartaner. Ohne eine Zigarette anzuzünden, ohne ein Täßchen Kaffee, unterhalten wir uns einen ganzen Morgen lang. Die Erfahrung der Krise während des Beinahe-Kollapses der Unternehmen seines Vaters begleitete ihn offenbar ein Leben lang. Sparsamkeit – nicht Kleinlichkeit – ist eines seiner Markenzeichen. Da konnte es schon einmal vorkommen, daß er eine Zwanzigermarke vom Umschlag wieder ablöste, weil zufälligerweise jemand da war, der einen Brief an seinen Bestimmungsort mitnehmen konnte. In Niederurnen erinnern sich ältere Mitarbeiter heute noch, wie er während vieler Jahre im gleichen alten Amerikanerwagen anfuhr und kein leitender Mitarbeiter es wagte, etwas Besseres zu chauffieren. Prunk und Protz sind ihm ein Greuel, sein ererbter Wohnsitz in Heerbrugg wirkt denn auch alles andere als pompös, sondern solide und dauerhaft.

b) Die «richtigen Leute»

«Das ist überhaupt das wichtigste, die richtigen Leute am richtigen Platz», sagt Max Schmidheiny. Einen dieser «richtigen Männer» traf ich im Zürcher Schmidheiny-Hauptquartier. Ein Gentleman vom Scheitel bis zur Sohle, der 1984 altershalber in Pension ging, obwohl er sich gerne noch einige Jahre für Eternit aufgeopfert hätte. Dr. Max Graf amtete während des letzten Krieges als jüngster Quartiermeister seiner Divison. Der strebsame, junge Mann aus einfachen Verhältnissen kam in seiner militärischen Funktion oft in Kontakt mit höheren Offizieren und war beeindruckt, wie er berichtet, «von den interessanten Persönlichkeiten mit dem vielen Gold am Hut», darunter auch Anton Schrafl, Schwager der Herren Max und Ernst Schmidheiny. Mit seinem Vorgesetzten Schrafl kam Graf allerdings in Konflikt, weil er trotz Grippe von früh bis spät seinen Mann stellte. Diese Zähigkeit mochte dem Mitglied des Schmidheiny-Clans freilich besonders imponiert haben. Jedenfalls empfahl er den jungen Juristen seinem Schwager Ernst. Graf stand damals bereits mit der Zürich-Versicherung in Kontakt, weil seine Dissertation die Autohaftpflicht zum Gegenstand hatte. Die «Zürich» bot ihm damals äußerst

großzügige 1000 Franken im Monat; dennoch folgte er dem Vorschlag Ernst Schmidheinys, sich zu einem Gespräch im Buffet Erster Klasse im Zürcher Hauptbahnhof zu treffen. «Schmidheiny offerierte mir 500 Franken im Monat», erinnert sich Dr. Graf und ergänzt: «Minus die gesetzlichen Abzüge. Er beeindruckte mich einfach sehr durch seine Art, und dann bot er mir noch die Möglichkeit, ins Ausland zu gehen. In seiner Natürlichkeit und ‹Generosität›, die sich zwar nicht unbedingt in seinem Lohnangebot zeigte, machte er mir den Entschluß leicht, zumal er einen Namen trug, der einen schon damals fast Achtungstellung annehmen ließ.» Am 1. Dezember 1944 trat Max Graf in die Dienste der St. Galler Industriellenfamile. Zu seiner Verblüffung durfte er seine vierzig Jahre währende Karriere beim gleichen Arbeitgeber mit einem Monat bezahlter Ferien beginnen. «Sie haben ihr Abschlußexamen bestanden und die Erholungspause redlich verdient», beschied Ernst Schmidheiny, «melden Sie sich nach einem Monat bei Direktor Stoffel in Niederurnen.» Stoffel, der es auch auf 40 Jahre treue Dienste bei der Eternit brachte, nahm den frisch gebackenen Doktor der Juristerei eines Montagmorgens in Empfang und sagte: «Wenn Sie schon eine Karriere bei der Eternit machen wollen, dann müssen Sie auch wissen, wie Asbestzement hergestellt wird.» Graf arbeitete darauf während mehrerer Monate in allen Abteilungen des Werkes, buckelte Zementsäcke, formte Blumenkisten, verpackte Fertigprodukte und schaufelte Asbest in Räumen, die zeitweise von Staub und Fasern verdunkelt waren. Damit teilte er das Los *aller* leitenden Eternit-Mitarbeiter; ich jedenfalls habe keinen gesprochen, der nicht seine Bewährungsprobe an der Basis der Produktion absolvieren mußte. Inklusive Stephan Schmidheiny, der in Brasilien Asbestsäcke schleppte. «Irgendein Umweltbewußtsein existierte damals nicht», erklärt Max Graf, «Staub bei diesen Arbeitsprozessen war sozusagen etwas Naturgegebenes.» Als Graf sich 1968 medizinisch untersuchen ließ und der Arzt ihn fragte, ob er jemals in einer gesundheitsgefährdenden Industrie gearbeitet habe, antwortete er spontan mit «nein». Aus heutiger Sicht ist dieses Negieren jeglicher Gesundheitsgefahr zumindest erstaunlich, denn 1968 erregte Asbest als «Killer-Faser» in den USA bereits die Öffentlichkeit.

Kurz nach Kriegsende reiste Graf erstmals für die Gruppe nach Südamerika; auf einem spanischen Passagierschiff in 34 Tagen von Cadiz nach Santos. In den kommenden vier Jahrzehnten sollten daraus nicht weniger als 202 Reisen über den Südatlantik werden, die er praktisch alle im Dienste der Eternit und anderer Schmidheiny-Interessen absolvierte! 202 Reisen für einen Arbeitgeber, der ihm rasch schier unbegrenztes Vertrauen schenkte. Er war eben einer, «der zu uns paßte». Wer nicht mit der

«Chemie» dieses in seiner Form beispiellosen Wirtschaftsimperiums harmoniert, muß gehen. In aller Regel mit einer kulanten Abfindung, die den trennenden Schnitt weniger schmerzhaft macht. Graf arbeitete, wenn er nicht in Lateinamerika im Einsatz stand, in Céligny im überraschend klein dimensionierten «westlichen Hauptquartier». Ernst Schmidheiny engagierte sich als Unternehmer zwar auch in der Eternitgruppe, betätigte sich jedoch vor allem im Holderbank-Konzern, zuerst als Delegierter, später als Präsident des Verwaltungsrates. Als begeisterter Privatpilot trat er 1947 dem Verwaltungsrat der Swissair bei; 1958 bis 1966 stand er gar als Präsident an der Spitze unserer nationalen Fluglinie! Ernst Schmidheiny, der im März 1985 verstarb, gründete eine ganze Reihe von Stiftungen. Für seine Verdienste um die Schweizer Wirtschaft verlieh ihm die Universität Genf den Ehrendoktor der Wirtschaftswissenschaften.

In Südamerika sollte Graf zuerst bei der eben erst gegründeten brasilianischen Eternit seine Sporen abverdienen, wurde dann aber bald nach Chile geschickt, wo ein Betrieb der belgischen Eternit-Gruppe ums Überleben kämpfte. Da die Belgier und die Schweizer durch gegenseitige Beteiligungen bereits in Europa verbunden waren, lag die Hilfeleistung an die vom Krieg arg mitgenommenen Partner auf der Hand. Graf agierte während acht Monaten als Assistent des Verkaufsschefs in Chile und sammelte wertvolle Erfahrungen. Nach der Rückkehr in die Schweiz heiratete er und avancierte rasch zum Privatsekretär Ernst Schmidheinys; er führte unter anderem auch während Jahren das Sekretariat der SAIAC und kennt darum die internationale Eternit-Szene wie kaum ein zweiter. «Damals wußte man nicht so genau, welcher der Brüder was machte, sie harmonierten aber perfekt und arbeiteten absolut Hand in Hand. Es war ein vollständig intuitives Management. Alles war miteinander vernetzt; da gab es Holderbank, die rasch wachsenden Eternit-Interessen, Immobilien . . .»

In jenen Jahren war Holderbank der große, an der Börse kotierte Brocken des Schmidheiny-Imperiums, mit gedrucktem Jahresbericht und 15 prominenten Herren im Verwaltungsrat. Eternit blieb im Schatten und wurde auch im Schatten behalten, wie Dr. Graf erklärt. Es war privat, was bis heute so geblieben ist: Sowohl die Eternit Schweiz wie die Amiantus sind nicht an der Börse kotiertes ausschließliches Eigentum von Stephan Schmidheiny.

Der Asbestzement-Bereich entwickelte sich national und international nach dem Krieg mächtig. Niederurnen produzierte beim Auftakt zur großen Expansion 800 000 Quadratmeter jährlich, in den Spitzenjahren

sollte die einheimische Produktion aus Niederurnen und dem 1958 eröffneten zweiten Werk in Payerne 25mal größer werden! Lateinamerika erwies sich als ein Zukunftsmarkt mit unbegrenzt scheinendem Potential. Was in Brasilien begann, zog rasch weitere Kreise nach Venezuela und Kolumbien, wo mit Finanzen und Know-how aus der Schweiz Eternit-Werke hochgezogen wurden. Wie in Brasilien spannte man auch in den andern Ländern mit lokalen Partnern zusammen: Mit von der Partie waren auch immer die Belgier, mit denen man in der Regel die Aktiengemeinschaft hielt. Wo die Schmidheiny-Beteiligung größer war, stellten die Schweizer das Management und bestimmten die Geschäftspolitik, in den andern Unternehmen die belgischen Partner. Heute ist das europäische Kapital in den lateinamerikanischen Gesellschaften in der Regel in der Minderheit: nach der Gründung des Andenpaktes in den sechziger Jahren untersagten die meisten Regierungen ausländische Majoritäten.

Wie die Expansion in Lateinamerika ungefähr vonstatten ging, erklärt Max Graf anhand eines Beispiels: «1958 reiste ich nach Ecuador, das war ein Land, wo man dachte, da könnte man vielleicht eine Asbestzement-Industrie aufbauen. Ich sah dann, daß dort ein Unternehmen existierte, das vor dem Bankrott stand. Die Leute flehten mich an, wir sollten ihnen doch Hilfe leisten. Wir haben dann zusammen eine Gesellschaft gebildet, eine Kapitalerhöhung einbezahlt, und das wurde eine sehr schöne Geschäftsbeziehung. Aus einem kleinen Unternehmen auf 6000 Quadratmetern, wo wir mit 251 650 Dollar eingestiegen sind, wurde nach und nach ein stolzes Unternehmen.» Heute betreibt Eternit zwei große Fabriken in Ecuador und gehört zu den bedeutenden Firmen des Landes.

Nach Ecuador folgte 1959 der Sprung nach El Salvador; drei Jahre später reiste Max Graf nach Guatemala und Costa Rica, wo er im Namen seiner Arbeitgeber Gesellschaften zusammen mit den Belgiern und lokalen Partnern gründete. Kaum zu glauben, daß Dr. Graf lange Zeit auch noch für die Interessen der Holderbank Financière, des von Schmidheiny kontrollierten internationalen Zement-Konzerns, in Lateinamerika tätig war. Seine Arbeitslast muß immens, sein Einsatz für seinen Boß total gewesen sein! Wo ein Holderbank-Zementwerk hochgezogen wurde, da war in der Regel die Baugrube für eine Eternit-Fabrik nicht fern ... Anfangs der sechziger Jahre verhandelte der Schmidheiny-Intimus in Nicaragua: «Ich sagte mir, dort müssen wir einmal fähig sein, eine kleine Fabrik zu bauen, denn Nicaragua ist ein kleines Land mit einem beschränkten Markt. Wir ergriffen die Initative und brachten ein Joint Venture mit lokalen Partnern unter Dach, sehr gute einheimische Leute. Es wurde nichts Großes, aber etwas sehr Befriedigendes und Gesundes, eingepaßt in die

Bedürfnisse des Landes.» Wichtigster finanzieller Partner wurde in einer späteren Phase der Diktator Somoza, nach Dr. Grafs Einschätzung ein intelligenter Mensch, der sich während der zwei Gespräche, welche die beiden miteinander führten, als sehr gut informiert erwies und «immer genau die richtigen Fragen stellte». Ein paar wichtige Fragen hat sich der Diktator offenbar nicht gestellt, Fragen vor allem, welche die Verteilung der Reichtümer in seinem Land betrafen. Inzwischen sind er und seine Sippe bekanntlich von der sandinistischenn Revolution hinweggefegt worden. Die Kapitalisten aus der Schweiz sahen sich plötzlich mit einem linksgerichteten, kommunistisch orientierten Partner konfrontiert, der Somozas Eternit-Beteiligungen behändigt hatte. Bis dato funktioniert die Geschäftsbeziehung noch; man ist politisch neutral und kann, so ein Verantwortlicher der Amiantus, nicht jedesmal die Zelte abbrechen, wenn die Regierung wechselt. Dennoch: die Zusammenarbeit mit den Sandinisten ist für die Schweizer ein Grenzfall. Sicher würde man in einem solchen Land nicht mehr neu mit einem Engagement beginnen. Max Schmidheiny zum Thema: «Am Anfang wollten wir jeweils die Aktienmehrheit haben, von dem sind wir schon lange abgekommen, weil es einem einen Kabis nützt in diesen Ländern. Wenn irgendein Revoluzzer kommt, wie seinerzeit der Nasser in Ägypten (wo Schmidheiny seine Anteile an den Staat abtreten mußte), dann hat der ausländische Investor gar nichts mehr zu sagen. In Nicaragua, da geht es vorderhand noch weiter, aber das geht genau im russischen System. Das wird jetzt ausgehöhlt, und in ein paar Jahren ist das futsch, wird es komplett vom Staat übernommen.»

«Amindus» taufte man die Management-Organisation für Lateinamerika, auch dieser Begriff ist von Asbest abgeleitet. Im Laufe der Jahrzehnte stieg die Zahl der Länder, in denen Eternit-Werke mit Schweizer Know-how, Kapital und anfänglich auch schweizerischem Management entstanden, auf elf an! Neben den großen Ländern Brasilien, Mexiko, Kolumbien und Venezuela, wo überall mehrere bedeutende Werke produzieren, entwickelten sich auch die kleineren: Ecuador, Bolivien, El Salvador, Guatemala, Honduras, Nicaragua und Costa Rica. Dazu kommen noch die Staaten, wo man an belgischen Eternit-Unternehmen beteiligt ist.

Dr. Max Graf, der fast eine Symbiose mit den Schmidheiny-Brüdern einging, gehört zu einer Generation von Machern, die im Bewußtsein, etwas Nützliches zu tun, das Wirtschaftsimperium immer weiter ausbauten. Asbestzement war – das galt als unumstößliches Axiom – ein «phantastisches Material» (Max Schmidheiny). «Man war überzeugt, daß man ein gutes Produkt hat, daß man es richtig macht», sagt Max Graf, «gerade in Lateinamerika haben wir viele Arbeitsplätze geschaffen und damit zur lo-

kalen Entwicklung beigetragen. Eternit ist ein dem Markt angepaßtes Baumaterial, anders ist sein Erfolg doch gar nicht zu erklären!»

Überflüssig zu betonen, daß Asbest in Lateinamerika während dieser stürmischen Aufbauphase keinen Diskussionsstoff bot, es sei denn in positiver Hinsicht. Die Faser, die zudem in einzelnen lateinamerikanischen Ländern als nationaler Rohstoff abgebaut wird, galt als exzellentes Rohmaterial. Die Amindus erwarb darum zur Sicherung der Rohstoffbasis zusammen mit den belgischen Geschäftsfreunden und einheimischen Partnern mehrere Asbestminen in Brasilien und Kolumbien.

Die Eroberung Lateinamerikas durch die Schweizer Eternit-Konquistadoren wirkt konzentriert auf einigen Buchseiten handstreichartiger, als sie in Wirklichkeit war. Da gab es immer wieder Rückschläge bedingt durch politische und wirtschaftliche Krisen, da brauchte es einen «langen Atem», und einzelne Unternehmen überlebten nur durch regelmäßige Finanzspritzen aus der Schweiz. Weil die Nachfrage tendenziell in allen Ländern bis zum Beginn der achtziger Jahre stieg, mußte man die Produktionskapazitäten stetig ausbauen, was die Reinvestition eines Großteils der Gewinne erforderte. Max Graf konnte als Leiter der Amindus-Gruppe verblüffend selbständig arbeiten: «Ich war weitgehend auf mich selber angewiesen. Einmal im Jahr hatte ich mit den beiden Herren Schmidheiny gemeinsam ein Meeting, sonst traf ich, wenn es nötig war, mit dem einen oder andern einzeln zusammen und besprach vieles am Telefon mit ihnen. Sie trieben mich nicht an, sie ließen mich machen, das Vertrauen war da.»

Wie Dr. Graf weiter ausführt, empfand er das Ganze als eine natürliche Entwicklung. Die Schweizer waren in Lateinamerika gern gesehene Partner, zumal der Bevollmächtigte der beiden Industriellen «diese Lateiner absolut sympathisch» findet und sich bei seinen manchmal zwei, drei Monate langen Aufenthalten in Süd- und Mittelamerika sehr wohl fühlte. Die gefundenen Geschäftspartner seien heute noch oft seine Freunde.

Woher aber die Antriebskräfte, von Land zu Land immer weitere Beteiligungen zu suchen, immer neue Industrien aufzubauen? «Das ist ein Gemisch von Motiven», sucht der Vertrauen ausstrahlende Mann zu erklären. «Wichtig dabei war sicher eine Art Entwicklungsapostolismus. Auf der andern Seite natürlich auch der Einfluß, der Status, den man gewann, wenn man in einer solchen Schlüsselindustrie Aufbauarbeit leistete.» Diesen Status genoß Dr. Graf freilich im Stil des für die Gruppe typischen «low profile», er war eher eine graue Eminenz und erschien, wie er mit verhaltenem Stolz anmerkt, kein einziges Mal in der südamerikanischen Presse.

Während also die Amindus in Lateinamerika ein Netz von Industrien aufbaute (darunter Unternehmen außerhalb des Bereichs Asbestzement), expandierte die Schweizer Eternitgruppe auch in andern Erdteilen kräftig. Den Sprung nach Südafrika haben wir erwähnt; außer mit neuen Beteiligungen in Europa (vor allem in Skandinavien und Italien) weitete sie ihr Engagement im arabischen Raum aus. Auch hier lag man mit dem Baustoff Eternit richtig, zumal Saudiarabien und die andern Staaten, wo man mehrere Asbestzementfabriken aufstellte, dank den immer reichlicher fließenden Petrodollars ambitiöse Bauvorhaben realisieren konnten. Inzwischen ist freilich auf einige dieser Beteiligungen der Rauhreif gefallen: die italienische Eternit mußte, nachdem die Schweizer Muttergesellschaft 60 Millionen Franken zugeschossen hatte, ohne eine Wendung zum Besseren herbeizuführen, im Jahre 1984 Nachlaßstundung beanspruchen. Die Wirtschaftskrise und eine ruinöse Überkapazität hatten zum Desaster geführt. Die Zukunft der Eternit S.p.A., Genua, steht in den Sternen. Für STS ist das Unternehmen so oder so ein Problemfall: NT hat es auf dem italienischen Markt sehr schwer, weil die neuen Produkte teurer sind als der von der Konkurrenz im Überfluß produzierte Asbestzement.

Aus Arabien wollte man sich nach jahrzehntelanger Geschäftstätigkeit wieder zurückziehen, nicht zuletzt darum, weil die Fremdenfeindlichkeit dort, so Stephan Schmidheiny, ein unerträgliches Maß angenommen habe. In letzter Minute entschloß sich Schmidheiny jedoch, seine Beteiligung in der «Aminatit» genannten Eternit-Firma mit Sitz in Damnam aufrecht zu erhalten, ja sogar zu verstärken.

c) «Kein Konzern»

Die schweizerische Eternitgruppe kontrolliert mit einem gewichtigen Aktienpaket (wenn auch fast durchweg mit weniger als 50% des Aktienkapitals) Eternitfabriken in 16 Ländern mit insgesamt 23 000 Mitarbeitern und ist in ebensovielen Staaten an Werken beteiligt, die von andern Eternit-Gruppen, meist den Belgiern, geleitet werden. Das jährliche Umsatzvolumen der Gruppe beträgt rund 2 Milliarden Franken und entspricht damit ungefähr dem der belgischen Eternit.

Ein riesiger Eternit-Konzern also, mit einer Befehlszentrale in der Schweiz? Max Schmidheiny widerspricht energisch: «Ich habe immer gesagt, wir haben keinen Eternit-Konzern! Das ist alles so denzentralisiert mit regionalen Entscheidungsträgern, mit Mehrheiten an lokalen Kapitalien.» Auch Sohn Stephan, der Erbe des Konglomerats von Eternit-Betei-

ligungen, betont, daß die in der Amiantus zusammengefaßten internationalen Interessen keinen Konzern im herkömmlichen Wortsinn mit dominierender zentraler Entscheidungsgewalt darstellten. Die großen Linien werden dennoch vom Hauptaktionär festgelegt, denn immerhin hat Stephan Schmidheiny dem schwer definierbaren Gebilde, das bis anhin zwischen 10 und 15% der Welt-Asbestförderung verbrauchte, seinen Fahrplan «weg vom Asbest» diktiert. Doch davon später.

Zurück ins Büro von Max Schmidheiny, der während unseres Gesprächs zusehends auftaut und weitere Einblicke in seine Antriebskräfte und Motive, in seine Auffassung von Unternehmertum, seine Ethik gewährt. Auf den einfachsten Nenner gebracht: ein Sendungsbewußtsein, als Unternehmer quasi schicksalshaft an seinen Platz gestellt zu sein, motivierte ihn: «Ich bin überzeugt, der Schweizer Wirtschaft haben wir große Dienste geleistet. Auch weltweit ist das, was wir geleistet haben, glaube ich, eigentlich alles positiv. Wir haben geholfen, mit dem, was wir produzieren; wir tragen bei zur Verbesserung des Lebensstandards, auch in den Entwicklungsländern.» Er lehnt sich zurück und meint mit einem gelösten Lachen: «Es hat eben Spaß gemacht, das alles aufzubauen, ohne es an die große Glocke zu hängen. Beim Eternit sind wir etwa in 35 Ländern dabei, so genau weiß ich das nicht, beim Zement in 22 oder 23 Ländern.» Auf meine Bemerkung, die meisten Unternehmer betrieben eine oder vielleicht zwei Fabriken, seine Familie jedoch offensichtlich etwa hundert, korrigiert er: «Ein paar Hundert, ich will es aber gar nicht wissen. Ich habe seinerzeit allen leitenden Mitarbeitern verboten, da eine Zusammenstellung zu machen.»

Bedeutende Industriellen-Familien bringen immer wieder eine Generation hervor, die in kurzer Zeit alles Aufgebaute ruiniert oder verpulvert. Nicht so die Heerbrugger Dynastie: Seit vier Generationen wird das Erbe gepflegt und gemehrt. Der Basis-Standort Schweiz und eine gute Portion an glücklichem Geschick sind weitere Ingredienzien zum erstaunlichen unternehmerischen Erfolg. Während des Gesprächs mit Max Schmidheiny kommt mir der leicht wehmütige Spruch in den Sinn, der in der Hatschek-Villa in Vöcklabruck fiel: «Die Schmidheinys sind halt zwei Weltkriege reicher als wir.»

Die Hodler-Gemälde und zwei, drei kleine Familienfotos bilden den einzigen Schmuck in Max Schmidheinys Büro; Diplome und die in einem langen, erfolgreichen Leben unvermeidlichen Auszeichnungen fehlen. Kurz vor dem Aufbruch frage ich den Gastgeber nach seinem Doktortitel. «Ich habe zwei, ehrenhalber, einen von der Universität Basel und den an-

dern von der Handelshochschule St. Gallen.» Den Dr. h. c. der Uni Basel bekam er, weil er die wissenschaftlich-kritische Ausgabe des Gesamtwerkes des bedeutendsten Schweizer Mathematikers Leonhard Euler durch große finanzielle Beiträge möglich machte. «Wir verewigten ihn zwar auf unserer Zehnernote», wundert sich Schmidheiny, «doch das Geld, das epochale Werk des großen Baslers herauszugeben, wollte niemand aufbringen. Die Basler chemischen Industrien sind eben knauserig. Ich brachte das Geld zusammen, weil ich Euler als einen der größten Mathematiker aller Zeiten schon als ETH-Student bewundert habe.» Max Schmidheiny schloß am Polytechnikum mit dem besten Diplom ab; in Mathematik erreichte er die Maximalnote.

Plötzlich steht er von seinem Stuhl auf und geht zur langen, hell gestrichenen Front von Einbauschränken an der Rückseite des Büros. Er öffnet eine der Schranktüren, an deren Innenseite säuberlich gerahmt neben andern Dokumenten seine beiden Ehrendoktor-Urkunden hängen. Auch das ist typisches Schmidheiny-Unterstatement: Man protzt nicht mit seinen Meriten, sondern hängt hohe Auszeichnungen versteckt auf! Er nimmt das Zertifikat der St. Galler Hochschule herunter. «Für große unternehmerische Leistungen», steht darauf. Daneben hängt die Ehrenbürger Urkunde des Schanfigger Bergdorfes Pagig, das die Familie seit Jahrzehnten und ohne großes öffentliches Aufheben finanziell unterstützt. Ein weiteres Dokument ist mit dem libanesischen Staatswappen geschmückt. Schmidheiny ist Träger des Nationalen Zedernordens, der höchsten Auszeichnung, die der Libanon zu vergeben hat. Diese Ehre ist ihm wegen seiner Verdienste um die Industrialisierung des Libanons zuteil geworden. Noch heute sitzt er im Verwaltungsrat der dortigen Holderbank-Zementfabrik. Jetzt klopft es an der Tür, Sohn Alexander steht etwas ungeduldig draußen und mahnt den Vater, endlich in sein Büro hinüberzukommen. Alexander tritt als Unternehmer nicht so stark in den Vordergrund wie seine Brüder Thomas und Stephan, immerhin hat er kürzlich die Firma Toko gekauft und besitzt mit Stephan zusammen im kalifornischen Nappa Valley Weinberge. Erstaunt registriert der Vater, daß aus der geplanten Stunde fast drei geworden sind. Auf der Galerie führt er mich dennoch zum Stammbaum seiner Familie, eine weitverzweigte, in Öl gemalte Eiche mit Wurzeln in Heerbrugg und Balgach, dem Bürgerort der Dynastie. «Die Enkel fehlen noch drauf», kommentiert er, «das müssen wir gelegentlich machen lassen ... Die Jungen, der Stephan und der Thomas – der ist ja jetzt mein Nachfolger in der Holderbank –, machen ihre Sache recht gut. Also ich habe das Gefühl, das wird noch so weitergehen in der nächsten Generation.»

DIE RISIKEN

9. Wunderfaser mit Gesundheitsrisiken

a) Die Asbestose

«Ich bin in einer großen Familie aufgewachsen und hatte leider die Möglichkeit nicht, etwas zu lernen. 1939 konnte ich bei der Eternit mit einem Lohn von 50 Rappen die Stunde beginnen. Ich hatte keine Wahl und war froh für diese Stelle. Jenny (die Textilfabrik in Niederurnen) bezahlte ja noch weniger», berichtet der heute 65jährige Jakob Tschudy (Name geändert) in der Stube seines kleinen Hauses in Niederurnen im typisch singenden Glarner Dialekt, «ich habe dort alles gemacht, Asbestsäcke in den Kollergang ausgeleert, fertige Waren verladen, die Hallen mit dem Besen gekehrt ... Es war eine gute Bude, die Eternit, im Kanton Glarus stand sie immer vorne, aber eben schaffen mußte man. Ich habe Tag und Nacht geschafft. Wenn ich die Nachtschicht hatte, so mußte ich am Tag ins Holz, für die Feuerung unserer Wohnung im Winter.» Jakob Tschudy atmet schwer, manchmal pfeifend. Seine Lunge ist geschädigt durch Asbestfasern; er leidet an Asbestose. «Man hat doch gar nicht an eine Gefahr gedacht», sagt er, «und man kann auch nicht einfach sagen, das ist wegen der Firma. In Gottes Namen, in den Stollen und Bunkern hatten die Arbeiter die Silikose. Einige von uns haben vom Asbeststaub auf der Lunge die Asbestose bekommen. Da kann man nichts mehr machen! Mein Vater hat 45 Jahre in der Eternit gearbeitet, er hat zwei Jahre früher aufgehört, weil er etwas auf der Lunge hatte, er ist jetzt 86 Jahre alt. Mein Bruder war 40 Jahre bei der Eternit. Mit dem Schnaufen hat er keine Probleme, er hat etwas an den Venen. Zwanzig Jahre lang beanstandeten die Ärzte an meinem Schirmbild nichts. Regelmäßig kam der Schirmbild-Wagen aus Zürich und untersuchte alle Arbeiter. Auf einmal sahen sie diese Lungenkrankheit und sagten: ‹Das tut uns leid, aber dagegen kann man nichts machen›, sie haben zwar die modernsten Medikamente ausprobiert, aber es hat halt nichts genützt. Jetzt brauche ich diese Inhalations-Maschine, den Spray und die Pillen. Ja, geraucht habe ich schon, aber jetzt schon lange nicht mehr; um Gottes willen! Mit Sechzig bin ich pensioniert worden. Noch mehrere bekamen diese Lungenkrankheit, zwei, die ich gekannt habe, sind gestorben.» Der Mann, an dessen Händen die Spuren jahrzehntelanger harter Arbeit deutlich sichtbar sind, spricht in

einfachen Worten von seinen Leiden: «Ich habe manchmal gedacht, jetzt geht es nicht mehr. Mitten in der Nacht mußte ich den Doktor holen. Am besten geht es mir auf 1200 Meter über Meer; wenn ich herunterkomme, geht das alte Lied wieder los.» Was er denn für Gefühle gegenüber seinem Arbeitgeber hege, frage ich den pensionierten Arbeiter. «Nein, gegen die Firma habe ich gar nichts, gar nichts! Die haben ja alles komplett verbessert, sobald man wußte, wie schädlich der Staub ist.» Er zeigt auf ein gerahmtes Foto auf dem Buffet: «Das ist eine Delegation von der Eternit. An meinem Vierzig-Jahr-Jubiläum haben sie mich hier besucht, der Direktor Krättli, der Herr Spieß und ein paar andere.»

Während unseres Gesprächs lacht der Mann immer wieder resigniert. Er strahlt eine abgeklärte Schicksalsergebenheit aus, eine Würde, die beeindruckt. Der erwartete Haß auf die Firma ist nicht zu spüren; er nimmt sein Schicksal an, das ihm die SUVA-Rente zumindest materiell erleichtert: «Die einen erwischt es, die andern nicht!» Auf die geliebte Jagd, ja selbst auf das Schießen im Schützenstand muß er verzichten: «Für mich ist das abgeschlossen, das muß ich aus dem Kopf tun.» Am Schluß unseres Gesprächs, das er bereitwillig, ohne Mißtrauen gewährt hat, führt er mich ins Schlafzimmer. Auf seinem Nachttisch liegt die Bibel, daneben ein weißer Lappen und ein Fläschchen Kirsch: «Kirschblätzen sind ein altes Hausmittel, die lege ich auf die Brust, wenn es in der Nacht gar zu arg wird.»

Der Glarner Eternit-Arbeiter ist einer von rund 200 Asbestosekranken, welche die Schweizerische Unfallversicherungsanstalt (SUVA) seit 939 registriert hat. 44 dieser Asbestosen traten bei Eternit-Arbeitern auf, der Rest in andern asbestverarbeitenden Industrien. Da bei der SUVA iber zwei Drittel aller in der Schweiz tätigen Arbeitnehmer obligatorisch gegen Berufsunfälle und Berufskrankheiten versichert sind, dürfte die Zahl in der Größenordung der Realität ungefähr entsprechen; sicher gibt s jedoch eine Dunkelziffer.

Die Asbestose ist eine durch Asbestfeinstaub hervorgerufene Lungenkrankheit, ähnlich der Silikose, welche durch Steinstaub ausgelöst wird. Als sogenannt «lungengängiger», inhalierbarer Asbest-Feinstaub gelten Fasern, die dünner als 0,003 mm , jedoch über 0,005 mm bis maximal 0,1 mm lang sind. Geraten solche Fasern in die Lunge, so wird – wie bei allen Fremdkörpern – ein Abwehrmechanismus ausgelöst: die Zellen versuchen, den Eindringling zu umhüllen, aufzulösen oder abzutransportieren. Weil die Asbestfasern der beschriebenen Dimension länger sind als eine Zelle, wird die Zellmembran beim Versuch des Körpers, den nadelartigen Fremdkörper zu umhüllen, zerstört, und die Zelle stirbt ab. Die

Fasern dringen dann weiter vor und reizen das empfindliche Lungengewebe während des Atmens. Folge: In einem nicht restlos geklärten Prozeß bilden sich Verhärtungen, die sogenannte Fibrose. Der aktive, gesunde, zum Sauerstoffaustausch fähige Teil der Lunge wird kleiner. Der Patient leidet an Kurzatmigkeit, oft an akuter Atemnot. Die meisten Forscher sprechen dem Krokydolith- und dem Amosit- ein größeres Gefahrenpotential zu als dem Chrysotil-Asbest. In der Regel dauert es mindestens zehn Jahre, oft das doppelte oder noch bedeutend länger, bis eine Asbestose manifest wird. Die Schädigungen sind irreversibel, eine Heilung ist nicht möglich.

Je länger die Expositionszeit und je höher die Faserkonzentration, desto größer ist das Risiko, an Asbestose zu erkranken (1). Heute beträgt die Faserkonzentration in den Schweizer Eternit-Werken höchstens eine lungengängige Faser pro Kubikzentimeter; in den ersten Jahrzehnten mochten es zwanzigmal, an einzelnen Stellen sogar hundertmal soviel gewesen sein! Genau weiß man das nicht, weil es damals keine Staubmessungen im heutigen Sinn gab, gar nicht geben konnte: der krankmachende Feinstaub ist nur mit Hilfe moderner Mikroskope sichtbar zu machen. Die Erkrankungen von heute sind also das Erbe vergangener Jahrzehnte, in denen kein Staubschutz im heutigen Sinn existierte.

Die individuelle Veranlagung spielt eine große Rolle, noch mehr fallen die Rauchgewohnheiten ins Gewicht: Wie alle einschlägigen Untersuchungen belegen, gehen Raucher ein mehrfach erhöhtes Risiko ein, zu erkranken. Bereits 1906, wenige Jahre nach der Erfindung von Asbestzement also, ist in England erstmals eine asbestbedingte Lungenfibrose durch den Arzt Murray medizinisch beschrieben worden! 1924 beschreibt der ebenfalls englische Mediziner Cook die Asbestose exakter und diagnostiziert sie als Berufskrankheit. Zunehmend interessiert sich die Fachwelt in Großbritannien für die neue Krankheit, zumal in einer zu Beginn der dreißiger Jahre untersuchten Gruppe von Asbestarbeitern jeder vierte eine asbestbedingte Lungenfibrose aufwies! In den folgenden Jahren ist Asbestose in den meisten europäischen Ländern als Berufskrankheit anerkannt worden, in der Schweiz geschah das 1939. Zu jener Zeit erließen die Behörden in den USA die ersten Empfehlungen zur Begrenzung des Asbeststaubes. Weil man damals den Einfluß der Fasergrößen noch nicht kannte, schlug man einen Grenzwert von 5 Millionen Partikeln (aller Dimensionen) pro Kubikfuß vor, den die Engländer mit 177 Partikeln pro Kubikzentimeter übernahmen. Die Vereinigten Staaaten postulierten somit als erstes Land (aus heutiger Sicht völlig ungenügende) Richtwerte für Faserkonzentrationen. Und aus den USA kamen dann in den sechziger

Jahren die Schockwellen, welche die asbestverarbeitenden Industrien der westlichen Welt erschütterten. Ausgelöst hat sie Irving Selikoff, Mediziner am renommierten Mount-Sinai-Institut in New York.

b) Asbest verursacht Krebs –
Irving Selikoff macht es weltweit publik

«In dieser Asbestproblematik gibt es rückblickend weniges, das ich bereue oder anders machen würde. Ich bereue aber, daß ich nie zu Selikoff gegangen bin. Ich habe aktenkundig, daß ich im Jahre 1977 oder 78 plante, zu ihm nach New York zu reisen, um ihn kennenzulernen und ihn um Rat zu fragen. Ich bin da von meinen Kollegen in meiner Eternit-Gruppe und vor allem auch von den belgischen Partnern fast physisch daran gehindert worden, man hat mir dieses Vorhaben mit allen Mitteln ausgeredet; man sagte, jetzt sei ich total verrückt.» *Stephan Schmidheiny*

«Selikoff, Welt-Autorität des Fachgebietes ‹Berufliche Krebserkrankungen› heute, hier!» steht auf einem Plakat im Vorzimmer des Büros von Irving Selikoff, eine große Affiche mit einer zur Hälfte weißen Fläche, auf welcher der jeweilige Veranstalter Datum und Ort des Selikoff-Vortrages eintragen kann. Die freundliche schwarze Vorzimmerdame des Gurus der Anti-Asbest-Bewegung bringt mir in einem Plastikbecher Kaffee aus dem Automaten. Ich spreche sie auf das Thema Asbest an. Sie lächelt: «Ja, das ist Dr. Selikoffs Baby!» Man sähe es in diesem Vorzimmer, auch wenn man's nicht wüßte. Die Wände sind beklebt mit Zeitungsartikeln aus der «New York Times», «Newsweek», der «Washington Post» und anderen Weltblättern. In keiner Reportage fehlt das Portrait des Mannes, der die amerikanische Asbestindustrie in den Grundfesten erschütterte. Auf zehn Uhr sind wir verabredet; es ist jetzt fünf vor. Um meine Nervosität etwas zu dämpfen, will ich mir einen Zigarillo anstekken; ein unübersehbares Schild «No smoking!» hält mich davon ab. Ich erinnere mich: Selikoff hat aufgedeckt, daß rauchende Asbestarbeiter ein vielfach erhöhtes Krankheitsrisiko eingehen. «Wieviel rauchen Sie?» steht auf einem andern Plakat, «Vier Zigaretten? Ein halbes Paket? Oder zwei Pakete?» Daneben als abschreckende Illustration das Bild einer vom Krebs zerfressenen Lunge, die einem Blumenkohl gleicht. «Sie können kommen», lächelt die Sekretärin und führt mich in das riesige, fensterlose Büro des Mannes, den die Asbestindustrie wie den Antichristen fürchtet. In der hintersten, rechten Ecke sitzt Irving Selikoff, ein gemütlich ausse-



hender älterer Herr im weißen Kittel, der ganz entfernt an Alfred Hitchcock erinnert. Der Direktor des Environmental Science Laboratory der Mount Sinai School of Medicine der City University of New York ermuntert den Besucher aus der Eternit-Hochburg Schweiz durch ein freundschaftliches «just relax», es sich gemütlich zu machen. Selikoff, das spürt man sofort, ist ein Virtuose im Umgang mit Menschen, ein Magier, der die Medien zu handhaben weiß und darum immer gut für eine Schlagzeile ist. Asbest-Krankheiten gab es, lange bevor er sie in den sechziger Jahren zum Weltthema machte, manche Ärzte haben sich vor ihm damit befaßt, Abhandlungen darüber geschrieben, Vorlesungen gehalten. Die erste große Untersuchung des agilen kleingewachsenen Mannes wirkte jedoch wie ein Paukenschlag, weil es ihm auf Anhieb gelang, seine Botschaft über die Medien publik zu machen. Das riesige Echo wäre freilich kaum möglich gewesen, wenn sich im Asbest-Problem nicht die Mythen «Großkonzern» und «Krebs» vereinigt hätten. Im übrigen war die Zeit reif für ein breite öffentliche Diskussion des Themas Berufskrankheiten.

«Mein Kollege Dr. Hammond und ich haben die Erfahrungen der gesamten kleinen Gewerkschaft von Isolierarbeitern unter die Lupe genommen, welche mit Spritzasbest arbeiteten. Mit 17 800 Mann war es im Jahre 1967 eine der kleinsten in den Vereinigten Staaten», beginnt er seine Ausführungen, «in den nächsten zehn Jahren starben 2271 der Asbestarbeiter; im normalen Bevölkerungsdurchschitt hätten 1659 sterben müssen. Warum die vielen Toten mehr? Well, einige sind an Asbestose gestorben, nämlich 168. Aber die meisten starben an Krebs. Statt 320, wie man aufgrund dieser Personengruppe hätte annehmen müssen, sind es 995 gewesen! Statt 106 Tote durch Lungenkrebs waren es 468. Statt keine Toten durch Mesotheliom (ein vorwiegend durch Asbest ausgelöster Krebs) waren es 175!» Anschließend legt er einen über 700 Seiten starken Folianten auf den Tisch, der den Titel «Biological Effects of Asbestos» trägt; auf dem Deckblatt stehen zuoberst die Namen Selikoff und Churg, dann, abgerückt, einige Dutzend weitere Autoren. Die Titelseite ist geschmückt mit dem Emblem der renommierten New Yorker Akademie der Wissenschaften und trägt die Jahreszahl 1965. Die New Yorker Konferenz, deren Fazit dieses Buch darstellt, ging also vor zwei Jahrzehnten über die Bühne. Alles, was international auf dem Gebiet der Asbestkrankheiten Rang und Namen hatte, strömte damals in den ehrwürdigen Räumen des 1817 gegründeten Instituts zusammen. Selikoff, einer der Vorsitzenden der historischen Konferenz, erregte Aufsehen mit einer epidemiologischen Studie über 1522 Männer, die mit Asbestisolationen gearbeitet hatten. Unter den am meisten Exponierten, die über zwanzig Jahre lang mit Asbest

gearbeitet hatten, fand er siebenmal häufiger Lungenkrebs als in einer Kontrollgruppe aus der normalen Bevölkerung; auch andere Krebsarten kamen bei den unglücklichen Arbeitern gehäuft vor. Diese hatten mit Spritzasbest gearbeitet und waren den gefährlichen Fasern um ein Vielfaches stärker ausgesetzt als die meisten Eternit-Arbeiter während der Anfangsjahre der Asbestzement-Fabrikation. Dennoch: auch bei Mitarbeitern der Eternit gibt es asbestbedingte Krebsfälle. In der Schweiz bis jetzt, seit 1939, insgesamt 15.

Die Befunde aus dieser Höchstrisiko-Gruppe von Isolierern aus New Jersey haben fortan das Image von Asbest geprägt.

Am New Yorker Kongreß ist wenig von Asbestzement geredet worden, einem Material, das in den USA nie in großen Mengen produziert worden ist. Mediziner, Geologen, Biologen, Epidemiologen und andere Fachleute präsentierten an der historischen Tagung ihre Forschungsergebnisse; wenn es um Industrien und ihre Produkte ging, dann sprach man vor allem vom Spritzasbest, dem lange als optimal qualifizierten Isolationsmaterial, von Asbesttextil- oder -pappe-Fabriken und natürlich auch von den Gesundheitsrisiken der Arbeiter in den Asbestminen. Die Eternit-Gewaltigen in den Alpenländern Österreich und Schweiz, in Belgien, Frankreich und England glaubten es sich darum leisten zu können, den Kongreß und folgende Anlässe ähnlichen Kalibers zu ignorieren. Ihr jahrzehntealtes Erfolgsprodukt war ja (noch) kaum im Gerede; sie genossen eine Schonzeit, die kürzer war, als sie ahnten.

c) Viele Krebserkrankungen durch Spritzasbest

«Ich habe während 28 Jahren in den Schiffswerften von Providence gearbeitet. Ich isolierte Maschinenräume mit Asbest; wir spritzten die Fasern mit Hochdruck auf Rohre und Maschinenteile, an Decken und Wände. Nach dem Krieg habe ich das acht Jahre lang nicht gemacht, doch dann ging ich zurück in diesen Beruf und arbeitete für die Rhode Island Covering Company. Ich liebte diese Arbeit, weil sie sich von den Jobs in der Fabrik unterschied. Natürlich ging es immer darum, Isolationen anzubringen, aber das war nie langweilig. Eine Woche lang arbeitete man zum Beispiel in einer Brauerei, in der nächsten Woche in einem Supermarkt oder in einer Schule, einmal isolierte ich sogar das Wartezimmer eines Beerdigungsinstituts», erzählt Jake, einer der Patienten im Mount Sinai Hospital in New York (2). «Ich fand die Arbeit bis vor fünf, sechs Jahren nicht gefährlich. Schon vorher begann ich eine Maske zu tragen, ganz einfach, weil da zuviel Ruß und Staub in diesen Heizräumen

war. Du denkst einfach nicht, daß etwas wie Asbest so gefährlich sein kann, du vertraust darauf, nimmst es für sicher, daß dein Job einfach nicht so schlecht ist. Schau die Straßenarbeiter und andere, die haben alle auch Staub bei der Arbeit, wieso also solltest gerade du dich beklagen? Aber wenn du in diese alten Schulen gehst, diese alten Heizräume, wo die Kamine durchgerostet sind und dich das alte Zeug, die Asbestisolation, beim Herausreißen einnebelt, dann schmerzt es. Darum habe ich mir angewöhnt, die Maske zu tragen. Ich fühlte mich gut bis zum letzten Jahr. Ich, ein Mann von 64 Jahren, kletterte die Leitern rauf und runter. Ich wollte weiter arbeiten, weil ich meine Arbeit wirklich liebte. Ich schaute zu mir, trank kaum Alkohol, plante und baute mein eigenes Haus, pflegte meinen Obstgarten ... Und dann herauszufinden, daß ... Da kommt der Punkt in deinem Leben, wo du nichts mehr tun kannst. Da schaue ich meiner Frau beim Rasenmähen zu, das tat ich früher selbst und kann es jetzt nicht mehr! Ich frage mich, für was ich überhaupt noch auf der Welt bin. Ich bekam Atembeschwerden anfangs Juni letzten Jahres, dann kam das Fieber. Ich dachte zuerst, das ist wegen der Hitze im Motorenraum, wo ich gerade arbeitete. Wir rissen Asbest heraus, der vor dreißig Jahren montiert worden war. Und dann hielt ich es einfach nicht mehr aus. Man röntgte mich, und meine Lunge war nicht mehr viel anders als ein weißer Schatten. Der Arzt sagte mir, ich hätte Pleurisy mit Ausfluß. Ich bat ihn, mir das zu erklären. Ich habe also ein Pleura-Mesotheliom, ich habe Krebs ... Natürlich hast du davon gehört, daß es anderen passiert. Und plötzlich (Jake schlägt auf den Tisch), plötzlich trifft es dich selbst. Es ist einfach nicht fair! Ich weiß jetzt, daß die Schatten für mich länger werden. Ich zähle meine Tage. Ich weiß jeden Tag, wenn ich aufstehe, wie es mir geht. Und ich weiß jeden Tag, daß es mit mir zu Ende geht. Ich sage meiner Frau, um sie zu trösten: ‹O ja, ich fühle mich gut.› Dann verlasse ich das Haus, gehe über die Straße und sehe den Arbeitern in der Abfüllstation zu.»

Jake lebt nicht mehr. Er litt an einem Pleura-Mesotheliom, einem Tumor des Brustfells, der bei der Allgemeinbevölkerung extrem selten, bei Asbestarbeitern jedoch verhältnismäßig oft auftritt. Mesotheliome können auch im Bauchfell auftreten, was allerdings viel seltener beobachtet wird, und sind praktisch in jedem Fall tödlich. Wie die Asbestfasern den Krebs auslösen, ist auch heute noch nicht geklärt. Man nimmt an, daß sich die feinen Asbestfasern von der Lunge aus durch die Gewebe bis ins Lungen- oder Bauchfell bohren, wo sie den Krebs bewirken. Pleura-Mesotheliome werden praktisch immer erst dann diagnostiziert, wenn es zu spät ist. Ärzte berichten, daß völlig normale Röntgenbilder innert weniger

Wochen einen flächendeckenden Tumor zeigen können! Die Latenzzeit dieser schrecklichen Krankheit kann zwischen fünf und fünfzig Jahren dauern. In der Regel bricht sie zwanzig bis vierzig Jahre nach der Asbestexposition aus. Über das Mesotheliom besteht bereits eine für Laien unüberschaubare Literatur. Obwohl sich eine ganze Reihe von international bekannten Kapazitäten mit dem Tumor beschäftigten, scheint manches am Mesotheliom noch geheimnisvoll. So sind die Zusammenhänge zwischen Asbestexposition und dem Ausbruch des Krebses nicht geklärt. In den Lebensläufen von Opfern dieser tödlichen Krankheit zeigt sich mehrheitlich ein über Jahre oder Jahrzehnte dauerndes Arbeiten mit Asbest; eine kleinere Gruppe der Patienten war jedoch nur während Wochen, manchmal sogar lediglich während Tagen höheren Faserkonzentrationen ausgesetzt! Noch bedrückender sind die Krankheitsfälle, die bei Familienmitgliedern von Asbestarbeitern auftraten. Grund: der Vater kam mit den schmutzigen Arbeitskleidern nach Hause und gefährdete damit unwissentlich die ganze Familie. Wie bei der Asbestose kann der Ausbruch der Krankheit nicht vorausgesagt werden: Arbeiter, die während Jahrzehnten enormen Faserkonzentrationen ausgesetzt waren, blieben gesund, Unbeteiligte, die während kurzer Zeit exponiert waren, erkrankten 20, 30 Jahre später! Bei einem Teil der Mesotheliom-Kranken kann kein Kontakt mit Asbest nachgewiesen werden, es ist aber dennoch möglich, daß auch sie für kurze Zeit, ohne sich dessen bewußt gewesen zu sein, mit hohen Dosen von Feinstaub in Berührung kamen. Wieweit Asbest auch für einzelne Krebserkrankungen der Speiseröhre und des Verdauungstraktes mitverantwortlich gemacht werden kann, ist nicht geklärt (3). Der Großteil der Experten vertritt die Ansicht, das Asbestfasern in Flüssigkeiten unschädlich sind.

Individuelle körperliche Eigenheiten spielen bestimmt eine große Rolle. Im Mount Sinai Medical Center, einem der renommiertesten Institute für die Erforschung der asbestbedingten Krankheiten, geht man jetzt der Frage nach, ob ein geschwächtes Immunsystem für die Tumoranfälligkeit mitverantwortlich gemacht werden kann. Entdeckte man doch, daß manche Patienten mit großen Tumoren (nicht nur Mesotheliomen) auffallend geschwächte Immunsysteme haben.

Eine andere mit Asbest in Zusammenhang gebrachte Krankheit ist der Bronchialkrebs bei Patienten mit Asbestose. Wer an Asbestose leidet, hat auch ein höheres Risiko, an Lungenkrebs zu erkranken, ein Risiko, das sich sprunghaft erhöht, wenn der Erkrankte raucht oder lange geraucht hat.

Die Erfindung beurteilte man als hervorragend, das Material galt als exzellent: Spritzasbest, ein Sammelbegriff für eine sehr gute Isolation, die gleichzeitig gegen Feuer schützte. Der Asbestanteil konnte von wenigen Prozent bis zu hundert Prozent reichen (4). In der Regel mischte man die Mineralfasern mit Bindemitteln, zum Beispiel Gips oder Zellulose, und spritzte sie auf. Erfunden 1932 in England, verbreitete sich die Technik rasch in Europa und vor allem in den USA. In der Schweiz isolierte man das erste Gebäude damit im Jahre 1936, alles in allem sollten es gegen 4000 Applikationen werden. Eine vergleichsweise geringe Zahl, wenn man sie mit der extensiven Anwendung von Spritzasbest in den Vereinigten Staaten vergleicht. Sprayte man naß, was viel weniger gefährlich war, so betrug der Anteil höchstens 30 Prozent Chrysotil-, Amosit- oder manchmal auch Krokydolith-Asbest. Wurde trocken gespritzt, so lagen die Asbestanteile meist sehr hoch; die Isolation lockert sich mit der Zeit und entläßt mehr Fasern an die Umwelt als eine naß aufgespritzte Schicht.

In den USA lieferte der Asbest-Gigant Johns-Manville den Löwenanteil des Rohmaterials. Der in Denver domizilierte Konzern betrieb Dutzende von Asbestwerken in den USA und in andern Ländern, und beutete unter anderem die größte Asbestmine der westlichen Welt, die Jeffrey-Mine in Kanada, aus. Was Johns-Manville in immer größeren Mengen förderte, in Asbestmühlen vermahlte und in Säcke abfüllte, verbrauchte während des Zweiten Weltkrieges vor allem die US-Navy, um die in den Krieg ziehenden «Liberty-Ships» gegen Brände zu schützen. Zu Hunderten bauten die Amerikaner diese Schiffe und ließen zeitweise jeden Tag in einer der Werften ein Liberty-Schiff vom Stapel. Und alle waren sie üppig mit Asbest isoliert, dem begehrten Mineral, das alle kriegführenden Mächte zum strategisch wichtigen Material erklärt hatten. Hunderttausende von Arbeitern, Selikoff spricht gar von 1,5 Millionen, sind damals sehr hohen Dosen von Asbest-Feinstaub ausgesetzt worden. Die Prioritäten lagen im Krieg anders als in Friedenszeiten. Zwar hatten ein britischer und ein deutscher Arzt bereits Mitte der dreißiger Jahre Krebsformen beschrieben, bei denen sie Asbest als Auslöser vermuteten, auch die Asbestose kannte man längst, dennoch stufte man die Gesundheitsrisiken der Faser während des Zweiten Weltkrieges nicht hoch ein. Damals galt es, möglichst rasch, möglichst viele sichere Schiffe zu bauen. Asbest trug durch seine hervorragenden Eigenschaften wesentlich zur Sicherheit der Schiffe bei: Brände blieben eher lokal begrenzt.

Nach konservativen Schätzungen sind in den USA bis anfangs der

siebziger Jahre, als die Regierung das Sprayen von Asbest verbot, eine halbe Million Tonnen Asbestfasern versprüht worden; vermutlich jedoch einiges mehr (5). Nach dem Ende des Krieges ging die üppige Anwendung der Spritztechnik im zivilen Bereich weiter: Man umhüllte die eisernen Trägerkonstruktionen von Wolkenkratzern ebenso wie Heißwasser-Leitungen oder Stränge von Elektrokabeln. Spritzasbest galt als funktionale und zugleich modische Abdeckung für Decken und Wände in allen denkbaren Gebäuden bis hin zu Spitälern. Die Anwendungen schienen unbegrenzt, nicht nur in den Vereinigten Staaten. In der Schweiz hat man damit ausgedehnte Bereiche des Terminals A des Zürcher Flughafens ebenso isoliert wie Schulzimmer, Sporthallen und Fernsehstudios. Wenn die Asbestisolation nicht beschädigt wird, sind die Benutzer dieser Bauten kaum gefährdet; die Faserkonzentrationen sind in der Regel nicht höher als anderswo. Beschädigte Schichten können die Raumluft jedoch mit Feinstaub verseuchen, was dort am untolerierbarsten ist, wo sich Kinder aufhalten.

Ungleich mehr gefährdet als die Allgemeinbevölkerung sind die Arbeiter, die mit Spritzasbest umgehen, wenn sie sich nicht durch besondere Ausrüstungen schützen. Das war während der «großen Zeit» dieser Technik nicht der Fall. In den sechziger Jahren, zwei Jahrzehnte nach dem Boom in den Schiffswerften, begannen sich darum die Asbestose- und Krebserkrankungen unter den betroffenen Arbeitern zu häufen. In den USA, wo die Technik die breiteste Anwendung fand, forderte Spritzasbest die größte Zahl an Opfern. Auch in der Schweiz sind jedoch verhältnismäßig viele Arbeiter erkrankt. Der SUVA-Mediziner Rudolf Schütz erklärt, daß der Großteil der 263 bis 1984 in unserm Land registrierten Asbesterkrankungen auf Spritzasbest zurückzuführen ist.

d) Prozeßflut gegen die amerikanische Asbestindustrie

«Das Unternehmen Johns-Manville hat durch sein Verhalten der Glaubwürdigkeit der gesamten asbestverarbeitenden Industrie nachhaltig geschadet.» *Irving Selikoff*

1972 setzte eine Prozeßwelle von bis anhin unvorstellbaren Ausmaßen gegen die amerikanische Asbestindustrie ein, vor allem gegen Johns-Manville (heute heißt das Unternehmen Manville Corporation), den Hecht im Karpfenteich dieser Wachstumsbranche, die knapp dreihundert Zulieferfirmen umfaßte. Manville hatte zwar das Material lediglich gelie-

ert, verbraucht hat es während des Krieges vor allem die staatliche Navy, später ungezählte Firmen im Baugewerbe. Einer Eigenheit der amerikanischen Gesetzgebung gemäß, kann in den USA der Arbeitgeber vom Arbeitnehmer wegen Gesundheitsrisiken am Arbeitsplatz nicht angeklagt werden, es sei denn, eine Firma habe ihre Angestellten wider besseres Wissen oder grob fahrlässig gefährdet. Arbeiter, die Gefahrenzuschläge akzeptierten, haben überhaupt kein Recht, gegen den Arbeitgeber gerichtlich vorzugehen. Leichter angeklagt werden kann der Lieferant eines gefährlichen Materials, wenn er es unterlassen hat, über die Risiken ausreichend zu informieren. Johns-Manville war sich offenbar dieser Unterlassung bewußt und legte vorsorglich einige Millionen bereit. Das Unternehmen rechnete mit ein- bis zweihundert Klagen. Es sollten Zehntausende werden! Ausgelöst durch Selikoffs Untersuchungen und seine stetige Medienpräsenz, entflammte sich eine heftige Kontroverse um die Schuldfrage. So warf die US-Regierung der Firma vor, Asbest wider besseres Wissen ohne Warnungen in rauhen Mengen geliefert und auch die eigenen Mitarbeiter in fahrlässiger Weise exponiert zu haben. Manville konnte nachgewiesen werden, daß die Verantwortlichen ihren Mitarbeitern die medizinische Asbestose-Diagnose verschwiegen, um deren Arbeitskraft möglichst lange nutzen zu können und sie nicht vorzeitig in den Ruhestand schicken zu müssen. Das schwer angegriffene Unternehmen attackierte seinerseits die Regierung, weil diese um die Gefahren längst gewußt und dennoch das Material weiter im großen Stil angewendet habe. «Die US-Navy wußte es bereits 1939», erklärte Curtis Linke, der damalige Vizepräsident von Johns-Manville, «aber noch 1946 gab sie eine Studie heraus, mit dem beruhigenden Fazit, Sprayasbest sei nicht gesundheitsschädigend (6).» Tatsächlich ist diese von der amerikanische Regierung bei der renommierten Harvard School of Public Health in Auftrag gegebene Untersuchung immer wieder zur Entlastung der Verantwortlichen zitiert worden. Der sogenannte «Fleischer-Bericht» hatte allerdings einen entscheidenden Fehler: Die Ärzte untersuchten die Werftarbeiter kurz nach ihren Einsätzen in den Rümpfen der Liberty-Schiffe und fanden darum kaum Anzeichen von Krankheiten. Die tückischen Leiden brachen erst Jahre und Jahrzehnte später aus.

Das Negieren der Verantwortung, das Herumschieben des Schwarzen Peters ließen die Glaubwürdigkeit und das Anschen der Asbest-Industrie auf den Nullpunkt sinken und halfen den Opfern nicht. Das Asbest-Exempel zeigte zudem brutale Lücken im Arbeiterschutz in den USA auf. Etwas Vergleichbares wie die schweizerische SUVA oder die entsprechen-

den Versicherungen in Deutschland oder Österreich, wo die Arbeitnehmer obligatorisch gegen Unfälle und Krankheiten am Arbeitsplatz versichert sind und im Schadenfall eine Rente bekommen, gab und gibt es in den Vereinigten Staaten nicht! Diesen Hintergrund muß man kennen, um die Heftigkeit der Kontroverse verstehen zu können. Eine Kontroverse, die einige Jahre später die europäische Asbestzement-Szene erschütterte, obwohl Eternit nicht Sprayasbest ist und obwohl Arbeiter in Europa ein viel komfortableres Netz an sozialer Sicherheit genießen als in Amerika.

Firmen und Einzelpersonen in den USA, die sich gegen Schäden versichert hatten, sahen sich mit den fatalen Auwirkungen der langen Latenzzeit der Asbestkrankheiten konfrontiert. Exponiert in den vierziger und erkrankt in den siebziger Jahren, hatten die meisten Arbeiter, aber auch viele Unternehmen inzwischen ihre Versicherungen gewechselt. Welche Versicherung ist nun zuständig? Diejenige, in welche man während der Expositionszeit einzahlte? Oder muß die während des Ausbruchs der Krankheit laufende Assekuranz für die Kosten geradestehen? Als noch komplizierter erwies sich die Lage erkrankter Angehöriger von Asbestarbeitern. Sie müssen beweisen, daß ihr Leiden mit der Faser im Zusammenhang steht. Tragödien dieser Art beschäftigen die amerikanische Presse seit 1972 immer wieder und liefern Stoff für vielbeachtete Fernseh-Reports. So macht auch Andrea Kilroys tragischer und empörender Fall die Runde in den amerikanischen Medien und erscheint unter anderem in einer Reportage des «Boston Globe Magazine» vom 16. Januar 1983: Die Frau aus der Gegend von Boston leidet an einem Mesotheliom, weil ihr Vater von 1930 bis 1973 in den staatseigenen Werften von Boston mit Asbest arbeitete. Er spritzte Isolationen auf oder entfernte alte Asbestschichten bei Überholungsarbeiten an den Schiffen. Vater Kilroy blieb gesund, brachte aber den Asbeststaub in den Kleidern mit nach Hause. Folge: seine Tochter bekam mit 29 Jahren den verhängnisvollen Krebs des Brustfelles. Andrea Kilroy muß nun einen Teil der Behandlungen selber zahlen! Sozial- und Invalidenversicherung übernehmen 80% der Kosten, einen Teil des Restbetrages begleicht das staatliche Medicaid-Programm; doch die jährlichen ungedeckten Kosten machen einen vierstelligen Dollarbetrag aus. Wie Dr. Karen Antmann, eine Mesotheliom-Spezialistin am Sidney-Farber-Krebsinstitut in Boston, sagt, diagnostizierte sie bis 1978 durchschnittlich zwei Fälle dieser Krebsform, jetzt seien es zwanzig Fälle pro Jahr, darunter immer mehr Angehörige der Asbest-Arbeiter. Keine der Versicherungen erklärt sich für zuständig, und auch der Staat, der Frau Kilroys Vater beschäftigte, stiehlt sich aus der Verantwortung!

Die rechtlichen Kontroversen sorgen in den USA unablässig für Gesprächsstoff. Eine stetige Negativwerbung für Asbest! Aus den höchstens ein paar hundert Klagen, welche die Manville Corporation erwartet hatte, sind bis zum Sommer 1982 gegen 20 000 geworden, pro Monat kamen 500 neue Klagen dazu! Im August 1982 meldete die Manville Corporation Konkurs an, das heißt, sie suchte Schutz unter dem Paragraphen 11 des amerikanischen Konkursrechtes, der das Weiterführen eines vom Bankrott bedrohten Unternehmens unter Aufsicht des Konkursrichters erlaubt. Erneut wogte die Empörung hoch, denn Manville ist nicht pleite. 1981 setzte die Gesellschaft immerhin 2,2 Milliarden Dollar um und verbuchte Gewinne von 35 Millonen. Vermögenswerten von zwei Milliarden Dollar standen Schulden von einer Milliarde gegenüber. Die Forderungen der vielen Tausend Kläger sind in dieser Bilanz allerdings nicht enthalten. Den Konkurs meldete die Gesellschaft an, um ein weiteres Ansteigen der Klagen-Flut auf geschätzte 50 000 abzuwenden! Allein im Distrikt Boston sind über tausend Fälle hängig, manche schon seit Jahren. Bis jetzt sind landesweit erst wenige hundert vor Gericht gekommen; die Asbest-Firmen suchen sich mit außergerichtlichen Vergleichen aus der Affäre zu ziehen. Kam es nämlich zum Gerichtsfall, so hatten die Firmen im Durchschnitt 600 000 Dollar pro Fall aufzwenden. Bei Vergleichen kamen die Beklagten mit rund 40 000 Dollar davon; gut die Hälfte dieser Summen sind Rechtskosten, die größtenteils der Anwalt einsteckt. Die Asbestkatastrophe wurde für Scharen von amerikanischen Anwälten zum blühenden Gewerbe; anders als bei andern Unglücksfällen ist hier die Zahl der Opfer scheinbar unbegrenzt. Ganze Anwaltskanzleien spezialisierten sich auf derartige Fälle und leben gut davon. Von einer Entschädigung in der Höhe von 40 000 Dollar bekommt der Patient in der Regel nur 15 000 bis 18 000 Dollar, der Hauptanteil des Restbetrages geht an die Anwälte. Im Kielwasser der Prozeßwelle klagten viele, deren Krankheiten nicht dem Asbest angelastet werden können. Das ganze Drama wird kompliziert durch die Schwierigkeiten der medizinischen Diagnose. Asbestose zu diagnostizieren ist zum Teil eine Frage der Interpretation eines Röntgenbildes. Noch schwieriger wird es beim asbestbedingten Lungenkrebs, der praktisch immer Raucher trifft. Hier stellt sich immer die Frage, ob der Tumor der Faser zuzschreiben ist oder dem übermäßigen Zigarettenrauchen. Dr. William Weiß, Direktor der Abteilung für Berufsmedizin am Hahnemann Medical College in Philadelphia, ein Fachmann für Lungenkrankheiten, erklärt: «Es geschehen eine Menge Ungerechtigkeiten. Viele Leute die keine (asbestbedingte) Schädigung erlitten haben, bekommen Geld, und auf der andern Seite gehen Leute, die Anspruch auf eine Ent-

schädigung hätten, leer aus (6).» Neunzig Prozent der Klagen seien gerechtfertigt, lassen die Anwälte der Kläger vernehmen, zehn Prozent seien diskutabel. Genau umgekehrt tönt es von der Gegenseite.

Das amerikanische Rechtssystem zeigte sich der Lawine von Klagen nicht gewachsen. Im Philadelphia Court of Common Pleas, wo ungefähr gleich viele Fälle hängig sind wie in Boston, versuchte man, eine Probe aufs Exempel zu machen, und beschäftigte fünf Richter ausschließlich mit Asbestklagen. In zweieinhalb Monaten schaffte das Gericht 14 Fälle; in der Zwischenzeit kamen 83 neue herein. Richter Andrew Klein: «Selbst wenn wir keine neuen Fälle mehr bekämen, würden wir in diesem Jahrhundert nicht einmal mit den vorliegenden Klagen fertig werden.»

Die für Mitteleuropäer schwer zu fassenden Zustände machen Opfer von Berufskrankheiten und deren Angehörige zum Spielball von Rechtsanwälten. Ein weiteres Element in diesem entwürdigenden Schauspiel sind die Versicherungen der Asbestproduzenten, die sich aus mannigfachen Gründen weigern, Zahlungen zu leisten, was die Firmen – gerechtfertigt oder nicht – in den Konkurs treibt und die Opfer schutzlos läßt. Die riesigen Lücken im sozialen Netz der USA haben in den Vereinigten Staaten eine Grundsatzdiskussion in Gang gesetzt. Die Regierung solle sich an der Entschädigung beteiligen, fordern die Asbestgesellschaften, zumal viele Krankheitsfälle in staatlichen Betrieben auftraten. Andere schlagen ein von Privatwirtschaft und Staat getragenes Versicherungs- und Entschädigungssystem vor, das freilich im gegenwärtigen politischen Klima der USA und angesichts des riesigen Lochs in der Staatskasse kaum Chancen auf Realisation hat. Der jetzige Zustand ist für Hundertschaften von Rechtsanwälten profitabel; von dieser Seite ist also kaum Druck zu erwarten. Eine gewisse Klärung könnte eine Entscheidung des Obersten Gerichtshofes bringen, der – so sehen es die kompetenten Beobachter der Szene – in absehbarer Zeit jedoch nicht zu erwarten ist. So wird Asbest in den USA auch weiterhin im Gespräch bleiben.

e) Selikoffs bitteres Fazit

«Die technischen Möglichkeiten hätten ausgereicht, um in den Fabriken und in den Minen kontrollierte Verhältnisse zu schaffen», sagt Irving Selikoff, «aber die Industrien zogen es lange Zeit vor, ihre Energie für die Erhöhung des Profits einzusetzen. Sie sahen den Sinn von Kontrollen und rigorosen Schutzmaßnahmen nicht ein und unterließen es auch, ihre Kunden mit der Notwendigkeit der Kontrollen zu konfrontie-

ten, weil das eben ihre Verkäufe beeinträchtigt hätte. Die Asbest-Industrie setzte also für einen kurzfristigen geschäftlichen Erfolg das langfristige Wohlergehen ihrer Betriebe aufs Spiel.» Betrachtet man die Verbrauchszahlen in den USA, die von einem Spitzenwert von 800 000 Tonnen pro Jahr auf heute 200 000 Tonnen absackten, dann wird erkennbar, wie sehr die Katastrophe die Asbestindustrie getroffen hat, wie wenig die Vogel-Strauß-Politik den Unternehmen langfristig nützte.

Selikoff hat immer Zahlen zur Hand: «Von den Minen abgesehen, sind in den USA von 1940 bis 1980 ungefähr 27,5 Millionen Arbeiter in bedeutendem Ausmaß Asbest ausgesetzt gewesen; in der Bauindustrie, in Schiffswerften, in Chemiefabriken, bei der Produktion von Dachpappe, der Herstellung und der Reparatur von Bremsbelägen für Autos ... Eine riesige Vielfalt von Arbeitsgängen, bei denen die Kontrolle lange Zeit inexistent war. Wir haben also dieses außerordentliche Erbe der Vergangenheit, Ausdruck des Versagens nicht nur der Asbestindustrie, sondern auch der zuständigen staatlichen Überwachungsorgane.»

Es ist auffallend, daß Selikoff nur am Rande von Asbestzement spricht, weil dieses Material in den USA wenig Bedeutung hat. Das «Erbe der Vergangenheit» sieht er nicht nur in den Millionen von Arbeitern, die früher hohen Staubkonzentrationen ausgesetzt waren und von denen Tausende an Tumoren erkrankt sind und noch erkranken werden, sondern auch in der enormen Zahl von Gebäuden, die mit Spritzasbest isoliert wurden: «Gehen Sie hinaus und sehen Sie sich das selbst an! Wo Reparaturen ausgeführt, Unterhaltsarbeiten gemacht oder alte Gebäude abgerissen werden, geschieht das auch heute noch meist ohne jede Vorsichtsmaßnahme! Arbeiter reißen Asbest-Isolationen heraus oder sprengen gar ganze mit Asbest vollgepackte Bauten in die Luft. Sprayasbest ist seit Jahren in den USA verboten, dennoch werden wir noch während Jahrzehnten damit konfrontiert sein.» Selikoff wirft der amerikanischen Asbest-Industrie nicht nur fahrlässiges Handeln wider besseres Wissen vor, sondern konstatiert auch als Folge dieses Mißbrauchs einen totalen Verlust an Glaubwürdigkeit. «Weil die Asbest-Industrie heute einen derart schlechten Ruf hat, nimmt man es ihr in der Öffentlichkeit auch nicht ab, wenn sie positive Maßnahmen trifft.» Verbittert äußert er sich über die Tatsache, daß keiner der Asbest-Gewaltigen oder einer seiner Bevollmächtigten je den Weg zu ihm ins Mount-Sinai-Institut nach New York gefunden habe, um die Probleme mit ihm und seinen Mitarbeitern zu besprechen und nach Lösungen zu suchen. Vielmehr habe die mächtige Industrie ihr Potential an Intelligenz darauf verwendet, die Schuld von sich zu weisen und die Gefahren herunterzuspielen. Schwarzweißmalerei?

Tatsache ist, daß die Manville Corporation heute in den USA als Negativbeispiel dasteht, als Gegenteil dessen, was die Autoren des Bestsellers «In Search of Excellence», Thomas Peters und Robert Waterman, als Exempel für gute Firmenpolitik darstellen. Parallel dazu ist Asbest in den Vereinigten Staaten zu einem geächteten Material geworden. Entscheidenden Anteil an diesem Negativ-Image hatten auch die zum Teil fast ins Unendliche hochgerechneten Zahlen von Krebstoten, die sich glücklicherweise als unrealistisch erwiesen, aber dennoch in den Köpfen des Publikums, von Medienvertretern, Gewerkschaftern und Politikern haften blieben.

Ist Selikoff also für den totalen Bann des umstrittenen Minerals? «In den USA gilt die Praxis, die Anwendung gefährlicher Substanzen zu kontrollieren und nicht, sie zu bannen. Wir haben selbst den Gebrauch von Plutonium nicht gebannt . . . Ob das logisch oder richtig ist, darüber kann man debattieren; ich bin der Ansicht, daß unsere Praxis im Prinzip richtig ist. Wichtig ist aber, daß man die nötigen Kontrollmechanismen etabliert. Und da muß man leider konstatieren, daß es bei uns an allen Ecken und Enden fehlt.» In den Fabriken und den Minen habe man die Verhältnisse entscheidend verbessert, zumal der Staat inzwischen scharfe Auflagen machte, räumt er ein, fährt jedoch fort: «Außerhalb der Fabrik, bei der Montage, beim Gebrauch und bei der Beseitigung asbesthaltiger Produkte beginnen die Probleme!» Selikoffs Aussagen schillern vieldeutig. Der Mann, den die Asbestindustrie lange Zeit verdammte, an dessen Lippen sie dennoch hing und dessen Untersuchungen ihr Schicksal entscheidend mitbestimmt haben, meint plötzlich versöhnlich: «Sicher, richtig gebraucht ist Asbest ein nützliches Material. Asbestzement zum Beispiel ist ein wertvoller Baustoff, vor allem in Entwicklungsländern.» Er lehnt sich zurück und fährt nach einer kurzen Pause fort: «Die Welt existierte allerdings sehr lange ohne den Gebrauch von Asbest, und sie könnte es möglicherweise in Zukunft ohne Asbest schaffen. Es gibt nämlich genügend Ersatzstoffe.»

DAS VERDRÄNGEN

10. Die Eternit-Industrie fühlt sich von der Asbest-Diskussion nicht betroffen

a) Schweizer Eternit: «Sowieso nicht gefährlich»

«Und dann kam das, ja eben in den sechziger Jahren ... Vom Herrn Selikoff hörte ich zum ersten Mal von der Eternit Berlin her. Da hat man gesagt; das ist ein Spinner, der Forschungen macht, damit er Geld bekommt. Wir haben gesagt, Eternit ist sowieso nicht gefährlich, weil die Fasern im Zement eingebettet sind. Vollständig ungefährlich, was ja auch stimmt.» *Max Schmidheiny im Herbst 1984*

Die Firmenchronik der Schweizer Eternit schildert die stürmische Entwicklung der Nachkriegszeit: 1948 bricht man die alten, teilweise aus der Gründerzeit stammenden Pressen in Niederurnen ab und ersetzt sie durch moderne Plattenmaschinen. Drei Jahre später muß eine neue Lagerhalle erstellt werden, weil sich die Produktion seit Kriegsende vervielfacht hat. «Vous avez doté le canton de Vaud de sa plus belle usine», lobt der waadtländische Staatsrat 1958 beim Durchschneiden des Seidenbandes anläßlich der Eröffnung des Eternit-Zweigwerkes in Payerne. Kurz darauf übergibt die Direktion das neue Forschungslabor in Niederurnen dem Betrieb. Aufgabe dieses Labors war es freilich nicht, Ersatzfasern für Asbest aufzuspüren, sondern neue Appliaktionen für die Mineralfaser zu suchen, Produkte und Produktionsabläufe zu verbessern. Warum sollte man auch ein derart erfolgreiches Material verändern? Ein Material, dessen Bedarf jährlich um zweistellige Prozentzahlen anwuchs und das man nicht verkaufte, sondern zuteilte, wie gleich mehrere verantwortliche Manager aus jener Zeit stolz berichten. Jahr für Jahr werden neue Hallen aus dem Boden gestampft, Fertigungsstraßen für Rohre und Platten installiert. In einer Zeit, wo der Bundesrat brüsk auf die Bremse treten mußte, um die überhitzte Konjunktur etwas abzukühlen, konnte die Eternit Schweiz trotz der ununterbrochenen Investitionsprogramme zweistellige Millionenbeträge als Reserven anlegen. Ein Fettpolster, das sie später gebrauchen konnte. 1961 baut die Eternit die erste Etappe von Fremdarbeiter-Unterkünften gleich hinter der Fabrik, denn längst kann der ausgetrocknete Arbeitsmarkt den steigenden Bedarf an Mitarbeitern selbst im

ländlichen Niederurnen nicht mehr decken. In Payerne platzte der Betrieb schon vier Jahre nach der Eröffnung aus den Nähten, darum installierte man eine weitere Plattenmaschine und nahm eine neue Formereihalle in Betrieb. 1964, im Jahr der hoffnungsvoll in die Zukunft gerichteten Landesausstellung in Lausanne, nimmt die Eternit eine EDV-Anlage in Betrieb. Zur gleichen Zeit beginnt die Fabrikation von Kanalisationsrohren aus Asbestzement bis zu einem Durchmesser von einem Meter. Das Gewässerschutzgesetz und der damit verbundene riesige Bedarf für Zuleitungen in Kläranlagen kurbeln den Verbrauch an: Eternit baut auch unter dem Boden seinen Marktanteil aus. Der enorme Bedarf an Infrastruktur in den Bereichen Wasserversorgung, Abwasserreinigung und Nationalstraßen, stärkt die Position des Schmidheiny-Imperiums in der Schweiz, einer Wirtschaftsmacht, die auf Zement, Ziegel und Asbestzement gegründet ist. Bis 1973 folgt ein Erweiterungsbau auf den nächsten. In jenem Jahr vermerkt die Eternit-Firmenchronik: «Die gesamte Hoch- und Tiefbautätigkeit in unserm Lande erreicht Rekordhöhe. Wir müssen die Rohrfabrik verlängern und den im Jahre 1964 angeschafften Computer durch einen leistungsfähigeren ersetzen.»

Ein Blick in die Internationale Asbestzement-Revue (AC-Revue) zeigt die enorme Anwendungsbreite für Eternit (1). Die Publikation erscheint in Deutsch, Französisch und Englisch und ist das gepflegte Sprachrohr der Eternit-Industrie, die das Periodikum auch finanziell zu einem guten Teil trägt. Unaufdringlich, an gut dokumentierten Beispielen werden dem fachkundigen Leser die Vorteile und Möglichkeiten des Baustoffes vor Augen geführt. Die Nummer 60 vom Oktober 1970 ist dem landwirtschaftlichen Bauen gewidmet. Außer Bauernhöfen in Japan, einer Zentralmolkerei in Belgien, Schweineställen in Irland, dem Ökonomiegebäude eines bayrischen Frauenklosters und einem Prüfzentrum für Rinder in England ist da auch ein neuer Bauernhof aus dem Kanton Schaffhausen zu sehen, ein rundum mit Eternit eingedeckter Gebäudekomplex, wie man ihn zu Abertausenden in die helvetische Landschaft setzte: subventionierter Einheitstyp vom Rafzerfeld bis hinauf ins Unterengadin!

Geschickt schmeichelt die AC-Revue der Eitelkeit der Architekten, indem sie ihnen die Möglichkeit gibt, ihre Werke in einer internationalen Publikation vorzustellen. Beliebt ist die Rubrik «Häuser von Architekten», in denen Meister ihres Faches, oder solche, die sich dafür halten, ihre eigenen, selbst entworfenen Wohnhäuser präsentieren können. Selbstverständlich immer mit mehr oder weniger Eternit. Da stellt der

weltberühmte Egon Eiermann sein Haus vor, da zeigt der Zürcher Lorenz Moser, wie er sich Wohnen mit Hilfe von Eternit vorstellt. Die Januar-Nummer aus dem Jahr 1962 stellt Kirchenbauten aus allen Erdteilen vor. Nach einer Missionskirche auf Formosa zeigt Justus Dahinden seine einfachen Sakralbauten für Zentralafrika. Eindrucksvoll die Kirche im zürcherischen Effretikon, ein damals heiß umstrittenes Werk von Ernst Gisel. Das fächerartige Dach des revolutionär konzipierten Gotteshauses ist mit Asbestzement-Wellplatten eingedeckt. Eternit schützt den Innenraum einer Wallfahrtskapelle in Mittelfrankreich, deckt die Kirche einer Buren-Gemeinde in Südafrika, ist der wichtigste Baustoff einer demontierbaren Kirche in Argentinien. Mit soviel höheren Weihen versehen, konnten die Eternithersteller getrost schlafen! Die Schlußpointe zu dieser Nummer der AC-Revue bildet eine Reportage über die Ventilationsanlage im päpstlichen Audienzsaal in Castelgandolfo. Die Maschinerie arbeitet in einem mit Eternit ausgekleideten Raum.

Asbestzement steht, das wird einem beim Durchblättern der AC-Revue bewußt, auch für die Bausünden der Boom-Zeit. Lieblose, in kürzester Zeit hochgezogene Wohnsilos mit oftmals grauen Eternit-Fassaden dokumentieren das genauso wie öde Fabrikhallen mit nicht enden wollenden Fronten aus gewelltem Asbestzement.

Eternit wirkte jedoch auch stilbildend, war zeitgemäß und repräsentierte den Funktionalismus der Nachkriegsarchitektur. Kein Nierentisch-Arrangement aus den fünfziger Jahren war komplett ohne den typischen Asbestzement-Pflanzenkübel; in keiner Flughafenhalle, keinem großen Entree durften die unverwechselbaren grauen Gefäße mit der Wespentaille fehlen, in denen meist Gummibäume oder Philodendren mit geschlitzten Blättern grünten. Eines der Wahrzeichen der nationalen Gartenbauausstellung «G-59» am Ende der fünfziger Jahre in Zürich war der auf einer leichten Anhöhe stehende runde Eternit-Turm. Er steht heute noch – leicht verwittert – im Strandbad Tiefenbrunnen am rechten Seeufer.

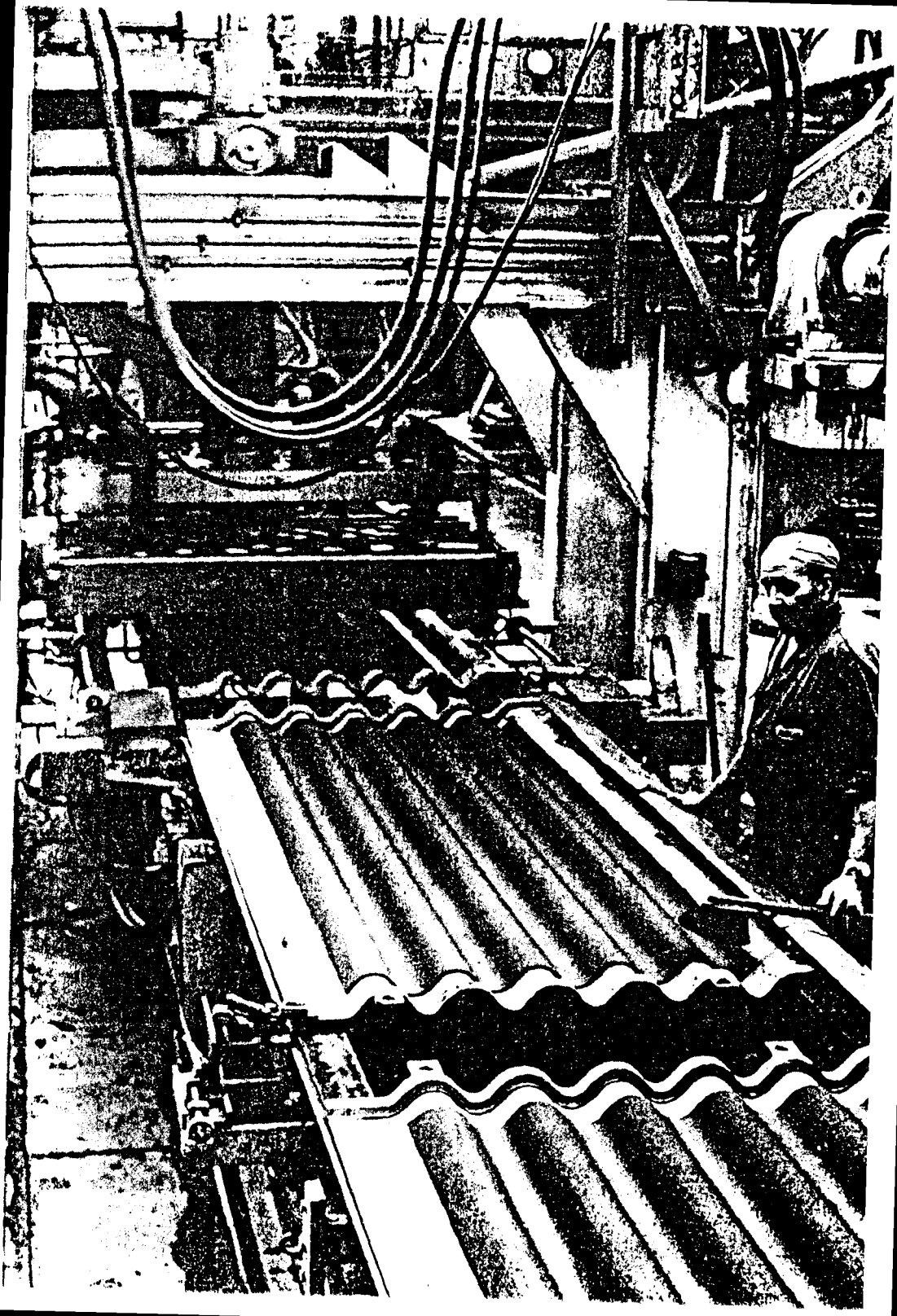
In dieses Szenario tönte, von den wenigsten wahrgenommen, das ferne Donnergrollen aus den USA, die Botschaft, die da hieß: «Asbest macht krank, erregt Krebs.»

«Vom Herrn Selikoff hörte ich dann einmal, zum ersten Mal von der Eternit Berlin her. Das muß in den sechziger Jahren gewesen sein», erinnert sich Max Schmidheiny, «da hat man gesagt; das ist ein Spinner, der Forschungen macht, damit er Geld bekommt. Wir haben gesagt, Eternit

ist sowieso nicht gefährlich, weil die Fasern im Zement eingebettet sind. Vollständig ungefährlich, was ja auch stimmt.» Dies sagt Max Schmidheiny 1984, und es stört ihn auch nicht, daß das Ganze auf Tonband aufgenommen und später zitiert wird. Max Schmidheiny, der von 1933 bis 1967 Delegierter des Verwaltungsrates der Eternit war (während sein Bruder Ernst als Präsident des Unternehmens wirkte) und von 1967 bis 1975 das Amt des Präsidenten bekleidete, hat seine Meinung über Asbest bis heute nicht geändert: «Also, das ist ja ein phantastisches Material, Asbest hat einfach hervorragende Eigenschaften ... Festigkeit ... Absorptions- und Filtervermögen! Ein einmaliges Material! Aber ich sehe natürlich auch, daß es heute sehr verfemt ist.» Begreifen kann er es dennoch nicht, was dem Asbest und damit auch dem Eternit widerfuhr.

Und wie stand es um die asbestbedingten Krankheiten? «Das einzige Problem, mit dem ich mich zu befassen hatte, waren die Asbestosen, die es hie und da gab», erinnert sich Max Schmidheiny, «wir setzten das gleich mit Silikose. Man sagte damals noch, Silikose sei gefährlicher wegen des Quarzstaubs in den Festungen und in den Steinbrüchen. Asbestose sah man gar nicht also so furchtbar gefährlich an.» Nicht viel anders äußert sich Dr. Blumer in Niederurnen. Durch das Fenster seiner Praxis sieht er Rohre, Blumenkisten und Wellplatten zu hohen Stapeln aufgeschichtet. Daß er in der Nachbarschaft der Fabrik krank werden könnte, diese Sorge hat er sich nie gemacht. Seit 1934 hat er Wohnung und Praxis hier und seither Generationen von Patienten aus Niederurnen und Umgebung behandelt. Auch er spricht von den vielen Silikosefällen, die aus dem Festungsbau während des Krieges herrührten: «Staublungen gehörten damals zur Selbstverständlichkeit, gesundheitsgefährdende Arbeiten in Stollen wurden damals etwas besser bezahlt», erinnert er sich. «Sechzig werden wir so oder so nicht erleben», hieß es damals fatalistisch bei jenen besonders gefährdeten Berufsgruppen, zu denen man freilich die Eternit-Arbeiter nicht zählte. Asbestosen habe er auch hie und da gesehen, aber nicht oft, viel mehr hätte er es mit verletzten Arbeitern aus der Eternit und der Textilfabrik Jenny zu tun gehabt. Abgerissene Finger, Quetschungen und Schnittwunden gehörten in jenen Jahren fast zur Routine in der Praxis des Arztes. Die Maschinen waren damals, auch das ein Zeichen der Zeit, nicht annähernd so gut gegen Unfallgefahren geschützt wie heute. Dr. Blumer, der achtzigjährige Landarzt, der einen Steinwurf von der Eternit-Fabrik entfernt wohnt, beschäftigte sich zu jener Zeit vor allem mit dem Problem der Unfälle. Mit den häufigen Silikosefällen begann sich das Bewußtsein für Berufskrankheiten langsam zu schärfen. Dr. Blumer: «Ein Vertreter der SUVA sagte mir einmal: ‹So viele Fälle kön-

Produktion von Asbestzement-Wellplatten in Niederurnen ▷



nen wir nicht übernehmen, wenn in diesen Stollen so viele Arbeiter kaputtgehen, muß etwas unternommen werden!»»

Die Asbestose war offenbar weder in der Fabrik noch im Dorf ein gravierendes Problem. Vielleicht zum Teil auch darum, weil in der Formerei Ausländer im Akkord im Einsatz standen, die drei, vier Jahre «wie verrückt geschuftet haben, das Ganze dann nicht mehr ertrugen und heimfuhren», wie der Arzt sich erinnert. Asbestose hat eine lange Latenzzeit. Es ist also sehr wohl möglich, daß einzelne Erkrankungen erst viel später in Sizilien oder Kalabrien zum Ausbruch kamen . . . Heute freilich wäre solches kaum mehr möglich, weil unter radikal verbesserten gesundheitlichen Bedingungen gearbeitet wird und alle Mitarbeiter auch nach dem Ende des Arbeitsverhältnisses periodisch untersucht werden.

Asbestose und Krebs brachte man hierzulande erst in den siebziger Jahren miteinander in Verbindung, zumindest traten diese Zusammenhänge erst dann ins Bewußtsein der meisten praktizierenden Ärzte. Ein Mesotheliom hat Dr. Blumer vor wenigen Jahren erstmals diagnostiziert: «Eine grausige Sache, selbst für einen Arzt, der in fünfzig Jahren Praxisleben viel gesehen hat.»

Der alte Industriekapitän, der greise Arzt repräsentieren ein vergangenes Zeitalter. Ein Zeitalter ohne Waldsterben, ohne Bodenvergiftung, ohne Asbestkrebs. Eine Epoche, in der man von Erscheinungen, über die heute Primarschüler im Bild sind, nichts wußte oder nichts wissen wollte. Max Schmidheiny ist als mächtiger Industrieller ein Exponent jener Ära. Wer ohne Schuld ist, der werfe den ersten Stein. Haben es die Politiker gewußt, die Wissenschafter, die Konsumenten, die Lehrer? Und wenn sie es gewußt haben, haben sie laut genug gerufen, damit es eine Welt im Taumel des Wachstums ohne Grenzen hören konnte?

b) Selbstsichere belgische Eternit

«Wir kämpfen für den kontrollierten Gebrauch von Asbest.»

Etienne van der Rest, Verwaltungsratspräsident der belgischen Eternit

Der Jahresbericht 1983 der belgischen Eternit ist von erlesener Qualität. Die ersten Seiten zeigen in hervorragenden Farbfotos Beispiele von Schuppen in der Natur. Bei Fischen, Tannzapfen, Schlangen. Als Paradebeispiel schmücken die irisierenden schuppenartigen Federn auf dem Rücken des Pfaus den Umschlag des Jahresberichtes. Fast unmerklich

wechseln im Innern des großzügig aufgemachten Heftes die natürlichen Schuppen in künstliche über: Dach- und Fassadenschiefer aus Asbestzement, dem Material, das die belgische Eternit und ihre Besitzer groß und wohlhabend gemacht hat. Etienne van der Rest, Verwaltungsratspräsident des Unternehmens, überreicht mir den Jahresbericht vor dem prasselnden Kaminfeuer im Lesezimmer seines alten Landhauses am Rande von Brüssel. Der herrschaftliche Sitz heißt «Hof Ingendaal» (was frei übersetzt heißt: «Hof im Tal der Engel») und liegt in einem ausgedehnten Park mit uralten Bäumen und lauschigen Fischteichen. Tatsächlich läßt sich kaum ein Platz vorstellen, der weiter entfernt wäre von den erkrankten amerikanischen Spritzasbest-Arbeitern, die, auf verlorenem Posten stehend, um ein paar tausend Dollar kämpfen, als dieser Herrensitz im Tal der Engel. Hof Ingendaal liegt Welten entfernt von Selikoffs Forschungslabor im Zentrum von Manhattan; Etienne van der Rest wird den Namen dieses Mannes erst gegen Ende unseres Gesprächs und nur ganz kurz in den Mund nehmen. Mütterlicherseits stammt van der Rest von der alteingesessenen Industriellenfamilie Emsens ab, den Gründern der belgischen Eternit. Etienne van der Rest ist ein imposanter, fast zwei Meter großer Mann mit grauen Schläfen. Während er ein dringendes Telefon aus dem Eternit-Hauptsitz im Brüsseler Welthandelszentrum abnimmt und der Butler auf dem Silbertablett für ihn ein Perrier und für mich ein Bier bringt, blättere ich im Jahresbericht. Auf der zweiten Seite nach den Schlangen, den Tannzapfen, den Gürteltieren und dem Pfau die Namen der Herren im Verwaltungsrat: Außer Etienne van der Rest figurieren da natürlich die Namen der beiden Emsens-Brüder, Claude und Jean-Marie, die Nachkommen des Gründers, dazu Baron de Cartier de Marchienne, ein weiterer belgischer Mitbesitzer aus der Crème des europäischen Adels. Anschließend Joseph Cuvelier, einer der Großen der französischen Eternit, dann der Österreicher Rupert Hatschek, zusammen mit Fritz Hatschek Besitzer der «Ur-Eternit» in Vöcklabruck. Den Reigen der erlauchten Namen aus der internationalen Eternit-Szene schließen Max und Stephan Schmidheiny ab. Alle sind sie also an der belgischen Firma beteiligt! Diese Verflechtung – Filz, sagen die Gegner – ist typisch für die weltumspannende Industrie und reicht bekanntlich in die Anfänge der Unternehmen zurück. 1905 ist die belgische Eternit gegründet worden; statt für das Patent in bar zu zahlen, überließen die Emsens den Hatscheks ein Bündel Aktien, Ursprung einer Beteiligung, die man später ausbaute (2). Die belgischen Industriellen erstellten ihr erstes Asbestzement-Werk in Haren am Kanal von Willebroek, ideal gelegen für den Export des neuen, begehrten Materials. Als der Erste Weltkrieg begann, pro-

duzierte die Fabrik bereits 56 000 Quadratmeter Dachschiefer und Wellplatten pro Woche. 1926 gründete man die zweite Fabrik in Kapelle-op-den-Bois, später kam ein drittes Werk in der Nachbargemeinde Tisselet dazu. Aus dem Jahr 1910 datiert die Zusammenarbeit mit der französischen Gründerfamilie, den Cuveliers. Diese beabsichtigte in Frankreich ein Eternit-Werk zu bauen; Alfons Emsens schlug vor, das Projekt gutnachbarlich zusammen zu verwirklichen. Etwas später kam die Geschäftsfreundschaft mit dem Schweizer Ernst Schmidheiny zustande, dem nachmaligen Präsidenten der SAIAC, des Clubs der Asbestzement-Hersteller. Ausgehend von den nationalen Gegebenheiten unterschied sich die Geschäftspolitik der Belgier von derjenigen der Schweizer. Während das Werk in Niederurnen nur wenige Jahre lang exportieren konnte, liegt der Anteil des Exports bei der belgischen Gruppe bis heute hoch (1984 sind fast 60% der Produktion ausgeführt worden). In Belgien mit seinen Wasserstraßen und dem Meerhafen Antwerpen können preisgünstige Massengüter billig transportiert werden, ein Vorteil, der im Binnenland Schweiz entfällt. Dem Export von Eternit aus der Schweiz standen später auch die im Vergleich zu andern Ländern hohen Lohnstückkosten entgegen. Die Belgier exportierten jeweils in ein bestimmtes Land solange, bis die Tonnagen eine Größenordnung erreicht hatten, daß es sich lohnte, dort eine Fabrik zu bauen. Die Expansionspolitik der Schweizer Gruppe basierte dagegen allein auf den beiden Säulen «Kapital» und «Know-how».

Etienne van der Rest lehnt sich in seinen altenglischen Ledersessel zurück und erläutert anhand eines voluminösen Dossiers die Entwicklung seiner Gesellschaft zur global tätigen Firmengruppe. Ähnlich wie die Schweizer Eternit hatten die Belgier zwei Gesellschaften gegründet, eine für die Beteiligungen in Europa, die «Compagnie Financière Eternit» und die «Eteroutremer» für die Engagements in Übersee. In Europa gehören ihnen, außer den Fabriken in Belgien, Werke in Holland und Großbritannien. Beteiligt sind sie an der Eternit Deutschland, wo Schmidheiny als Hauptaktionär firmiert, an der Eternit Frankreich sowie an einer Gesellschaft in Luxemburg. Der Geschäftsbericht der Eteroutremer belegt die weitreichenden internationalen Engagements in drei Dutzend Ländern auf dem afrikanischen Kontinent sowie in Mittel- und Südamerika. Afrika bot sich als Expansionsfeld an, weil Belgien dort seit 1885 das riesige Territorium «Belgisch-Kongo» als Kolonie okkupiert hatte. Die dortige Eternit besteht immer noch, heißt jetzt aber notgedrungen, seit der schmerzvollen Befreiung des Gebietes, «Eternit du Zaïre». 91,9865% beträgt der belgische Anteil an diesem Unternehmen, wie der Geschäftsbericht minutiös vermerkt (3). Auf die vier Stellen hinter dem Komma

könnte man verzichten, sie signalisieren dennoch eine Philosophie: Man zeigt, was man hat, verbirgt seine Beteiligungen nicht. Bei der Eternit in Costa Rica, die Ricalit heißt und von Schmidheiny kontrolliert wird, macht die belgische Beteiligung 19,9058% aus. Diese Offenlegung steht in scharfem Kontrast zu den während Generationen geübten Gepflogenheiten der Familie Schmidheiny. Die Amiantus, die Holding für die ausländischen Eternit-Beteiligungen der Schmidheiny-Gruppe, ist ein in der Öffentlichkeit fast völlig unbekanntes Schattengebilde. Bei den Recherchen zu diesem Report mußte ich mehrmals nachhaken, um wenigstens die ungefähren Beteiligungen zu bekommen, wie sie im Anhang des Buches aufgelistet sind. Diese Interessen waren bis dato Privatsache des Schmidheiny-Clans. Mit dem Generationenwechsel ist jedoch ein fälliger Gesinnungswandel in Gang gekommen: Stephan Schmidheiny hat damit begonnen, seine nationalen und internationalen Beteiligungen für die Öffentlichkeit transparenter machen. Beweis für diesen fälligen Schritt ist die Anstellung von Erich Heini; dieser zeichnete in den letzten Jahren erfolgreich verantwortlich für die Öffentlichkeitsarbeit der Schweizerischen Nationalbank.

Die belgische Eternit ist mit Asbestzement groß geworden und stellt sich auch heute auf den Standpunkt, daß Asbest in Zement eingebunden kein Problem für die Gesundheit darstelle. Etienne van der Rest dokumentiert das durch ein weiteres Dossier, das er auf den Salontisch legt. «AIA» steht darauf, was «Asbestos International Association» heißt, eine in den siebziger Jahren gegründete, weltweite Interessen- und Kampfgemeinschaft der Asbestindustrie, die in 35 Ländern fast 600 Mitglied-Organisationen vereint: Vertreter der Minen, der Hersteller von Autobremsen, von Dichtungen und Filtern, von Feuerschutz-Textilien und natürlich von Asbestzement. Präsident der Asbest-Lobby: Etienne van der Rest, «der institutionelle Gegenspieler von Selikoff», wie ihn Stephan Schmidheiny einmal genannt hat. Auf die Gefahren von Asbest angesprochen, erklärt van der Rest: «Leute, die behaupten, Asbest sei nicht gefährlich, sind verrückt!» Dann fährt er, die Verblüffung des Gesprächspartners voll auskostend, nach Sekunden erst weiter: «Wir sind aber überzeugt davon, daß man Asbest kontrolliert anwenden und nutzen kann, wie viele andere Substanzen auch. Und dafür kämpfen wir in der AIA.» Mit Wegleitungen zur rigorosen Staubreduktion in den Produktionsbetrieben, mit Broschüren über den sicheren und richtigen Umgang mit Asbest, mit Tagungen und Seminarien will die Asbestos International durch aktive und konstruktive Arbeit den arg lädierten Ruf der Mineralfaser aufpolieren. Un

seine vorher geäußerte Ansicht von der Gefährlichkeit des Asbests zu dokumentieren, legt Etienne van der Rest eine rot angestrichene Seite aus der britischen Bauzeitung «Building» zuoberst auf die AIA-Dokumentation. Grafisch eingängig werden hier die Risiken aufgezeigt, welchen wir Menschen hienieden ausgesetzt sind. Von 10 Millionen Personen in Industrieländern werden im Durchschnitt gemäß einer Studie der Royal Society rund 5000 pro Jahr an den Folgen des Zigarettenrauchens sterben, 2000 durch Autounfälle, tausend durch Unfälle in Haus und Garten. Gemäß «Building», welches sich auf die Studie der Royal Society beruft, wird dagegen – statistisch gesehen – lediglich ein einziger von diesen 10 Millionen Menschen wegen beschädigter Asbestprodukte sein Leben lassen müssen! Diese in den übrigen Lebensrisiken völlig untergehende Zahl betrifft nur die Allgemeinbevölkerung; würde man auch die Asbestarbeiter einrechnen, die heute die Quittung für Zustände von gestern zahlen, käme man auf beträchtlich höhere Werte. Widersprüchliche Studien zeigen zudem, daß man das alles überhaupt nicht so genau weiß. Die Auswahl an wissenschaftlichen Beweismitteln ist so groß, daß jeder das ihm Passende auswählen kann.

Etienne van der Rest gehört der gleichen Aufbau-Generation wie Max Schmidheiny an. Er ist in Doppelfunktion gleichzeitig «Mister Asbestos International» sowie einer der wichtigsten Männer in der belgischen Eternit-Gruppe und damit in Europa wie in Übersee Partner von Stephan Schmidheiny. Kein einfacher, wie sich herausstellt.

DER WANDEL

11. Stephan Schmidheiny: Krise als Chance

«Wenn Sie die Produktionskurve für Eternit nach dem Krieg ansehen, ist das eine der berühmten Parabeln, exponentiell, verrückt! Ich habe einmal ausgerechnet, wie lange es bei gleichen Zuwachsraten dauern würde, bis die Schweiz mit Eternit zugedeckt wäre. Ich glaube hundert Jahre. Absurd!»

Stephan Schmidheiny während unseres ersten Gespräches am Pfingstmontag 1984

So habe ich mir einen Kapitalisten nicht vorgestellt. In seinem Haus am oberen Zürichsee sitzen wir zusammen und diskutieren. Stephan Schmidheiny, Mitglied von einem Dutzend Verwaltungsräten, darunter so erstklassige Adressen wie Wild Heerbrugg oder Schweizerische Bankgesellschaft, Besitzer der Eternit Schweiz, der Amiantus und der Distral Holding (die vom Genfersee bis zum Bodensee 1100 Kioske betreibt), sitzt hemdärmlig am Tisch. Aus seinem sensiblen Gesicht blitzen überwache Augen; auch während er die Gläser mit St. Galler Landwein füllt, der aus dem familieneigenen Rebberg in Heerbrugg stammt, bleibt er präsent, läßt er den Gesprächsfaden nicht abreißen. Seine Frau Ruth, eine elegante Aroserin, kritisch, distanziert am Anfang, im Verlauf des Abends immer engagierter mitredend, deckt den Tisch selber auf. Da huscht kein Dienstmädchen herum, weil es in diesem Haushalt kein Dienstmädchen gibt. Butler, Köche und Privatchauffeure sollte ich später während meiner Erkundungsfahrten durch Schmidheinys Firmengruppen immer wieder erleben: anläßlich von privaten Einladungen bei den lokalen Direktoren. In San José in Costa Rica trug in der Villa von German Figueroa del Rio, dem «Gerente General», eine adrette junge Hausdame die Gerichte auf, in Direktor Arnis Landhaus am Rande von Johannesburg schaltete und waltete ein diskretes schwarzes Diener-Ehepaar. Andere Länder, andere Sitten! Die Frau des Schweizer Rockefellers trägt Selbstgekochtes auf: eine erlesene Tomatensuppe, eine feine Pâté nach raffiniertem, eigenem Rezept, dazu Mostbröckli, Schwarzbrot und einige delikate Zutaten. Der Gast, der ein Dîner in der Größenordnung Rehrücken Baden-Baden erwartet hat, ist verblüfft über so viel Normalität und Einfachheit. Das ist keine Understatement-Schau, das ist Schmidheinys Lebensart in Reinkul-

tur. Das Haus: schön gelegen, geräumig, Qualität, aber nichts Übertriebenes. «Als wir dieses Haus ausbauten – die Liegenschaft gehörte der Familie schon seit Jahrzehnten – merkte ich erstmals, daß ich eine öffentliche Person bin», erklärt er, «hundert Jahre alt ist das Gebäude, Teil einer einstigen Badeanstalt; die Gemeindebehörde hat es in die Kernzone eingeteilt.» Als der Unternehmer die Liegenschaft umgestaltete, geriet er in die Schlagzeilen. «Schmidheiny baut im Naturschutzgebiet», lautete der Vorwurf. Eine Aufsichtsbeschwerde landete bei der Schwyzer Kantonsregierung, der das Ganze peinlich war, denn das Prozedere war von der Gemeinde korrekt abgewickelt worden.

Inzwischen hat sich STS, wie er bei der Eternit respektvoll genannt wird, an seine Rolle als öffentliche Person – wenn auch widerwillig – gewöhnen müssen. Als Schmidheiny steht man immer wieder im Rampenlicht, denn das Wirtschaftspotential dieser Familie ist für völliges Inkognito ein paar Nummern zu groß.

Am 29. Oktober 1947 im Sternzeichen des Skorpions geboren, wuchs Stephan zusammen mit drei Brüdern und einer Schwester auf dem Familiensitz in Heerbrugg auf. Er habe keine besonders harmonische Jugend gehabt, erinnert er sich, «ich trug viele Probleme mit mir herum, Fragen über den Sinn des Daseins beschäftigten mich. Ich dachte über die Bedrohung der Umwelt nach, aber auch über unsern Reichtum. Ich war sicher weniger Kind als meine gleichaltrigen Kameraden.» Dieser Junge, der manchmal wie ein kleiner Erwachsener wirkte, konnte rebellisch sein und seine Umgebung durch Jugendstreiche nerven. «Er war viel zu gescheit und langweilte sich in der Schule, darum war er manchmal unruhig und trieb Allotria», kommentiert ein ehemaliger Mitschüler, heute in leitender Stellung in der Eternit-Gruppe tätig. «In Heerbrugg lebte man gut mit diesem Namen», erinnert sich Schmidheiny. Zwar residierte die Familie sozusagen auf dem Schloßhügel, das Volk drunten in der Ebene. Vom Hügel herunter kamen jedoch auch Bauernkinder, die in der Umgebung des «Herrensitzes» lebten, und mit diesen mischten sich die Unternehmer-Kinder normal und zwanglos. Vater Max war einerseits die unfaßbare Unternehmerpersönlichkeit mit undurchschaubaren und unüberblickbaren Besitztümern rund um die Welt, auf der andern Seite aber der Mann mit Bürgersinn, der sich im Dorf engagierte, als Schulratspräsident amtete, in mehreren sozialen Gremien Einsitz hatte, den Kanton St. Gallen von 1959 bis 1963 im Nationalrat in Bern als Abgeordneter der Freisinnigen vertrat und last but not least als Besitzer der Firma Wild der größte Arbeitgeber von Heerbrugg war. Was das Sackgeld anbelangte, sind die



Kinder von ihren Eltern immer kurz gehalten worden. Obwohl Stephans Interesse der Technik galt, verdiente er sein erstes eigenes Geld in der Landwirtschaft, mit der Zucht von Kaninchen nämlich, die er auf den Markt von Altstätten brachte und dafür stolze zwanzig Franken löste: «Damit kaufte ich mir einen alten Töff, nicht um damit herumzufahren, sondern um zu sehen, wie der Motor funktioniert.» Der sensible und intelligente Bursche, der immer wieder mit dem Gedanken spielte, Pfarrer zu werden, hätte das Zeug dazu gehabt, nach der Matur ein ETH-Studium in Angriff zu nehmen. Obwohl – oder weil – der dominierende Vater der Überzeugung war, daß ein Ingenieurstudium die beste Basis für einen Unternehmer darstelle, entschied sich der eigenwillige Sohn anders, studierte Jura und machte seinen Doktor mit einem Thema über die Investitions-Risiko-Garantie, die staatliche Versicherung des Risikos privater Investitionen in Entwicklungsländern. Max Schmidheiny hatte damals im Nationalrat ein Postulat eingereicht, das ein derartiges Gesetz forderte. Der Sohn beleuchtete in seiner Dissertation das Thema kritisch. Warum studierte Stephan nicht Ingenieur? «Ich wollte nicht eine natürliche technische Gabe am Poly überkultivieren; das wäre meiner Ansicht nach ein Fehler gewesen.» Eine konsequente, nur auf den ersten Blick einfache Persönlichkeit! Ein Mann mit Ausstrahlung und einem messerscharfen Verstand, immer wieder fähig zu Ironie, die durchaus auch Selbstironie sein kann.

Einen Zwang, Unternehmer zu werden, habe es in der Familie nie gegeben. Er könne auch andere Lösungen treffen, erklärte der Vater dem Sohn immer wieder: «Ich habe gute Mitarbeiter, und für euch wird nach menschlichem Ermessen gesorgt sein.» Stephan wäre «vielleicht auch Schriftsteller geworden, wenn es mich nicht in eine Industriellen-Familie ‹preicht› hätte». Schicksal, Vorsehung, das sind für Stephan Schmidheiny keine leeren Floskeln, er glaubt auch nicht an Zufall. Daß er das Problem mit dem Eternit erbte, findet er sozusagen folgerichtig, denn als Skorpion sei er dazu prädestiniert, Nüsse zu knacken.

Zum Thema Asbest/Eternit hat er einige starke Eindrücke aus der Jugendzeit. «Erstmals ist mir das in der vierten oder fünften Klasse bewußt geworden, da durfte ich die Fabrik in Niederurnen ansehen, und ich erinnere mich, es war wirklich staubig. Ich höre noch, als ob es gestern gewesen wäre, wie der Vater mit Herrn Krummenacher, dem Technischen Direktor, damals eine Koryphäe, sprach und sich nach den Staublungen erkundigte und fragte, ob das ein Problem sei. Er bekam eine sehr beruhigende Anwort.» In diesen Zusammenhang paßt auch eine «ganz wich-

tige» Erinnerung aus dem Jahre 1965: «Es war an einem Sonntagabend. Der Vater liest ein Buch in der Ecke, wo er immer saß, und wirft es plötzlich mit einem Kraftausdruck und einer Geste des extremen Unmuts quer durch die Stube! Ein höchst unüblicher Vorfall! Es war das Buch von Irving Selikoff aus dem Jahr 1964, in dem er von den Tausenden erkrankten Asbestarbeitern berichtet.» Das war damals, so Stephan Schmidheiny, typisch die Haltung der Industrie: «Der Selikoff war der ‹Sauhund›, bezahlt von irgendwelchen Interessengruppen, einer der berühmt werden will. In größter Selbstherrlichkeit negierte man damals wichtige, erste Trendmeldungen, wollte man das nicht wahrhaben, was man heute ‹big signals›, ‹große Signale›, nennt.» Der Vater wollte (oder konnte) die Zeichen an der Wand nicht sehen; der Sohn sollte sich später damit bis fast zum Nervenzusammenbruch herumzuschlagen haben.

Daß Stephan die Eternit-Beteiligungen der Familie erben würde und Bruder Thomas die Zementgruppe, zeichnete sich, scheinbar zufällig, schon früh ab. Thomas absolvierte sein erstes Praktikum in einer Zementfabrik, weil er unbedingt nach Mexico wollte, und dort betrieb die Holderbankgruppe Produktionsbetriebe. «Wenn du schon ein so faules Studium und keinen Militärdienst machst (Stephan wurde wegen einer schnellenden Hüfte ausgemustert), dann arbeite wenigstens in den Semesterferien», erklärte der Vater. «Ich absolvierte im Jahre 1969 in Brasilien das Ausbildungsprogramm eines Schichtmeisters. Während fünf Monaten arbeitete ich in der Fabrik von São Paulo praktisch an jedem Arbeitsplatz für zwei, drei Wochen. Ich schleppte ganz wacker Asbestsäcke aus dem Lager, von Asbestproblemen hat dort kein Mensch irgendetwas gesagt, auch ich nicht, kein Mensch!» Hätte man darin eine Gefahr gesehen, dann hätte man wohl den Kronprinzen der Dynastie nicht zuvorderst an der Asbest-Front arbeiten lassen. Wenn man damals über Staublungen redete, dann meinte man die Silikose der Stollenarbeiter, von der es hundertmal mehr Fälle gab, und nicht die Asbestose. Von Asbestkrebs war damals bei der Eternit noch nicht die Rede. Als der zukünftige Erbe des weitverzweigen internationalen Eternit-Konglomerates in Brasilien im Einsatz stand, ging in Lyon – von der Eternit-Industrie praktisch ignoriert – ein wissenschaftlicher Asbest-Kongreß über die Bühne, später begann es in Schweden zu rumoren. Stefan, der sozusagen bereits die Koffer für einen Entwicklungshilfe-Einsatz in Uganda gepackt hatte, erlebte eine weitere «Fügung»: Durch einen Staatstreich ergriff Idi Amin die Macht in Uganda, die Grenzen wurden geschlossen, der Einsatz des Heerbruggers mußte abgeblasen werden.

Statt dessen flog er nach Südafrika und absolvierte dort 1973 in der

Everite-Firmengruppe ein Jahr praktische Management-Ausbildung. In jener Zeit war es plötzlich klar, daß Stefan «den Eternit» übernehmen würde; geplant hatte das der Familienrat nie. 1974 stieg er als Verkaufsleiter Schweiz bei der Eternit ein. Der 27jährige Mann konnte sich seiner neuen Position nicht lange erfreuen. Max Schmidheiny schickte, da er selber dazu keine Zeit fand, seinen Sohn nach Schweden, «um zum Rechten zu sehen». Rückblickend erkennt STS die Eruption in Nordeuropa als eines der ersten «big signals». Die kommunistische Fraktion im schwedischen Reichstag forderte 1972 ein Totalverbot für Asbest, ein Bann, der ausdrücklich auch für Asbestzement gelten sollte. Ein Novum, denn bis anhin galten solche Forderungen immer dem Sprayasbest, dessen Anwendung übrigens in diesem Jahr in den USA verboten worden war. Schmidheinys Eternit-Holding betrieb in Schweden eine Rohrfabrik, die Eternitrör, welche durch die in der Schweiz als abstrus eingestuften Forderungen der extremen schwedischen Linken ganz direkt in ihrer Existenz betroffen war. Stephan Schmidheiny setzte sich ins Flugzeug nach Stockholm, nicht ahnend, daß das, was er in Schweden während einer Woche erleben sollte, seine ganze zukünftige «Asbestpolitik» prägen würde. Hautnah erlebte er an pausenlosen Sitzungen mit der Unternehmensleitung der Eternitrör, mit Gewerkschaftern und Regierungsvertretern, welche Sprengkraft die Faser haben konnte, auf der sein in Aussicht stehendes Erbe gründete. «Effektiv war es ein Machtkampf zwischen der sozialistischen und der kommunistischen Reichstagsfraktion, und die Kommunisten benutzten Asbest als politisches Druckmittel», urteilt er heute. Aus der Zeit der Studentenunruhen an der Uni Zürich wußte er jedoch aus ureigensten Erfahrungen, was der lange Marsch durch die Institutionen für die Linke wirklich bedeutet und was es heißt, zum Gegenstand politischer Machtkämpfe zu werden. Stephan saß im turbulenten Jahr 1968 im Großen Studentenrat – dem Parlament der Universität – als Abgeordneter des politisch rechts stehenden Studentenrings.

«Schwedenschock» nennt er sein Schlüsselerlebnis, den eigentlichen Auftakt zu seiner Laufbahn als Industrieller. Zurück in der Schweiz, rief er die Verantwortlichen zusammen und postulierte eindringlich: «Meine Herren, was dort oben passiert, das kann auch anderswo geschehen!» Der Sohn versuchte es dem Vater und seinem in Jahrzehnten zusammengeschweißten Team von Managern klar zu machen, was da im Anzug war. Max Schmidheiny und seine erprobten Weggefährten, die eine auf vier Kontinente ausgedehnte, erfolgreiche, auf Eternit gegründete Wirtschaftsgruppe aufgebaut hatten, waren außerstande, die Tragweite der Ereignisse in Schweden zu erfassen. Der junge Manager erntete, wie er sich er-

innert, Reaktionen, die von Unglauben über Kritik bis zu beißendem Hohn und Spott reichten. Die Kassandrarufe aus Nordeuropa trafen die Eternit-Gewaltigen in der Schweiz und auch die belgischen Partner zu einer Zeit glänzender Verkaufszahlen; es schien ihnen einfach unmöglich, daß auf ihr Erfolgsprodukt ein Schatten fallen könnte. Ein Jahr nach Stephans Schweden-Visite befaßte sich der Internationale Metallgewerkschaftsbund (IMF) auf seiner Konferenz über die Arbeitsumwelt in Oslo mit dem Thema Asbest und sensibilisierte die Öffentlichkeit in Nordeuropa weiter für das Problem. Fazit der Entwicklung: Verbot für Asbestzementprodukte in Schweden; die Eternitrör machte pleite!

Stephan Schmidheiny erinnert sich, wie sein Vater zu ihm sagte: «Ich mag nicht mehr, mach du weiter.» Wenige Monate nach dem Schwedenschock übernahm der Sohn das Steuer der Eternit Schweiz und Schritt für Schritt auch die Verantwortung für die Holdinggesellschaft der internationalen Eternit-Beteiligungen. Die formelle Teilung des Erbes unter die Söhne Max Schmidheinys geschah 1984; seither ist Stephan rechtskräftig Besitzer aller Eternit-Beteiligungen in der Schweiz und im Ausland.

Dort, wo er bereits 1975 verantwortlich war, sorgte er für Remedur. Etwas vom ersten, was er anordnete, war das Verbot des Besens in den Fabrikhallen, und er schaffte für die Reinigung Staubsauger an, welche die unsichtbaren Fasern wirkungsvoll beseitigten. «Das löste fast eine Palastrevolution aus», erinnert er sich, «‹jetzt ist er von allen guten Geistern verlassen›, raunten sich die Arbeiter zu. Ich konnte ihnen lange sagen, daß man das Zeug in Schweden verboten habe und eine unserer Fabriken deswegen bankrott gegangen war.» Zwar hatte man vor einigen Jahren Absaugeinrichtungen an den Maschinen einbauen lassen, aber sauber im heutigen Sinn war das Werk nicht: Eternit Niederurnen und auch die später eröffnete Fabrik in Payerne waren so sauber wie der Durchschnitt der europäischen Asbestzementfabriken, aber offenbar schwebten in den Schweizer Eternitfabriken mehr der gefährlichen Fasern herum als zum Beispiel im Werk der Hatscheks in Vöcklabruck. So jedenfalls kann man sich die Tatsache zum Teil erklären, daß die Schweizer Eternit fast dreimal mehr auf Asbest zurückzuführende Krankheiten verzeichnet als das österreichische Werk. Bis heute verzeichnet man 44 Asbestosen und 9 asbestbedingte Krebsfälle.

Wie fühlte sich der junge Erbe eines die Schweiz bei weitem sprengenden, riesigen Industriegebildes im Jahre 1975? Die Antwort muß für Dallas- und Denver-erprobte Zeitgenossen, die ihr Wissen über das

Schalten und Walten von Industriellenfamilien aus amerikanischen Fernsehserien beziehen, unglaubwürdig klingen: «Es war eine grauenhafte Belastung! (Er sagt das betont mit Nachdruck.) Der Rucksack war ja einfach schwer, und ich hatte wirklich viele Probleme damit. Auch das Problem, dazu zu stehen, daß das mir gehört.» In einer Ehrlichkeit, die für seine geschäftliche Umwelt damals schockierend gewesen sein muß, gibt er während unseres zweiten langen Gespräches zu Protokoll: «Und was ich ererbt hatte, das war, sagen wir es einmal ganz offen, todkrank, im Kern getroffen wegen des Asbestkrebses.»

Außer dem Asbestproblem lasteten zwei weitere Hypotheken auf der Industriegruppe. Vater Max Schmidheiny hatte im Top-Management eine kleine Schar Getreuer, denen er zum Teil seit über dreißig Jahren das Vertrauen geschenkt hatte und «die wußten, wie der Karren lief». Zwischen Vater und Sohn waren vierzig Jahre Leere, man hatte es versäumt, gute Nachwuchsleute heranzuziehen. Weiter war die Eternit-Gruppe, so der Erbe, «überhaupt nicht organisiert». Max Schmidheiny hatte, wie sein Sohn sagt, «einen Horror vor Organigrammen. Solange er in der Lage war, das Ganze wirklich zu führen, klappte es hervorragend, er hat einen Kopf wie ein Computer. Aber als es zu groß, zu breit wurde, ging es nicht mehr. Eternit war und ist kein Konzern, sondern ein dezentralisiert aufgebautes Konglomerat. Das hat viele Vorteile, aber auch negative Seiten. Ein großer Nachteil: Die Firmengruppe mit ihren dezentral verteilten Verantwortungen zeigte beim Generationenwechsel keine ‹Trägheit der Masse›, die ein straff organisierter Konzern gehabt hätte. Das verästelte Industriegefüge, an dem außer Eternit noch andere Bereiche angehängt waren, schien nach dem Abang von Max Schmidheiny ohne Mitte. Der junge Erbe hatte zwar seine Vorstellungen von der Führung der Gruppe, konnte das Vakuum am Anfang jedoch nicht ausfüllen. Durch einen Grundsatzartikel vom Januar 1975 in der Asbest-Cement-Revue ließ er aufhorchen. Das gepflegte Hochglanzblatt der Branche bildet eine vielbeachtete Plattform für die Architekten, darunter die berühmtesten dieser Erde; alle haben sie mit Asbestzement gearbeitet. Ab und zu ist es auch Forum für philosophische Exkurse. Nur: Schlafende Hunde hat diese Zeitschrift nie geweckt. Im allerletzten Moment, als die Spatzen es längst von den Eternitdächern pfiffen, erwähnte die AC-Revue erstmals das gesundheitsgefährdende Potential des Asbests. In «ihrer» Postille mußte die alte Garde aus der Feder ihres neuen Bosses lesen: «Im Beruf sind wir stolz auf die wirtschaftliche Expansion – zu Hause wird uns die Problematik des Wachstums bewußt. Im Beruf sind wir stolz über jede neue Fabrik – privat wird uns klar, daß jede Expansion Sauerstoff, Wasser, Grün-

fläche verbraucht. Im Beruf sind wir stolz auf die Errungenschaften der Bauindustrie – privat schütteln wir den Kopf über die Häßlichkeit unserer Städte.» Da die Unternehmen des Schmidheiny-Clans die wichtigsten Ingredienzen zu dieser Häßlichkeit liefern – Zement, Eternit und Ziegel –, ist Selbskritik in diesen Sätzen nicht zu überhören. Im gleichen Artikel, der mit «Marketing & Ethik» überschrieben ist, schreibt Stephan Schmidheiny: «In der westlichen Welt, geprägt von den antiken und christlichen Philosophien des Abendlandes, liegen dem ethisch positiven Handeln vier Kardinaltugenden zugrunde, wie sie von Thomas von Aquin in Anlehnung an Plato formuliert wurden: Gerechtigkeit, Tapferkeit, Klugheit und Mäßigung. Es liegt von vornherein im Wesen des sittlich Guten, daß der einzelne Mensch sein Glücksstreben nicht auf seine Person allein beschränkt, sondern auch seine weitere gesellschaftliche Umwelt mit einbezieht.» Eine beeindruckende Standortbestimmung, doch noch hatte der junge Tycoon die Probe aufs Exempel nicht bestanden. Sich gegen die Manager aus der Generation seines Vaters, die mit Asbestzement großgeworden war, durchzusetzen, war schwer: «Ich muß ehrlich sagen, das Schlimmste überhaupt ist der Kampf in der eigenen Gruppe, vom Vater angefangen bis hin zu den Managern in den Fabriken im Ausland. Der Vater hat mir zwar nie Prügel in den Weg gelegt. Er wollte es nicht glauben, er war einfach fundamental anderer Ansicht. Er war überzeugt, daß das Asbestproblem übertrieben werde wie anderes auch und daß es vorbeigehen werde. Keine schlafenden Hunde wecken war jahrelang die Devise der Gegner in meinen eigenen Reihen. Ich sagte immer: ‹Hört ihr es nicht bellen, die schlafen schon lange nicht mehr.›»

Stephan Schmidheiny und seine Frau waren tief betroffen über die asbestbedingten Krebsfälle unter den Eternit-Arbeitern. Ruth Schmidheiny: «Du fühltest dich verantwortlich, dem Ganzen nachzugehen; wenn da wirklich eine Krebsgefahr war, dann hattest du als Unternehmer die Verantwortung zu tragen. Über diese Frage haben wir Nächte und Nächte diskutiert.» Er, in einem Anflug von Verzweiflung: «Bis zum Verrücktwerden!» Was den jungen Boß umtrieb, konnte die gestandene Manager-Garde nicht richtig nachvollziehen. STS: «Sie machten mich lächerlich, und was mich deprimierte, war, daß man ein solches Problem in den Wind schlagen konnte!» Das Drama, das sich Mitte der siebziger Jahre in der Unternehmerfamilie ereignete, hat vielleicht nicht gerade shakespearsche Dimensionen, es ist aber ein fast archetypischer Generationenwechsel mit einem Vater-Sohn-Konflikt. Die Wucht des Wandels signalisiert zudem die Jahreszahl 1975. Die Opec hatte gerade den Ölpreis vervierfacht und damit die Weltwirtschaft in die größte Rezession seit

Kriegsende gestürzt. In den ersten sechs Monaten von Stephans Einstieg in die Führung des Unternehmens sackte der Umsatz um dreißig Prozent ab: die ökonomische Großwetterlage hatte sich mit einem Schlag geändert. Der notwendige Schritt der Ölscheiche weckte die Industrienationen aus ihrem Traum vom unbegrenzten Wachstum auf. Wie hat STS diese jähe Abkühlung erlebt? «Fast wie man einen Platzregen empfängt, wenn es während zwei Stunden schwül war. Für mich war es immer klar, naturgegeben, daß dieses Wachstum ein Ende haben mußte. Wichtig war es, daß man damit fertig wurde, mit dieser Herausforderung umgehen konnte.»

Stephan Schmidheiny baut sich jetzt konsequent einen Stab von jüngeren leitenden Mitarbeitern auf, er nimmt mit der SUVA Kontakt auf; per Zufall ist einer der Spitzenleute, Dr. Schlegel, ein alter Bekannter, der neben dem Schulhaus in Heeerbrugg wohnte und als Firmenarzt die Belegschaft der Wild medizinisch betreute. STS investierte ein paar Millionen für verbesserten Staubschutz und bekam dafür von der SUVA ein Schreiben, in dem man ihm attestierte, daß er den Betrieb dem aktuellen technischen Stand gemäß mustergültig führe. «Ein Aufsteller, der mich in meinen Maßnahmen bestärkte!» Gleichzeitig nahm er Kontakt auf mit Prof. Rüttner, dem Chef des Institutes für Pathologie am Universitätsspital in Zürich, in dessen Institut die an Mesotheliom gestorbenen Eternit-Arbeiter seziert worden waren, und traf sich mit ihm alle sechs Monate zu Informationsgesprächen. Schließlich ließ er eine Tonbildschau über die Risiken des Asbests produzieren, die sich jeder Arbeiter ansehen mußte. In der internationalen Asbest- und Eternitszene sah man Stephan Schmidheinys Wirken mit gemischten Gefühlen; besonders die belgischen Partner taten sich schwer mit dem neuen Kapitän der Eternit Schweiz. Seit dem Führungswechsel wehte ein anderer Wind in der Gruppe. STS meint jedoch: «Ich würde es mir leicht machen, wenn ich einfach sagte. Der Papa hat's halt nicht gemerkt, und seit ich da bin, ist alles in Ordnung. Das ist ein Generationenwechsel, und wir sind heute in einer andern Welt als in den sechziger Jahren.»

Als einen Markstein bezeichnet STS ein Unternehmensleiter-Seminar, das die Eternit-Gruppe 1976 veranstaltete. Der Chef des Forschungslabors in Niederurnen hatte gerade bekannt gegeben, daß man nach monatelangem intensivem Untersuchen von Hunderten von Fasern keinen Ersatz für Asbest gefunden habe, weil es einen solchen Ersatz gar nicht geben könne. Das erlauchte Gremium redete über Sprachregelungen,

man unterhielt sich darüber, daß man den grauen Markenartikel angesichts der dunklen Wolken am Horizont vielleicht doch gescheiter «Faserzement» nennen sollte, statt wie seit einem dreiviertel Jahrhundert «Asbestzement». Einzelne Leute bildeten sich ein, man könnte das Problem auf diese Weise elegant und diskret lösen. Prof. Rüttner und ein paar andere Koryphäen saßen da. Stephan Schmidheiny: «Ich hielt das Schlußwort und erinnere mich noch genau, wie ich den Seminarteilnehmern sagte, daß ich aufgrund von intensiven Gesprächen mit unsern Fachleuten zum Schluß gekommen sei, daß man Eternit ohne Asbest nicht herstellen könne. Wichtig sei ein möglichst sicherer Umgang mit der Faser. Im weitern sei politisch für Asbest zu kämpfen, und im übrigen müßten wir die Firmenaktivitäten diversifizieren, damit wir nicht ‹alle Eier im gleichen Körbchen› hätten. Kurz vorher hatte ich ein Interview mit Selikoff in einer amerikanischen Zeitung gelesen, in dem er verkündete ‹Asbestos ban not needed›, ein Bann von Asbest sei nicht nötig, wenn man mit der Faser richtig umgehe. Ich war in diesem Moment überzeugt davon, Asbest in meinem Einflußbereich nicht zu ersetzen.» Die gesamte Chef-Korona atmete auf, endlich hatte der junge Boß wieder auf den Pfad der Tugend zurückgefunden: Eternit konnte das bleiben, was es seit 75 Jahren war. «Obwohl die Tagung hervorragend verlaufen war», erinnert sich Stephan Schmidheiny, «erlebte ich ein himmeltrauriges Wochenende. Erst eine Woche später realisierte ich warum: ich hatte mir etwas vorgemacht; doch in meinem Unterbewußtsein hatte es fermentiert. Am 17. Dezember 1976, etwa einen Monat nach dem Seminar, habe ich die paar Leute, die mir geeignet erschienen, zusammengerufen, um mit ihnen das Unmögliche trotzdem zu versuchen. Ich habe die Zielsetzung formuliert und das Innovationsprogramm ‹NT›, ‹Neue Technologie›, genannt. Die Zielsetzung gilt immer noch, man kann sie heute noch Wort für Wort unterstreichen. Wir begannen mit nichts anderem als dem Glauben, daß wir es schaffen konnten. Ende 1978 produzierten wir erstmals eine asbestfreie NT-Platte.»

12. Plötzlicher Wandel in Deutschland

«Ich bin wie Naturstein an der Fassade. Darum passe ich auch so harmonisch zu allen natürlichen Baustoffen. Ihre asbestfreie Eterna Schindel. Auch das ist neu bei Eternit 85.»

Aus einem Inserat der deutschen Eternit im März 1985

a) Die deutsche Eternit, ein selbstbewußtes Unternehmen

Der oben zitierte Anzeigen-Text signalisiert einen Wandel, den sich die Verantwortlichen der deutschen Eternit vor einem Dutzend Jahren wohl nicht einmal im Traum vorstellen konnten. Während Stephan Schmidheiny bereits 1976 sein «NT-Programm» mit dem Ziel «weg vom Asbest» formulierte, herrschte an der deutschen Asbestfront noch relative Ruhe. Eine trügerische Ruhe vor dem Sturm, wie sich herausstellen sollte. Die Eternit stand da als ein strahlendes Unternehmen mit Werken in Berlin, Neuß, Neubeckum, Heidelberg und Neuburg, mit Verkaufsbüros und Vertriebslagern überall im Lande, mit 5000 Mitarbeitern und einem im Markt bewährten Angebot. Der jährliche Asbestverbrauch war in einer Zeit ungebrochener Baukonjunktur auf stolze 70 000 Tonnen geklettert, der Umsatz auf runde 600 Millionen Mark. Nach dem Krieg zeichnete die Schweizer Industriellen-Familie als Mehrheitsaktionär der Firma; heute hat Stephan Schmidheiny mit einem runden Viertel des Kapitals zwar nicht mehr die Majorität, aber immer noch das größte Aktienpaket. Eine ganze Reihe von Faktoren begründeten das gute Image der Firma. Besonderes Ansehen verschaffte sich das Unternehmen, als nach dem Bau der Mauer am 13. August 1961 seine Hauptverwaltung nicht aus Berlin abzog. Während eine ganze Reihe von Großfirmen das vermeintlich sinkende Schiff verließen und ihre Hauptquartiere anderswo aufstellten, blieb die Eternit in der geteilten Stadt.

Der Eiserne Vorhang ging genau entlang des Werkgeländes in Berlin Rudow nieder. Rüdiger Schwarz, Generalbevollmächtigter der deutschen Eternit, erklärt mir auf dem Dach des hoch aufragenden Zementsilos die Lage der Fabrik. Einen Steinwurf entfernt zieht sich die Mauer durch die trostlose Vorstadtlandschaft, quer über den Kanal, auf dem man einst Ze-

ment aus der DDR herangeschifft hatte. Auf den Wachttürmen in Rufweite mehrere bewaffnete Volkspolizisten, die uns mit Feldstechern und vermutlich auch mit Richtmikrophonen ins Visier nehmen, was Rüdiger Schwarz, der selbst in der «Zone» aufgewachsen ist, nicht hindert, ein pikantes Detail zu erwähnen: Die Röhre, welche die Mauer krönt, um das Überklettern zu erschweren, besteht aus Asbestzement; Ausschußware aus einem DDR-Werk in Magedeburg.

Die Mauer hat für die Eternit Berlin eine neue Epoche eingeleitet. Weil bis zu jenem schwarzen 13. August ein Großteil der Arbeiter aus der Ostzone nach Rudow pendelte, blieben auf einen Schlag viele Werkplätze leer. Türken, Jugoslawen, Griechen und Angehörige anderer Nationen traten in den folgenden Jahren an die Stelle der Ostdeutschen. Dank den Bundessubsidien, die allen in Berlin tätigen Unternehmen gewährt werden, hat sich die Eternit am exponierten Standort gehalten und entwikkelt. Die Lage des Unternehmens nach dem Mauerbau entbehrt allerdings nicht absurder Züge: Die gesamten Rohstoffe – Asbest, Zement und andere Zutaten zur Produktion – müssen aus der Bundesrepublik herangeführt und das Endprodukt muß zu 95% wieder zurückverfrachtet werden! Nur gerade jede zwanzigste Tonne des hier produzierten Eternits wird in Westberlin verbraucht. Kommt dazu, daß mehr als die Hälfte der Arbeiter gar keine Berliner sind, sondern aus Anatolien, vom Peloponnes oder aus Dalmatien stammen. Die Eternit-Produktion erfordert verhältnismäßig viele angelernte Kräfte; Jobs dieser Art sind bei echten Berlinern selbst bei zweistelligen Arbeitslosenraten nicht sehr gefragt. Doch das reichlich aufwendige Dispositiv funktionierte; und es gelang dem Unternehmen, unter erschwerten Bedingungen zu einem Modell für Fortschritt und Arbeitsfrieden zu werden. Eternit galt als besonders solide Firma. Früher als andere führte das Unternehmen die Mitbestimmung im Betrieb ein; bereits in den fünfziger Jahren machte man sich Gedanken über die Vermögensbildung der Arbeiter und gab ihnen die Möglichkeit, zu überdurchschnittlichen Konditionen in ihrem Unternehmen zu investieren. Als eine der ersten Firmen ermöglichte sie den Mitarbeitern, sogenannte Belegschaftsaktien zu erwerben, attraktive Papiere, die hohe Dividenden brachten. Darlehen von Mitarbeitern an das Unternehmen, ein Novum, warfen gute Verzinsung plus Gewinnbeteiligung ab; in den Spitzenzeiten machten Verzinsung und Bonus 20% pro Jahr aus. All das förderte die Bindung der Belegschaft an «ihr» Unternehmen. Einheimische wie Gastarbeiter waren stolz, bei der Eternit zu arbeiten, was nicht nur für Berlin, sondern für alle Zweigbetriebe in der Bundesrepublik galt. Politiker beehrten das Unternehmen mit Besuchen: Der regierende Bürgermei-

ster machte seine Aufwartung, Bundesminister ließen sich vor Ort die Management-Konzepte und die Produktionstechniken erläutern. Die Hauptaktionäre traten öffentlich und in der Firma nie groß in Erscheinung, immerhin besetzten sie leitende Stellen zum Teil mit Schweizern. Max Schmidheiny bestimmte durch seine Position im Aufsichtsrat das auf Konsens begründete Unternehmensklima mit. «Schweizer Bürgersinn hat einiges zum unternehmerischen Erfolg beigetragen», erklärt einer der aus Deutschland stammenden Spitzenleute der Firma.

«Wir waren ungeheuer selbstbewußt», erinnert sich Rüdiger Schwarz, «verwöhnt bis zur Arroganz und gehörten zu denen, die meinten, alle Probleme lösen zu können.» Die Unternehmensleitung vernahm Selikoffs Botschaft wie ein Signal von einem andern Stern. «Das geht uns nichts an», lautete der Tenor in den Chefetagen am Ernst-Reuter-Platz, «das ist eine komplett andere Anwendung von Asbest.» Die Arbeiter, sensibilisiert durch fortschrittliche Gewerkschafter, brachten das unerwünschte Thema jedoch Ende der sechziger Jahre im Betriebsrat aufs Tapet und erreichten, daß man die modernsten Geräte zum Absaugen des Asbeststaubes installierte. Damit – davon waren Management und Aktionäre überzeugt – war die Angelegenheit vom Tisch und für alle Zeiten gelöst.

Die Gewerkschaften engagierten sich in jenen Jahren praktisch ausschließlich beim Aushändeln von Tarifen, bei der Verkürzung der Arbeitszeit und der Frage der Ferien. Das Thema Berufskrankheiten kletterte erst um 1975 in der Prioritätenliste nach oben, als eine breitere Öffentlichkeit den Zusammenhang zwischen Asbest und Krebs zu realisieren begann. Nicht zuletzt darum, weil sich das neue, in einer umweltbewußten Aufbruchstimmung gegründete Umweltbundesamt (UBA) des Themas annahm. Dieses Amt, unter gewaltigem rhetorischem Sperrfeuer der Russen 1974 in Berlin installiert, errang sofort einen sehr hohen Bekanntheitsgrad. «Die Grenzen des Wachstums», das epochale Werk des Club of Rome, war gerade in deutscher Sprache erschienen, der Erdölstrom drohte zu versiegen. Wie nie zuvor begann man über Umweltfragen, über Nutzen und Schaden der Technik zu debattieren. Die Asbestproblematik schob sich unversehens in den Vordergrund, die amerikanische Spritzasbest-Katastrophe drängte sich als Modellfall für den leichtsinnigen Umgang mit einem schädlichen Material geradezu auf. Stephan Schmidheiny, der zukünftige Aufsichtsrats-Vorsitzende der deutschen Eternit, erlitt zu jener Zeit seinen «Schwedenschock». In den Chefbüros in Berlin wie in Niederurnen war man damals jedoch überzeugt, das Problem im Griff zu haben. Der Wirtschaftsverband Asbestzement, in dem

alle deutschen Hersteller vereinigt sind (Eternit als weitaus größtes Unternehmen der Branche bestreitet zwei Drittel des Umsatzes), nahm die Entwicklung von langsam laufenden Trennfräsen für die Baustellen an die Hand. Die schnell rotierenden Sägeblätter verursachten beim Fräsen von Eternit große Mengen an Asbest-Feinstaub, eine Gefahr, die bis anhin kaum jemand gesehen hatte. Die neuen, von den deutschen Berufsgenossenschaften anerkannten Geräte verursachen bis zu hundertmal weniger Feinstaub als die bis anhin gebräuchlichen. Die kostspielige Entwicklung der neuen Arbeitswerkzeuge schaffte Goodwill und einen Vertrauensbonus, den die Asbestzement-Hersteller später dringend benötigten. Sie bedeutete anderseits jedoch auch das Eingeständnis der Eternit-Industrie, «daß da etwas war», daß es Risiken gab, von denen man bis anhin nichts hatte wissen wollen. Dies war auch die Geburtsstunde des «Asbest-Instituts für Arbeits- und Umweltschutz» in Neuß bei Düsseldorf, das heute «Institut für angewandte Faserstaub-Forschung» heißt. Das Institut geht auf eine Initiative der Firma Eternit zurück und wird von der Industrie finanziert. Leiter ist Prof. Klaus Robock, ein Wissenschafter, der sich durch seine engagierten Voten für einen kontrollierten Umgang mit Asbest immer wieder exponierte. Professor Robock verkörperte die damaligen Intentionen der Asbestzement-Produzenten lupenrein: Man wollte alles tun, um die einzigartige Faser, auf der die ganze Industrie ruhte, sicher und damit wieder vollständig salonfähig zu machen.

Stephan Schmidheiny hatte zu jener Zeit bereits seinen fast geheim agierenden NT-Guerillatrupp aufgestellt, hatte sich vom Asbest losgesagt, ohne Ersatzstoffe zu kennen. Noch vermochte er sich in den internationalen Bereichen seiner Eternit-Gruppe nicht durchzusetzen. Es brauchte also stärkeren Druck von außen, um eine durch die Konjunktur verwöhnte, von sich selbst überzeugte Industriegruppe vom bequemen, alten Kurs abzubringen.

b) Ein Bericht und seine Folgen

«Wir bildeten uns ein, wir hätten es geschafft», erinnert sich Rüdiger Schwarz, «unser Institut zählte mit den modernsten Geräten Asbestfasern und bewies aller Welt, wie niedrig die Konzentrationen jetzt in unsern Fabriken lagen. Meist um einiges tiefer als der gesetzlich vorgeschriebene Wert von maximal einer Faser pro Kubikzentimeter Luft. Wir waren überzeugt, daß dieser Fortschritt zusammen mit den neuen Geräten für die Baustellen den Kritikern den Wind aus den Segeln nehmen mußte!» Die

große Illusion erhielt 1979 Auftrieb durch einen Forschungsbericht des Bundesministeriums für Forschung und Technologie. In Zusammenarbeit mit der Asbestzement-Industrie hatten staatliche Ingenieure eine breite Palette von Ersatzstoffen von Holzschliff bis Polyäthylen durchgekämmt und geprüft. Fazit: «Die vorgelegten Versuchsergebnisse, insbesondere auch die Auswertung der Materialprüfdaten, zeigen, daß eine Substitution von Asbest durch andere Fasern (. . .) zur Zeit nicht möglich ist (l).»

Nach den Direktiven Stephan Schmidheinys begann zu jener Zeit die Schweizer Zentrale in enger Zusammenarbeit mit der deutschen Eternit mit dem Erarbeiten des sogenannten «Safe conduct», einer bis in die kleinsten Details gehenden Anleitung für alle mit Asbest zusammenhängenden Arbeitsgänge. Das Kompendium, das «Safety manual», ist seit einiger Zeit fertiggestellt und bindend für alle von Schmidheiny kontrollierten Eternit-Fabriken. Jeder Arbeiter, ob in Neuß, Payerne oder São Paulo, muß diese Vorschriften befolgen; ein Kontrollsystem sorgt für das Einhalten der rigorosen Sicherheitsnormen. Das Ministerium für Arbeit und Sozialordnung erarbeitete inzwischen eine Liste mit 43 krebserzeugenden Arbeitsstoffen, in der Asbest, schon des Alphabetes wegen, an der Spitze figurierte. Spätestens jetzt war Asbest, ob zu Isolationszwecken versprüht oder in Zement eingegossen, suspekt.

Verschiedene Ausschüsse begannen, das zunehmend virulente Thema zu behandeln. Wie in der Bundesrepublik üblich, arbeiteten in diesen Gremien Spezialisten der entsprechenden Fachgebiete sowie Vertreter der Regierung, der Arbeitnehmer und Arbeitgeber zusammen. Weil die asbestverarbeitende Industrie tarifpolitisch der chemischen Industrie angeschlossen ist, gaben Delegierte dieses Wirtschaftszweiges in den Ausschüssen den Ton an. Ihnen konnte die Ächtung der Mineralfaser nur recht sein, konnten sie sich doch dadurch in einem schrumpfenden, erbittert umkämpften Markt Terrainvorteile ausrechnen. Im Ausschuß für gefährliche Arbeitsstoffe nahm schließlich Professor Robock Einsitz, isolierte sich jedoch mit seiner Überzeugung, Asbest könne mit Hilfe technischer Vorkehren sicher gehandhabt werden, immer mehr: Die psychologische Großwetterlage begann sich rasch zu verändern. Dennoch glaubte die Asbestzement-Industrie, das Schlimmste sei jetzt überstanden. Die Verordnung über krebserregende Arbeitsstoffe war unter Dach gebracht; scharfe Auflagen ließen die Verantwortlichen hoffen, Eternit könne das bleiben, was es seit Hatscheks Zeiten war. Der neue, staatlich geforderte Kleber mit der Warnung «Achtung asbesthaltig!» mit dem Hinweis auf die Gesundheitsgefahren sah zwar auf dem guten alten Eternit befremd-

lich aus. Wenn er, zusammen mit den übrigen Maßnahmen, die Branche in eine gesicherte Zukunft führen konnte, fiel es nicht allzuschwer, das Verdikt zu akzeptieren.

Auf dem Umweltbundesamt empfängt mich Wolfgang Lohrer zu einem Gespräch, ein sensibler, jüngerer Mann in ausgebeulten Manchesterhosen. Ein Angehöriger der Generation, die 1968 eine friedlichere, bessere Welt schaffen wollte, mit fast missionarischem Feuer in den Augen. Er reagiert ungläubig, als er erfährt, daß der Generalbevollmächtigte der Eternit mich hieher geschickt hat, damit ich ein plastisches Bild der ganzen Problematik erhalte. Ungläubig darum, weil er als Mini-Selikoff gilt, als ökologiebewußter Kämpfer gegen wirtschaftliche Interessen. Wolfgang Lohrer ist einer der Autoren des «Blauen Berichtes», wie das Werk seines Umschlags wegen genannt wird, ein vom UBA im Jahre 1980 herausgegebener Report über die Umweltbelastung durch Asbest und andere faserige Feinstäube (2). Die elf Verfasser trugen viel Material zusammen, um den aktuellen Wissensstand zu dokumentieren. Heinrich von Lersner, Präsident des Umweltbundesamtes, schreibt im Vorwort, daß es aus Gründen der Umweltvorsorge und aus präventivmedizinischer Sicht notwendig sei, das vom Asbest ausgehende Krebsrisiko zu vermindern; in einem zweiten Bericht wolle das UBA dem Bundesminister des Innern geeignete Einzelmaßnahmen mit entsprechenden Zeiträumen vorschlagen.

Die Firmenleitung der Eternit hatte kurz vor Erscheinen des Kompendiums Wind über dessen Inhalt bekommen und schrieb an den Bundes-Arbeitsminister Herbert Ehrenberg einen Brief, «weil vom Umweltbundesamt eine Existenzbedrohung auf uns zukommt» (3). Man ahnte – oder wußte bereits –, daß das progressive UBA ein Verbot von Asbest vorschlagen wollte. Die Arbeitnehmervertreter im Firmen-Betriebsrat erklären im gleichen Schreiben: «Wir Betriebsräte und alle Kolleginnen und Kollegen haben die große Sorge, daß die Konsequenzen aus einer veröffentlichten Verbotsempfehlung nicht nur zu Massenentlassungen führen, sondern daß unsere Gesellschaft zusammenbrechen kann, bevor neue Technologien entwickelt wurden. Allein bei uns würden innerhalb kurzer Zeit ca. 5000 Arbeitsplätze vernichtet.» Minister Ehrenberg beschwichtigt in seiner Antwort: «Ich gehe aber davon aus, daß derartige Aussagen (über ein Asbestverbot) ohne ausreichende Berücksichtigung unserer Bemühungen zur Verbesserung des Arbeitsschutzes beim Umgang mit krebserzeugenden Arbeitsstoffen gemacht worden sind. (. . .) Ich halte ein über die genannten Bestimmungen hinausgehendes generelles Verbot nicht für realisierbar und wegen der damit bewirkten Gefährdung

von Arbeitsplätzen auch nicht für vertretbar.» Der Bericht erschien und postulierte ein Asbestverbot mit einer Übergangsfrist bis 1990! Diese harte Variante des Blauen Berichts ist zwar nicht in Umlauf gebracht worden; die Schlußfolgerungen sickerten aber dennoch rasch in die Medien durch. Im schließlich unter die Leser gebrachten Bericht steht kein Verbotsdatum mehr; er fordert jedoch die Substitution der kanzerogenen Faser in einer ganzen Reihe von Produkten, allen voran Asbestzement. Wolfgang Lohrer: «Asbestzement fehlte zuerst im Forderungskatalog. Kurz vor Redaktionsschluß des Berichts schlendere ich einmal mit offenen Augen durch Berlin und sehe viele Häuser mit Ziegeldächern. Warum sollte man also ausgerechnet den größten Asbestkonsumenten von der Substitution ausnehmen, wo es doch offensichtlich längst Ersatzstoffe auf dem Markt gibt? Durch das kleine Wörtchen ‹Asbestzement› hat der Bericht erst seine Sprengkraft bekommen, denn da waren mächtige Wirtschaftsinteressen tangiert.» Der UBA-Bericht attackiert noch eine zweite heilige Kuh: das Auto. Die Bremsbeläge ausnahmslos aller deutschen Automobile jener Zeit enthalten Asbest! Erstaunlicherweise geriet diese Anwendung nie groß in die Schlagzeilen, obwohl jeder Bremsvorgang Asbestpartikel freisetzt. Auf Spritzasbest kann man verzichten, auf Eternit zur Not auch, aber den fahrbaren Untersatz möchte man so wenig missen wie seine Zigarette oder seinen Schnaps, egal welche Risiken damit verbunden sind.

«Krebs durch Asbest? Sorge um 1500 Arbeitsplätze bei der Eternit in Berlin», titelte die Berliner Morgenpost als Reaktion auf den Bericht des Umweltbundesamtes. Die kurz vorher noch so selbstsichere Firma reagierte konfus, hysterisch. Doch es sollte noch schlimmer kommen: Am 19. Januar 1981 trat der FDP-Innenminister Baum in Bonn vor die Fernsehkameras und forderte in einer berühmt gewordenen Pressekonferenz von höchster Warte aus ein Verbot von Asbest. Innert weniger Wochen hatten es die gedruckten Medien allein in Deutschland in einer Totalauflage von 60 Millionen Exemplaren der verschreckten Nation eingehämmert: Asbest macht krebskrank, und im Eternit ist Asbest! Die Verantwortlichen der aus dem Tritt gebrachten deutschen Eternit erinnern sich an jene ersten Monate des Jahres 1981 als an die «abgesehen vom Zweiten Weltkrieg größte Katastrophe in der Geschichte unseres Unternehmens». Die Manager bekamen anonyme Morddrohungen; oft klingelte mitten in der Nacht das Telefon. Mit verstellter Stimme rief jemand «Mörder» und drohte mit Anschlägen. Tagsüber liefen die Drähte der Eternit-Vertriebsstellen im ganzen Land heiß: Händler stornierten Bestellungen, Architek-

ten revidierten ihre Projekte und wählten andere Materialien. Mieter, die in Häusern mit Eternit-Fassaden wohnten, refüsierten die monatlichen Zahlungen an den Hausbesitzer. «Jedes Jahr 10000 Tote durch Asbest?» fragte bedrohlich der «Spiegel» im Titel einer großen Reportage, indem er eine Zahl nannte, die der militante Leiter der Abteilung Arbeitsschutz beim Deutschen Gewerkschaftsbund, Reinhold Konstanty, aus dem Ärmel geschüttelt hatte (4). Eine schockierende Mutmaßung, die nicht bewiesen werden kann, schon gar nicht durch die Statistiken der gewerblichen Berufsgenossenschaften, in denen Unfälle am Arbeitsplatz und Berufskrankheiten erfasst werden. 1983 sind in der ganzen Bundesrepublik und in Westberlin 33 Lungenkrebse mit Asbestosen und 74 Mesotheliome neu aufgetreten und erstmals entschädigt worden (5). Damit sind asbestbedingte Krebse zwar an der Spitze der arbeitsbedingten Karzinome; selbst wenn die Dunkelziffer beträchtlich sein sollte, sind die Zahlen jedoch um Größenordnungen kleiner als das, was der Leser in breiten Balkenüberschriften erfuhr.

Minister Baums Erklärung machte die Politiker in den Bundesländern und den Gemeinden hellhörig. Manche profilierten sich raschentschlossen durch einschneidende Maßnahmen: Dutzende von Kommunen verboten in Entscheiden, die an Notgesetzgebung erinnern, die Verwendung von asbesthaltigen Produkten bei öffentlichen Bauvorhaben. Zum Erschrecken der Hersteller erließen auch zwei Bundesländer, Bremen und Hamburg, entsprechende Verbote. Für die Asbestzement-Industrie, allen voran der Branchenriese Eternit, zeichnete sich rasch eine existenzbedrohende Entwicklung ab. Bei den Tiefbauprodukten (vor allem Röhren) ordern Bund, Länder und Gemeinden fast hundert Prozent der Produktion, und auch beim Hochbau gehört die öffentliche Hand zu den wichtigsten Kunden. Die Verantwortlichen des Wirtschaftsverbandes Asbestzement waren jetzt fast täglich irgendwo unterwegs auf kurzfristig einberufenen Besprechungen in Gemeinden, bei den Ländern oder bei der Bundesregierung in Bonn. Sie gerieten an öffentlichen Diskussionen, bei denen die Fetzen flogen, ins Kreuzfeuer und nahmen manchmal Zuflucht zum einzig möglichen Mittel der Geheimdiplomatie, um für die Industrie folgenschwere Entscheide abzuwenden. Die Konferenz der Umweltminister der Bundesländer bereitete nämlich ein Verbot asbesthaltiger Materialien für alle Bauvorhaben der Bundesländer vor. Nach hektischen Besprechungen hinter den Kulissen verzichteten die Umweltminister jedoch auf diesen drastischen Schritt.

Einen beträchtlichen Anteil an der Rettung der Eternit vor dem dro-

henden Untergang haben freie Berater. Stephan Schmidheiny arbeitet bei der Rekrutierung von Top-Managern ebenso wie bei der Unternehmensberatung mit freien Spezialisten zusammen, die unabhängiger urteilen als fest angestellte Kräfte und den Managern auch immer wieder auf die Finger klopfen, wo diese kneifen, Tatbestände schönen oder verschleiern wollen. Oberstes Ziel mußte sein: Glaubwürdigkeit zurückzugewinnen: Die Öffentlichkeit war durch den kompletten Imagewechsel des Asbestzements verunsichert. Weite Kreise waren überzeugt, daß die Eternit lange mit gezinkten Karten gespielt und über wichtige Aspekte ihrer Produkte nicht informiert hatte. Was «die Industrie» sagte, galt jetzt so oder so als Meinungsäußerung von interessierter Seite, als Public Relations, der nicht zu trauen ist, ja als verkappte Werbung. Der Sturz eines Markenprodukts, erinnert an die Demontage von Idolen, wie man sie im Show-Busineß oder im Sport beobachten kann. Die Menge rast, bis das einstige Vorbild am Boden liegt. Daß dies auch angesehenen Firmen und Produkten drohen kann, dafür ist Asbestzement in Deutschland ein Exempel.

Etwas Positives über Asbest zu sagen, war 1981 in der Bundesrepublik nicht mehr möglich. Wer es trotzdem tat, galt als suspekt und als Liebediener der Industrie. Die Arbeiter in der Asbestzement-Produktion, der umstrittenen Faser somit am meisten ausgesetzt, brachten für den Aufruhr kein Verständnis auf. Wolfgang Brüggemann, damals und heute noch Verteter der Arbeiter im Betriebsrat der Eternit Berlin: «Die Kollegen, die ich vertrete, haben für die Pressekampagne absolut kein Verständnis gehabt, die haben gesagt, was die schreiben, kann nicht stimmen, die meisten sind seit 25 Jahren hier, da müßten wir alle schon dreimal tot sein! Wir kannten alle einzelne Kranke. Jeder Kranke ist einer zuviel; die Zahlen in den Medien waren jedoch so irrsinnig, da hat man das Gefühl gehabt, daß man unsere Branche mutwillig kaputt machen will!» Die zunehmende Kampagne, der wachsende Druck, schweißte Management und Belegschaft zusammen. Herbert Senger, der Leiter des Werkes Berlin, erklärt, daß kein einziger Arbeiter nach dem Losbrechen der Kampagne wegen der Asbestgefahr die Stelle quittiert habe. Vorstandsmitglied Stephan Mainz weist auf das belastende Identitätsproblem hin, das die Mitarbeiter der Firma nach der Trendwende plagte. «Die Arbeiter waren stolz auf ihre Firma und haben das auch in den Kneipen am Stammtisch gezeigt. Und auf einmal kam dann dieser Schock, das war auch ein schwerer moralischer Tiefschlag. ‹Wie könnt ihr mit einem solchen Material arbeiten und erst noch stolz darauf sein?› fragte man sie immer wieder. Dann kam der wirtschaftliche Schlag mit den Entlassungen, denn auch auf den kommerziellen Erfolg des Unternehmens waren sie stolz.

Wir alle waren sehr weit unten mit unserer Moral!» Der Einbruch war in der Tat groß: 1981/82 muß der von Stephan Schmidheiny als Krisenmanager eingesetzte Zürcher Hans Thöni von den 5000 Mitarbeitern rund 1200 entlassen. Thöni hatte seine Sporen als Unternehmensleiter in der Everite-Gruppe in Südafrika abverdient. Die beiden Jahresbilanzen zeigten kumulierte Verluste von knapp 70 Millionen Mark, praktisch die gesamten Nachkriegsreserven waren aufgezehrt. Einleuchtend, daß sich die Belegschaft weniger wegen der Asbestproblematik Sorgen machte als wegen des drohenden Verlusts der Arbeitsplätze. Im Gegensatz zur direkt betroffenen Basis setzten sich die Gewerkschaften nun für ein Asbestverbot ein, was die Arbeiter in den Asbestzement-Werken nicht verstehen konnten. Hatte doch die Firma sehr viel investiert, um das Staubproblem zu lösen, und damit erreicht, daß die Konzentration nur noch maximal 0,5 Fasern pro Kubikzentimeter betrug, halb soviel, wie die Verordnung für krebserzeugende Arbeitsstoffe vorschrieb. Dazu kamen all die weiteren Anstrengungen im Bereich «Safe conduct». Genosse Trend lief anders. Asbest war definitiv zum Schwarzen Peter geworden. Pausenlos wurde in den Medien nachgeladen: ein Filmbericht des ZDF über die Eternit Berlin gipfelte im Fazit: «Im Prinzip sind das alles potentielle Mörder!»

Die Situation für die belagerte Industrie verschlimmerte sich noch, als die sogenannte Hallen-Affäre die Schlagzeilen der bundesdeutschen Presse zu beherrschen begann. Obwohl die Asbestzement-Industrie an diesem Problem nicht beteiligt war, bekam sie die negativen Auswirkungen voll zu spüren. Drei Dutzend Sporthallen mußten geschlossen werden, weil die Spritz-Isolation zum Teil hohe Konzentrationen von Asbest-Feinstaub verursachte. Die Zahl der Städte, Gemeinden und Kreise, welche deswegen für projektierte öffentliche Bauten asbesthaltiges Material verboten, wuchs rasch weiter. Die Stärke der Bewegung überraschte alle Beteiligten, auch die Politiker in Bonn. Der Bericht des Umweltbundesamtes und die Äußerungen von Minister Baum hatten die Grundwelle ausgelöst; geschaffen haben sie die losbrechenden Energien jedoch nicht. Diese den Wandel erzwingenden Kräfte hatten sich aufgebaut, weil eine mächtige, erfolgsverwöhnte Industrie es allzulange besser wissen und die Zeichen an der Wand nicht sehen wollte. Die Rigorosität, ja der Fanatismus, mit dem man in Deutschland das Asbestproblem anging, hängt wohl auch mit dem Nationalcharakter zusammen. In Frankreich löste man die Frage modererater, in Österrech schüttelt man über den deutschen Amoklauf die Köpfe; mehr davon später.

Wohl um den Befund der Umweltbundesamtes etwas zu korrigieren, gab die Bonner Regierung dem Bundesgesundheitsamt, einer viel älteren, ebenfalls in Berlin ansässigen Behörde, den Auftrag für eine ergänzende Studie, in der das gesundheitliche Risiko des Asbests für die Allgemeinbevölkerung abgeschätzt werden sollte. Überraschendes Fazit dieses Berichtes: Das Risiko für die Allgemeinbevölkerung durch Asbest in der Umwelt wird verglichen mit dem Genuß von maximal zwei Zigaretten im Jahr! Was für das Umweltamt eine große potentielle Gefahr für die Allgemeinheit darstellte, war also für das Gesundheitsamt lediglich ein Minimalrisiko ... Was stimmte nun? Den Trend änderte diese für die betroffene Industrie unerwartete Schützenhilfe nicht. Die fünf Asbestzement-Hersteller kämpften ums Überleben.

c) Freiwilliges Abkommen mit der Regierung

In den Tagen und Wochen des höchsten Druckes der Öffentlichkeit brüten die Verantwortlichen in den Büros des Wirtschaftsverbands Asbestzement, das sogenannte «Erste freiwillige Branchenabkommen» aus, ein Innovationsprogramm, in dem sich die Industrie verpflichtete, in einem ersten Schritt den Asbestanteil in ihren Hochbauprodukten bis 1986 stufenweise um dreißig bis fünfzig Prozent zu verringern. Ein fast revolutionärer Schritt, denn noch gab es keine von der Regierung diktierten Substitutions-Fahrpläne. Die Flucht der Asbestzement-Industrie nach vorn schaffte Glaubwürdigkeit und erzeugte für die andern asbestverarbeitenden Branchen einen Zugzwang. In den Entwicklungsabteilungen von VW, BMW und Mercedes-Benz arbeitete man nun mit Hochdruck an dem, was man noch vor kurzem als unmöglich bezeichnet hatte: Sichere Bremsen ohne Asbest. Heute ist ein Teil der deutschen Autos damit ausgerüstet; der schwedische Hersteller Saab hatte übrigens schon früher bewiesen, daß sichere asbestfreie Autobremsen realisierbar sind.

Bei der politischen Linken stieß das von der Industrie angebotene freiwillige Abkommen auf Skepsis: Dies sei ein Lippenbekenntnis einer Branche, die jeglichen Kredit verspielt habe, hieß es. Auch der Deutsche Gewerkschaftsbund mit seinem militanten Leiter der Abteilung Arbeitsschutz, Reinhold Konstanty, konnte nur mit Mühe von den ehrlichen Absichten überzeugt werden. Um den hundertprozentigen Willen zu dokumentieren, das Programm termingerecht durchzuziehen, wählte die Eternit Berlin den anerkannten Umweltexperten und früheren Innenstaatsekretär Günter Hartkopf in den Aufsichtsrat. Er steht dafür gerade, daß

die im Branchenabkommen gemachten Zusagen eingehalten werden. In der von Mißtrauen bestimmten Situation erwies sich die Wahl dieser integren Persönlichkeit als vertrauensbildend. Hartkopf kann jederzeit unangemeldet Werkhallen und Forschungsabteilungen inspizieren und ohne Voranmeldung an Kadersitzungen teilnehmen. Sein Jahreshonorar von 4000 Mark überweist er an Umweltschutzverbände.

Das Branchenabkommen war als erster Schritt gedacht. Im März 1984, noch vor Auslaufen der ersten Vereinbarung, schloß der Verband der Asbestzement-Hersteller das Zweite Branchenabkommen ab, mit dem Ziel, bis spätestens Ende 1990 Asbest in allen Hochbauprodukten vollständig zu ersetzen. In Übereinstimmung mit den fachlich zuständigen Bundesbehörden, dem Gesundheits- und dem Umweltamt, bezog man die unterirdisch verlegten Rohre nicht in die Abkommen ein. Eine Umweltgefährdung sei durch diese Röhren nicht gegeben, stimmten alle Beteiligten überein, Asbestfasern im Wasser seien für die Gesundheit unbedenklich, war das Fazit von Studien aus dem In- und Ausland; gesundheitliche Gefahren drohen vom eingeatmeten Feinstaub.

Die deutsche Eternit, noch vor wenigen Jahren gegenüber der kritischen Presse verschlossen wie eine Auster, lernte in der existenzbedrohenden Krise den echten Dialog mit den Medien. Während eines guten Jahres besuchten über hundert Journalisten die Werke und wurden geduldig und offen über den Stand der Dinge informiert. Die meisten Reportagen und Kommentare würdigen das Innovationsprogramm und streichen die Pionier-Rolle der Asbestzement-Hersteller heraus. Titel wie «Ein heilsamer Schock» (Die Zeit) oder «Buhmann wurde zum Saubermann» (Abendzeitung, München) sind typisch für die Reaktionen der Presse. Das Handelsblatt kommentiert: «Obwohl sich die Branche zu der Freiwilligkeit der Maßnahmen letztlich erst durch den massiven Druck der Öffentlichkeit entschließen konnte, bleiben die bisher erzielten Leistungen bei der Substitution von Asbest beispielhaft (6).»

Während der dramatischen Zeit trat der Schweizer Hauptaktionär öffentlich in Deutschland nicht hervor. Hinter den Kulissen war er jedoch als Aufsichtsrats-Vorsitzender voll involviert. Stephan Schmidheinys öffentliche Zurückhaltung entspricht seinem Naturell, war aber auch politisch klug: zu große wirtschaftliche Machtballung, die nicht nur die Produktion, sondern auch noch die Rohstoffquellen einschließt (damals besaß Schmidheiny einige Beteiligungen an Asbestminen) ist a priori verdächtig. In der aufgewühlten Situation der beginnenden achtziger Jahre hätte eine Personalisierung das Feindbild zweifellos verstärkt. Der junge

Großindustrielle erfuhr immerhin die Genugtuung, daß sein 1976 gegen enorme interne Widerstände aus der Taufe gehobenes NT-Programm unvermittelt im wichtigsten europäischen Markt höchste Aktualität gewann. Die in den USA ausgelösten seismischen Wellen, welche in Nordeuropa ihre Fortsetzung gefunden hatten, erschütterten nun die Bundesrepublik und drangen in abgeschwächter Form auch in die Schweiz vor.

13. Hintergründe des Substitutions-Programms

«‹NT› bedeutet die größte Herausforderung in der achtzigjährigen Firmengeschichte», erklärt Joseph Krättli, der Direktor der Eternit Niederurnen und einer der engsten Verbündeten Schmidheinys beim Durchsetzen der Strategie des Wandels. Das ist wohl nicht übertrieben, obschon die Eternit bereits zweimal gezwungen war, nach Ersatzstoffen zu fahnden, während des Ersten und des Zweiten Weltkrieges. In beiden Fällen erwies sich der Zwang zur Substitution als zeitlich begrenzt, denn nach Kriegsschluß rollten die Asbestladungen auf dem Bahnhof von Niederurnen wieder an. Max Schmidheiny erinnert sich, daß man während des letzten Weltkrieges die Produktion von Druckrohren, Dachschiefern, Well- und Unterdachplatten mit «besonders reichen Asbestmischungen» über längere Zeit einstellen mußte. Der Asbestvorrat reichte beim Ausbruch des Krieges für acht Monate Vollproduktion und konnte durch die Sparmaßnahmen etwas gestreckt werden. Als 1946 die ersten sehnlichst erwarteten Asbestlieferungen aus Kanada eintrafen, war man hinsichtlich Asbestersatz um einige Erfahrungen reicher. Es war den Firmentechnikern gelungen, mit Zellulose armierte Platten herzustellen, die allerdings zum größten Teil im Innenausbau Verwendung fanden; für das extreme Schweizer Wetter mit vielen Niederschlägen, kalten Wintern und Hitzeperioden im Sommer erwiesen sich die gefundenen Mischungen als untauglich. In den andern Eternit produzierenden Ländern mühte man sich ebenfalls mit Ersatzstoffen ab. Fritz Hatschek, dem die Anstrengungen seines Unternehmens bei der Suche nach Substitutionsmaterialien jetzt noch in den Knochen sitzen, erklärt mit einem Seufzer: «Da haben wir ja zweimal unsere Erfahrungen gesammelt... Beim Ausbruch des Ersten Weltkriegs hatte mein Großvater ein abenteuerlich großes Asbestlager, größtenteils aus Rußland. Drei Dinge können Sie, müssen Sie in Rußland kaufen: Wodka, Kaviar und Asbest, alles andere ist Mist! Den Asbest, der sofort beschlagnahmt wurde, hat man dazu benutzt, um die Schiffe der deutschen Kriegsmarine zu isolieren. Unsere Unternehmen versuchten damals, Zement mit Zellulose zu mischen. Kein Vergleich zu Asbestzement! Die Kunden waren überglücklich, als wir endlich das alte Produkt wieder anbieten konnten. Im Zweiten Weltkrieg ist dasselbe passiert; am 4. September 1939 telefonierte die Reichsregierung, Adolf Hitler habe un-

sern Asbest beschlagnahmt. Dann ging das Theater mit der Zellulose wieder los.» Und mit einem erneuten tiefen Seufzer: «Ohne Weltkrieg sollen wir uns jetzt also ein drittes Mal wieder um Ersatzfasern kümmern!»

Bis zum Anlaufen des großen Schweizer Innovationsprogramms verwendete man alternative Fasern, freilich fast ausschließlich für Elemente des Innenausbaus. Asbestzement erlangte seinen riesigen Marktanteil von Europa bis ins tropische Afrika und nach Südamerika aber gerade wegen seiner Resistenz gegen Wind und Wetter. In Skandinavien entwickelten die Firmen, die nach dem Asbest-Verbot nicht wie Schmidheinys Eternitrör pleite gegangen waren, eine vorwiegend auf Holz basierende Zellulosezement-Technologie unter dem Namen Cellcem, die unter verschiedenen Markennamen in eine ganze Reihe europäische Länder ausgeführt werden. Unter der Bezeichnung «Asbestolux» zum Beispiel nach England, wo eine Häufung von Mesotheliom-Fällen in den Werken des Branchenriesen Turner and Newall anfangs der siebziger Jahre zu einer breiten öffentlichen Kontroverse geführt hatte. Mit der Folge, daß die asbestverarbeitende Industrie in Großbritannien nur noch mit scharfen Auflagen produzieren konnte und sich bereits verhältnismäßig früh auf die Suche nach Ersatzstoffen machte. Im Gegensatz zu dem von Stephan Schmidheiny eingeleiteten NT-Programm, das konsequent weltweit durchgezogen wird, arbeiten die Briten in ihren ausländischen Werken wie bis anhin mit Asbest; die Substitution gilt also bis jetzt praktisch nur dort, wo sie durch öffentlichen Druck erzwungen wird.

Substitutionsdruck auf die internationale Asbestzementindustrie kam jedoch auch von der Rohstofffront. 1950 betrug der globale Verbrauch eine Million Tonnen, 1960 waren es bereits zwei Millionen Tonnen. 1970 hatte sich der Verbrauch auf vier Millionen Tonnen verdoppelt, Asbestzement war der große Motor der Zunahme, gingen doch fast drei Viertel dieser enormen Quantitäten auf das Konto von AC-Produkten! Robert Dorner, zuständig für den Asbest-Einkauf der Eternit-Werke im Einflußbereich der Schweizer Gruppe und der befreundeten Eternit-Hersteller in den Nachbarländern, erklärt in seinem Büro im Amindus-Hauptquartier in Nyon: «Zwischen 1962 und 1972 hatten wir einen ausgeglichenen Asbestmarkt, das Angebot hielt mit der Nachfrage Schritt, die Preise erhöhten sich in dieser Dekade nur gerade um elf Prozent, blieben also praktisch stabil.» Ein Streik in den kanadischen Minen erzeugte kurzfristig eine Mangelsituation, welche die Russen durch forcierte Anstrengungen jedoch beseitigten. Seither nimmt die Sowjetunion, vor Kanada, den ersten Platz in der weltweiten Asbestförderung ein. 1973 begannen die As-

bestpreise plötzlich zu steigen und verdoppelten sich bis 1975; statt 200 Dollar mußten die Abnehmer jetzt 400 Dollar pro Tonne auf die Konten der Minengesellschaften überweisen, Ende 1977 gar 600. Heute kostet eine Tonne Asbest auf dem Weltmarkt offiziell um tausend Dollar, der Konkurrenzkampf unter den Förderländern führt jedoch zu erheblichen Preisnachlässen.

Mit dem Versorgungsengpaß bekamen die Diskussionen über abbauwürdige Welt-Asbestvorkommen Nahrung; Fachleute schätzten, daß diese nach zwei Generationen ausgebeutet seien, daß sich die Industrie also in absehbarer Zeit nach Ersatzfasern umsehen müsse. Die Prognosen haben sich, wie bei andern Rohstoffen, nicht bewahrheitet. Neue bedeutende Vorkommen sind beispielsweise in Kanada entdeckt worden; Lagerstätten, die man angesichts der Kontroversen um Asbest in den kommenden Jahren jedoch wohl kaum antasten wird. Die sprunghaft angestiegenen Rohstoffpreise verteuerten Eternit und minderten seine Konkurrenzfähigkeit. Stephan Schmidheinys Entscheid für das NT-Programm ist zweifellos auch von dieser Entwicklung beeinflußt worden.

14. Das internationale Innovationsprogramm der Schweizer Eternit-Gruppe

«Der Fahrplan für das NT-Programm gilt für Costa Rica genau so wie für Brasilien, Südafrika, Deutschland oder die Schweiz.»

Stephan Schmidheiny

a) Das NT-Programm in der Schweiz

«Die größte Herausforderung in der Geschichte der Eternit» begann mit dem negativ verlaufenen Suchprogramm nach Ersatzfasern, welche dem in den Nachkriegsjahrzehnten anspruchsvoll gewordenen Markt genügen konnten. Den wenig ermutigenden Befund gab Stephan Schmidheiny 1976 seinen leitenden Mitarbeitern bekannt. «Wir standen vor dem Nichts», erinnert sich Edy Kieser, der im Faserlabor in Niederurnen arbeitet. Wir untersuchten Glas- und Steinwolle, Hanf, Textilfasern ... Kein Material zeigte auch nur annähernd die Qualität von Asbest!» Die frisch formierte NT-Tuppe, mehrheitlich bestehend aus jungen Fachleuten, die der Boß persönlich motiviert hatte, nahm jetzt in einem zweiten Anlauf alle auf dem Weltmarkt erhältlichen Chemiefasern unter die Lupe, doch auch hier zeigte sich kein brauchbares Resultat! Wie Josef Studinka, der wissenschaftliche Leiter des Programmes, anhand einer Tabelle mit einer kleinen Auswahl der untersuchten Alternativ-Fasern erläutert, zeigen zwar einzelne Typen vergleichbare Eigenschaften wie Asbest im Bereich Zug- und Druckfestigkeit, hafteten jedoch nicht im Zement. Andere Chemiefasern, wie Polyester und Polyamid, sind nicht genügend alkalistabil und werden im Zement rasch chemisch angegriffen (1).

Von den knapp tausend Mitarbeitern der Schweizer Eternit arbeiteten nun 80 Personen in Forschung und Entwicklung, ein Mehrfaches von früher. Der Einsatz erwies sich immer mehr als dringend notwendig: In einer sich verschlechternden Konjunktursituation schrumpfte der Marktanteil des teurer gewordenen Asbestzements. Und die Asbest-Kontroverse schwappte aus Deutschland auch in die deutsche Medienprovinz Schweiz über. Es ging jetzt um die tausend Arbeitsplätze der Schweizer Eternit! Stephan Schmidheiny erinnert sich an jene dramatischen Monate: «Es war eine verzweifelte Zeit; wenn ich mich aus dem Problem rausgeschli-

chen hätte, dann wäre ich eine gescheiterte Existenz gewesen!» Der junge Nachfolger hätte es sich bedeutend leichter machen, im schlimmsten Fall die Arbeitsplätze in Niederurnen und Payerne opfern, seine Schäfchen ins Trockene bringen und seine Moneten in risikolosere Gebiete investieren können. STS: «Ich könnte mir das Leben viel leichter machen, das Ganze abstoßen oder jemanden anstellen, der alles macht. Ich könnte von den Zinsen leben. Aber das löst doch das Problem nicht! Indem ich mich in der Öffentlichkeit mit der Lösung der Asbestfrage identifizierte, habe ich einen Teil meines Lebens mit identifiziert.»

Die Hoffnung, den Zwillingsbruder des Asbests zu finden, erwies sich als Illusion. Die Verantwortlichen kamen zur Erkenntnis, daß man mit der chemischen Industrie zusammenarbeiten mußte, um gemeinsam Fasern zu entwickeln. Langsam wuchs die Einsicht, daß man für jedes einzelne Produkt eine individuelle Fasermischung kreieren mußte. Eine neue Philosophie nahm Gestalt an. «Standards forward» heißt das Vorgehen im Englischen, ein Fachterminus, der in die internationale Technikersprache Eingang gefunden hat. Für Eternit bedeutet das: Von den exakt umschriebenen Anforderungen an ein Produkt ausgehend, wird das optimale Material geschaffen. Das ist eine radikale Abkehr von der bis jetzt gültigen «quality backwards»-Strategie, wo man das Material Asbestzement hatte, das man in seinem Grundkonzept nicht antasten wollte und aus dem man die gesamte Produktepalette gestaltete.

Zusammen mit dem japanischen Chemieunternehmen Kuraray entwickelten die Spezialisten der Eternit das Kuralon und in Kooperation mit dem deutschen Konzern Hoechst eine Faser mit der Bezeichnung Dolanit. Armierungsfasern, die ein Mehrfaches von Asbest kosten und darum das Endprodukt verteuern. Außer den materialtechnischen Eigenschaften der Fasern ist die gesundheitliche Unbedenklichkeit von größter Wichtigkeit. Wie Aufnahmen mit dem Rasterelektronen-Mikroskop zeigen, unterscheidet sich die Struktur der Fasern grundlegend von der des Asbests; die Fasern sind viel größer und haben aufgrund der spezifischen übermolekularen Struktur auch keine Tendenz, sich in die lungengängigen Fibrillen aufzuspalten. In ihrem physiologischen Verhalten unterscheiden sich die neuen Fasern nicht von den seit längerer Zeit bekannten textilen Faserstoffen. Kuralon hat die Zulassungsprüfung der inzwischen hellhörig gewordenen und heute sehr strengen amerikanischen «Food and Drug»-Administration erhalten. Ähnliches gilt für Dolanit, das ebenfalls einer textilen Faserfamilie entstammt und den entsprechenden Bestimmungen in der inzwischen hochsensibilisierten BRD entspricht. Ist

nun also das Problem für alle Zukunft gelöst? Ohne jegliche Gefahren ist kein Material, keine menschliche Tätigkeit. Auch die NT-Produkte zeichnen sich also nicht durch ein Nullrisko aus. Nach dem heutigen Stand der Forschung weisen die neuen, amtlich zugelassenen Chemiefasern keine herausragenden Risiken auf. Ihre Fasergeometrie unterscheidet sich vollständig von derjenigen der Asbestfasern. Die Philosophie «standards forward» schließt jedoch ein, daß man alle Materialien ständig gemäß dem neuesten Stand der Forschung auch auf Nebenwirkungen überprüft und gegebenenfalls modifiziert. Es gibt keine für alle Zeiten gültigen Produkte mehr; das gilt nicht nur für die Faserzement-Industrie.

«Cocktailbütte Nr. 8, K-12, Konsistenz 4%» steht auf einer Tafel an einem riesigen Behälter im NT-Trakt in Niederurnen. In einer Masse, die entfernt an Apfelmus erinnert, rotiert ein Rührwerk. Die Mixtur gehört bereits der zweiten Generation von Fasermischungen an und enthält außer Dolanit aus Altpapier gewonnenen Zellstoff und eine weitere, sehr teure Chemiefaser. «Cocktail» ist ein salopper Ausdruck für eine Mischung, die in ungezählten Versuchen evaluiert worden ist und sich für die Herstellung von Fassadenschiefer in unsern Breitengraden als optimal erwies. Andere «Cocktails» stehen in Erprobung; sie werden versuchsweise mit Zement gemischt und anschließend auf Modell-Maschinen in kleinem Maßstab zu Fassaden oder Dachschiefer, zu Unterdach- oder Wellplatten verarbeitet. Oft erweisen sich Mischungen bereits bei der Versuchsproduktion im Modell-Maßstab als untauglich. Die exakten Mischungen sind Betriebsgeheimnis, werden jedoch in einem heute weit ausgebauten Technologie-Transfer innerhalb der ganzen internationalen Eternit- Gruppe ausgetauscht. Auch die befreundeten Hersteller, vorab die Belgier und die Österreicher, haben Zugang zu den Daten, zumal auch sie sich finanziell an den Forschungen beteiligen.

Als erstes bot das schweizerische Unternehmen ab 1981 das Garten-Programm (Pflanzenbehälter und Blumenkisten) an, problemlose Produkte, die keinen hohen Belastungen ausgesetzt sind. Dann folgten Fassadenschiefer, Unterdach- und Brandschutzplatten. In den Fabrikhallen sieht man auf Schritt und Tritt, was die Umstellung für die Belegschaft bedeutet. «Es ist nicht leicht», erklärt Schichtmeister Jakob Lattmann, «unsere Mitarbeiter – zur Hälfte Gastarbeiter aus der Türkei, aus Jugoslawien, Spanien und Italien – davon zu überzeugen, daß es nicht mehr möglich ist, ‹im alten Trott› weiterzufahren. Die Belegschaft war auf Asbestzement eingespurt. Die neuen Mischungen erfordern ein Umlernen;

Synthesefaser in einer NT-Mischung für Dachschiefer ▷ in ca. 3500facher Vergrößerung. Die für Asbest



Rückschläge sind an der Tagesordnung.» Während unseres Gesprächs reinigen Arbeiter gerade eine Presse für Wellplatten und führen mißmutig schubkarrenweise eine Versuchsmischung auf die Deponie: «Solche Zwischenfälle gehören zur Umstellung, sie drücken aber auf die Produktivität», meint Lattmann, «ohne Versuche im Maßstab eins zu eins kommen wir jedoch nicht aus.»

Viele Mitarbeiter konnten lange nicht begreifen, warum man nach der rigorosen Entstaubung und nach der Einführung des «Safe conduct» vom Asbest Abschied nimmt. Inzwischen sehen die meisten jedoch ein, daß das Innvoationsprogramm für die Erhaltung der Arbeitsplätze unausweichlich ist und stehen dahinter. Sichtbarer Ausdruck des Wandels: in der Rohstoff-Lagerhalle werden die Stapel der Plastiksäcke mit dem roten «a» darauf kleiner, während in der NT-Abteilung große Vorräte an Chemiefasern, an Zellulose aus vielfältigen Quellen und andern neuen Armierungsstoffen lagern. Schritt für Schritt wird Asbest auch in Produkten, die im Moment ohne die Mineralfasern noch nicht zu machen sind, reduziert: 1978 verbrauchte das Unternehmen noch 18 000 Tonnen Asbest, 1984 waren es (allerdings bei einer um 25% geringeren Produktion) noch 7000 Tonnen. Innovation im Sinne von «standards forward» bedeutet eine Modernisierung des Angebots in jeder Beziehung: In den neuen Fassadenplatten und Fassadenschiefern, um ein Beispiel zu nennen, ist einerseits Asbest durch einen Fasermix ersetzt worden, anderseits sind die Platten so vorkonfektioniert, daß auf der Baustelle kaum mehr ein Zuschneiden und Bearbeiten nötig ist. Muß dennoch vor Ort zugeschnitten werden, so sind die neuen Produkte leichter zu verarbeiten als Asbestzement. Weiterer Fortschritt: das Angebot umfaßt heute eine große Auswahl von Farben, eine Palette, die kontinuierlich erweitert wird.

Eternit, so jedenfalls ging die Fama, hält ewig. Wie steht es nun mit den neuen Faserzement-Produkten? Die Firma gibt darauf die gleichen Garantien wie für Asbestzement, denn was auf den Markt kommt, ist in langwierigen Tests geprüft und für gut befunden worden. Ein Risiko besteht dennoch, denn jahrzehntelange Erfahrungen, wie man sie mit Asbestzement sammeln konnte, lassen sich auch durch noch so ausgeklügelte Testanordnungen nicht ersetzen. Eine dieser Prüfeinrichtungen heißt «Togo-Test», ein Gerät, das Sonnenschein und Regengüsse in rascher Folge simuliert. Als ich das NT-Labor in Niederurnen besuchte, waren zwanzig Quadratmeter grünen Dachschiefers bereits seit drei Wochen der 24-Stunden-Tortur von Hitze und Nässe ausgesetzt. Nach einem weiteren Monat sollen sie in der Materialprüfmaschine getestet werden. Dort wird gerade eine Serie von NT-Dachschiefer, der während zwei Jahren

auf einem Versuchsdach in den Bündner Bergen lag, mit dem hochmodernen Gerät geprüft: ein Knopfdruck, und ein Gewicht drückt von oben auf den Schiefer, der mit einem kaum hörbaren «Klick» in zwei Teile zerbirst. Gespeichert mit allen technischen Daten der Platte, rechnet der angeschlossene Computer die Bruchfestigkeit aus. Andere Prüfanordnungen belasten das neue Material nicht schlagartig, sondern über Wochen und Monate. In Tiefkühlanlagen sind neue Produkte während Monaten sibirischen Temperaturen ausgesetzt; ein Langzeittest, der in einer Wärmekammer seine Fortsetzung findet.

Die Dachdecker und das NT-Programm

«Wir setzen einen guten Namen aufs Spiel», gibt Anton Riedener, der Chefdachdecker der Eternit, zu bedenken. Seit 39 Jahren arbeitet er bereits bei der Firma als Kunden-Berater und in der Ausbildung von Dachdeckernachwuchs. Er hat somit alle Phasen der Beurteilung des Asbestzements miterlebt. Er nimmt sich viel Zeit, seine Einsichten zum Thema «Neue Technologie» darzulegen. In diesen fast vier Jahrzehnten ist er zum unbestechlichen Fachmann, zu einer Art Gewissen des Unternehmens geworden. Ihm klopfen seine Partner und Berufskollegen, die Dachdecker, auf die Finger, wenn er ihnen ein Produkt empfiehlt, das nicht hält, was die Werbung verspricht. «Ich war skeptisch, ob es gelingen würde, Asbest zu ersetzen», gesteht er, «beim Fassadenschiefer ist das durch eine große Anstrengung im Zeitraum von ungefähr vier Jahren gelungen; beim Dachschiefer dauerte es zwei Jahre länger.» Ein Baumarkt mit einer Fülle von hochentwickelten Produkten akzeptiert keine zweitklassigen Neuheiten; darum minimalisiert die Eternit das Risiko durch ausgedehnte Tests im Labor und unter natürlichen Bedingungen. Riedener: «Wir beobachten gegenwärtig knapp hundert Testobjekte in der ganzen Schweiz, die wir in den Jahren seit 1979 mit einer Vielzahl von Dachschiefern aus unterschiedlichsten Mischungen eingedeckt haben, darunter sind gute und schlechte Resultate.» Dank den Erkenntnissen aus den Prüf-Programmen ist es inzwischen gelungen, auch den Dachschiefer völlig asbestfrei auf den Markt zu bringen. Bereits sind, als Beweis für die Belastbarkeit unter extremen klimatischen Bedingungen, mehrere SAC-Hütten damit eingedeckt worden, so die Wildhorn- und die Keschhütte.

Im Ausbildungszentrum des Schweizerischen Dachdeckerverbandes in Uzwil treffe ich Willy Achermann, Zentralpräsident der Berufsorganisation. «Für welche Seite schreiben Sie?» hatte er mich am Telefon miß-

trauisch gefragt, als ich um einen Gesprächstermin bat. «Da wird soviel Mist geschrieben», entfährt es ihm, «da muß man vorsichtig sein!» Als ich ihm das Vorhaben erkläre, alle Beteiligten anzuhören und daraus einen Report zu verfassen, wird er gesprächiger und gibt freimütig seine Ansichten zum Wandel in der Asbestzement-Industrie zu Protokoll. «Von uns ist das sicher nicht ausgegangen», lacht Achermann, der seit 42 Jahren auf dem Beruf arbeitet und wohl schon mehrere Quadratkilometer Asbestzement verlegt hat. Kein Dachdecker liebe Staub im Gesicht, meint er, darum arbeite man immer «mit dem Wind», Dachdecken sei ein Freiluftjob, und wo Wind sei, da sei der Staub auch rasch weg. Außer den Eternitarbeitern in den Werken arbeitet keine Berufsgruppe auch nur annähernd so intensiv mit Asbestzement wie die Dachdecker. 650 Betriebe mit 5000 Arbeitern gibt es in der ganzen Schweiz. Der Eternit-Anteil bei Bedachungsarbeiten schwankte in den letzten Jahren zwischen 35 und 40%; in Bergregionen, wo Ziegel weniger dauerhaft sind, war der Anteil von Asbestzement praktisch seit der Erfindung noch viel höher. Die SUVA verzeichnete, seit man asbestbedingte Krankheiten als Berufskrankheiten registriert, bei den Dachdeckern einen einzigen asbestbedingten Todesfall. «Unser größtes Risiko sind die Unfälle», meint er, «Jahr für Jahr stürzen rund zehn Männer – neben Angehörigen anderer Berufsgruppen vor allem Dachdecker – von Dächern zu Tode!» Als die ersten Meldungen über Spritzasbestopfer in der Schweizer Presse auftauchten, fühlten sich die Dachdecker nicht im geringsten betroffen. Das ist ein anderer Asbest», sagte man und ging zur Tagesordnung über. Als dann Stephan Schmidheiny das Gespräch mit ihnen suchte und anläßlich einer Besprechung mit Vertretern des Schweizerischen Dachdecker-Verbandes fragte, wie sie die Gefahr beurteilten, da antworteten die Berufsleute, daß das Ganze für sie überhaupt kein Problem sei. Die Offenheit Schmidheinys beeindruckte und irritierte die wichtigsten Abnehmer des Asbestzements. «‹Was soll das überhaupt?› fragten wir uns immer wieder», erinnert sich unser Gesprächspartner, der Stephan Schmidheinys Vater sein könnte. Willy Achermann ist auch Präsident des internationalen Verbandes der Dachdecker-Unternehmer. Sektionen in England, Schweden und Deutschland hätten den Druck von den Gewerkschaften zu spüren bekommen, der in der Schweiz praktisch nicht existent war, erklärt er. Wie eine Studie des Instituts für Arbeits- und Sozialmedizin der Justus-Liebig-Universität Gießen aus dem Jahr 1982 belegt, welche der in Fachkreisen bekannte Professor H. J. Woitowitz mitverfaßt hatte, fand man bei 58 von 404 Dachdeckern auf den Röntgenbildern Veränderungen in der Lunge. Alle Dachdecker hatten lange mit Asbestzement gearbeitet; die

Montage von asbestfreiem Fassadenschiefer ▷



meisten fühlten sich jedoch durch die Veränderungen in der Lunge in ihrer beruflichen Tätigkeit nicht beeinträchtigt. Drei Dachdecker litten an Lungenkrebs. Kommentar der Verfasser: «Unsere Ergebnisse lassen weitere Vorsorgemaßnahmen betreffend des Asbestzement-Problems auf Baustellen als angezeigt erscheinen (2).» Untersuchungen dieser Art sensibilisierten die Dachdecker offensichtlich im Ausland mehr als in der Schweiz.

An einer Tagung vor ungefähr fünf Jahren, an der alle 32 Sektionspräsidenten des Verbandes zusammen mit einem Arzt der SUVA und Vertretern der Eternit teilnahmen, habe man das Thema dann weiter diskutiert. «Richtig motiviert waren wir nicht», erinnert sich Achermann, «das Ganze schien uns maßlos übertrieben, von den Zeitungen hochgespielt, ein Politikum.» Erst in einer nächsten Phase wuchs die Überzeugung, daß da eine Gefahr war, der man zuwenig Beachtung geschenkt hatte. Gleichzeitig kam ein Denkprozeß in Gang, bei dem man begann, sich mit der «Monopolfirma» auseinanderzusetzen. Eternit stellte ihren Kunden, den Dachdeckern und den Architekten, immer exzellentes technisches Grundlagenmaterial zur Verfügung. Die stetig aktualisierten, fast schon legendären, braunen Ordner, in denen alle erdenklichen Anwendungen für Eternit im Detail dargestellt sind, erleichtern die Anwendung der Produkte und haben wohl manchen Architekten, manchen Dachdecker immer wieder dazu bewogen, Eternit statt andere Materialien zu wählen. Diese clevere Beeinflussung hat zweifellos zur extremen Verbreitung von Asbestzement beigetragen. Viele Dachdecker schwören auf das Material («Weil es halt einfach gut ist!»), sie fragten sich jedoch immer wieder, was denn dieses Unternehmen überhaupt verdiene. «Daß man das bis vor zwei Jahren nie erfuhr, hat uns gestört», sagt Willy Achermann. Und daß Eternit sehr gutes Geld machte, war den Dachdeckern, wie kaum einer andern Abnehmergruppe, klar.

Heute ist die Distanz zum früher als allmächtig empfundenen Unternehmen geschrumpft. Die Verantwortlichen beider Seiten sitzen zusammen, reden miteinander. Die Krise hat die Eternit bescheidener, zugänglicher gemacht. Den Wandel in der Produktepalette begrüßen die Dachdecker jetzt, vor allem darum, weil das Angebot noch besser vorkonfektioniert und damit rationeller zu montieren ist. Die Sensibilisierung gegenüber den Materialien, mit denen man arbeitet, ist jetzt bei dieser Berufsgruppe entschieden geschärft. Nun fragt man sich, ob denn Glasfasern und Steinwolle, die man zu Isolationszwecken verlegt, nicht auch gesundheitliche Risiken bergen. «Vielleicht heißt es in zehn Jahren ein-

mal, auch die Chemiefasern im neuen Eternit seien schlecht für die Gesundheit», mutmaßt Achermann und beschließt das Gespräch mit einem Sprichwort aus Dackdeckerkreisen: «Nur eines ist sicher, daß wir nicht überleben.»

b) Der letzte Asbest-Einkauf in Costa Rica

«Das ist mein letzter Asbesteinkauf», erklärt German Figueroa und weist auf einen Stapel von Plastik-Säcken. German Figueroa del Rio ist der Generaldirektor der Ricalit SA, der einzigen Asbestzement-Firma in Costa Rica. Bald also ist diese rund zwanzigjährige Epoche vorüber (Max Graf gründete die Ricalit 1963), und im kleinen mittelamerikanischen Staat wird demnächst nur noch Faserzement produziert. Damit steht Costa Rica im NT-Fahrplan an der Spitze aller von Stephan Schmidheiny kontrollierten Betriebe überhaupt! Verblüffend, daß in dieser Zukunftstechnologie ein Entwicklungsland die Nase vorn hat. Figueroa wirkt atemlos enthusiastisch; den Lagerschuppen will er, wie er augenzwinkernd erzählt, in ein Asbestmuseum verwandeln. Ob dieses Museum freilich großen Zulauf hätte, ist zu bezweifeln, denn Asbest ist in Costa Rica kein Thema, über das man sich ereifert, ja nicht einmal ein Thema, das interessiert. Zwar beginnen Berichte über Asbest jetzt auch via Satellit aus den USA in die TV-Kabelnetze der Hauptstadt San José einzufließen, doch das Land hat andere Sorgen, als sich um die Mineralfaser zu kümmern! Der politisch linksgerichtete nördliche Nachbar Nicaragua sorgt täglich für Aufregung in den Medien. Costa Rica kann seinen vergleichsweise guten Lebensstandard nur dank der massiven amerikanischen Finanzhilfe – man spricht von einer Million Dollar täglich – halten. Ein bedeutender Teil der Wirtschaft wird zudem von den Yankees dominiert; so gehören zum Beispiel die riesigen Bananenplantagen an der Pazifikküste der amerikanischen United Fruit Company. Die Ricalit-Fabrik liegt rund vierzig Kilometer südöstlich der Kapitale San José zwischen der Provinzstadt Cartago und dem Dorf Paraíso. Umgeben von tropischen Pflanzen steht das Werk in Sichtweite zum 3500 Meter hohen Vulkan Irazú auf 1300 Metern über Meer in einer meteorologisch turbulenten Region mit Wettern von zwei Ozeanen. Die mittelamerikanische Landbrücke mißt hier nur gut hundert Kilometer in der Breite. Regengüsse von mehr als zwei Metern pro Jahr strapazieren das Dachmaterial. Blech, meist rostig und wenig ansehnlich, und mit Flechten bewachsener, welliger Asbestzement deckt die meisten Häuser. Hans Fischer zeigt mir auf dem Gelände

der Fabrik ein kleines Modell-Haus, das gut 5000 Dollar kostet und ausschließlich aus asbestfreiem Faserzement besteht (weil die einheimische Währung unter Schwindsucht leidet, werden größere Beträge meist in US-Dollar angegeben). Der in Erlenbach am Zürichsee aufgewachsene Ingenieur ist entscheidend an der Entwicklung dieses Schaustückes beteiligt. Er bezeichnet sich als Recycling-Fanatiker, der sich früher als andere Ingenieure mit der Frage des Asbestersatzes befaßte und dabei mit lokal anfallenden Abfallprodukten experimentierte. Fischer arbeitete nacheinander in Eternit-Fabriken in Brasilien, Ecuador und El Salvador, bevor es ihn 1968 nach Costa Rica verschlug. Er erinnert sich an eine Tagung, die 1970 in Niederurnen stattfand und wo er es wagte, seine Ideen vorzubringen. «Man lachte mich aus», erzählt er, «denn Asbest war damals edel, etwas anderes kam für Eternit ganz einfach nicht in Frage.» Der Ingenieur führt mich hinter die Fabrik, wo auf Eisengestellen Faserzementplatten montiert sind, die zum Teil schon eine ganze Reihe von Jahren in Wind und Wetter stehen. Einzelne sehen aus wie Knäckebrot, andere wirken fast wie neu, obwohl Jahreszahlen wie 1978, 1979 oder 1981 darauf stehen; daneben jeweils eine Nummer, welche die Faserung bezeichnet, die Fischer in seiner Dokumentation minutiös erfaßt hat. So läßt sich im Langzeittest eruieren, was sich bewährt. Im Jahr 1977, kurz nach Stephan Schmidheinys NT-Entscheid, entschloß man sich auf Drängen des ehrgeizigen und draufgängerischen Ingenieurs zur Großproduktion einer asbestfreien Platte, die für den Innenbau wie für Außenwände taugen sollte, wie man die Kunden informierte. Das Ganze erwies sich als Desaster, weil die Platten teils nach Wochen, teils nach Monaten «wie Bücher aufblätterten». Hauptbestandteile dieser zu früh auf den Markt geworfenen NT-Platten waren Zement und Karton von ausgedienten Bananenschachteln. Die Ricalit mußte 40 000 der 100 000 verkauften Quadratmeter wieder zurücknehmen, verlor vorübergehend einen Teil ihres guten Images und einige Kunden. «Wir ließen alle die Köpfe hängen», erinnert sich Fischer, «‹Ticalit›, wie die asbestfreien Platten hießen, war gründlich in die Hosen gegangen!»

Die Ticalit-Episode illustriert übrigens den Spielraum, den die einzelnen Unternehmen des Schweizer Eternit-Imperiums genießen; es lag im lokalen Ermessen, wann man das Experiment im Markt umsetzen wollte. Ein Vorgehen, das bei einem straff zentral geführten Konzern für etwas so Wichtiges wie ein grundlegend neues Produkt nicht denkbar wäre. 1978 reiste Stephan Schmidheiny nach Costa Rica, zwar auch hier, wie in den meisten lateinamerikanischen Unternehmen, Minderheitsaktionär (er hält 30%, die belgische Gruppe 21% und einheimische Aktio-

Zellulose aus Holzabfällen, einer der Rohstoffe für die Produktion asbestfreien ▷



näre 49% der Anteile); dank dem aus der Schweiz stammenden Know-how kann er jedoch den Kurs bestimmen. Und dieser Kurs ist klar. «Er unterstützte uns moralisch», erinnert sich Hans Fischer, «der Mann hat im übrigen Ideen und ein hervorragendes technisches Verständnis.» Von acht Fasermischungen, die man als Versuchsreihe realisierte, stammte die Hälfte von STS. Ingenieur Fischer klopft auf eine Platte: «Reisspreu mit Zement.» Die nächste Platte besteht im wesentlichen aus feinen Holzspänen und Zement, eine andere weist zermahlene Bananenschachteln als Armierungsmittel auf. Die genaue Zusammensetzung des Fasercocktails in diesen leicht wirkenden Platten erfährt ein Außenstehender begreiflicherweise im Detail nicht, die Mischung ist Betriebsgeheimnis.

Der Druck, der zur Substitution des Asbests führte, kam in Costa Rica weder von den Ärzten noch den Gewerkschaftern, sondern allein vom Markt: Asbestzement ist, wegen des kostspieligen importierten Rohstoffes, rund 50% teurer als die neuen NT-Platten. Hätte man Asbest nicht durch einheimische Rohstoffe ersetzt, so gäbe es die die Firma Ricalit vermutlich gar nicht mehr. Sie wäre von der Bildfläche verschwunden wie Dutzende von Unternehmen, die nur mit importierten Rohstoffen produzierten, Rohstoffe, welche des teuren Dollars wegen immer unerschwinglicher wurden, was die daraus fabrizierten Produkte aus Konkurrenzgründen aus dem Markt warf. Obwohl die Schweizer das größte Aktienpaket halten, treten sie gemäß der Schmidheiny-Geschäftsphilosophie öffentlich nicht hervor: Ricalit gilt als nationales Unternehmen; der neue Faserzement wird in der Werbung, vor allem im Fernsehen, als costaricanische Erfindung propagiert. Das schmeichelt dem Nationalstolz und stört die wahren Erfinder nicht; wichtig ist, daß die Produkte Abnehmer finden. Bei Ricalit ist die Idee der Einbettung in die lokalen Verhältnisse bis hin zur Nutzung einheimischer Rohstoffe vielleicht am reinsten verwirklicht, Alle neuen Produkte sind im Land entwickelt worden und auf die Bedürfnisse Costa Ricas exakt zugeschnitten, Das Konzept der dezentralen Führung, Forschung und Entwicklung, das Max Schmidheiny bereits vorzeichnete und Stephan übernahm und weiter entwickelte, erweist sich hier als erfolgreich.

Statt Asbest für tausend Dollar pro Tonne verwendet man Stoffe, die in Costa Rica unbegrenzt erhältlich sind. Die Gestehungskosten für eine Tonne der Fasermischungen, bei denen man im Gegensatz zu Europa auf Chemiefasern verzichten kann, liegen bei 130 Dollar. Wie sich im Verlauf der Entwicklungsarbeiten herausstellte, ist Asbesztement für das tropi-

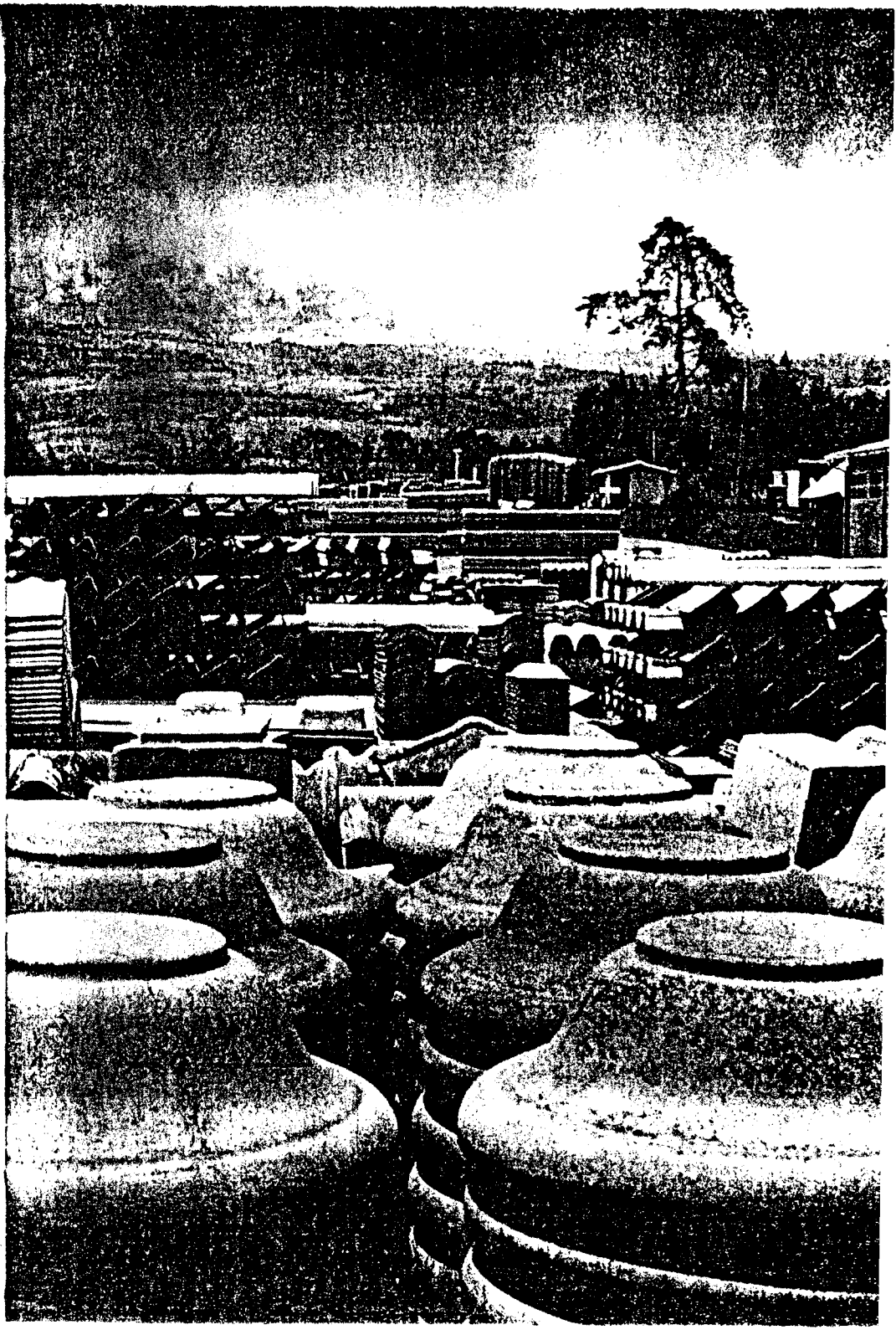
sche Land «überqualifiziert»; billigere, auf lokalen Rohstoffen und Zement basierende Platten genügen vollauf. Was für ein Druckrohr unerläßlich sein mag, nämlich eine reiche Asbestarmierung, ist für die Wände und das Dach eines kleinen Häuschens in Costa Rica unnötig. Ricalit produziert für einen vergleichsweise anspruchslosen Markt; was hier marktgerecht ist, würde für das zwar in einer tiefen Wirtschaftskrise steckende. jedoch weiter entwickelte Brasilien nicht ausreichen. Dort liegen die Verhältnisse diametral anders; mehr davon im nächsten Kapitel. Claudio Rodriguez ist seit zwanzig Jahren bei Ricalit tätig; kurz nach der Eröffnung der Fabrik begann er als Handlanger; inzwischen ist er zum Vorarbeiter und Leiter einer Equipe von zwei Dutzend Arbeitern aufgestiegen. In seinem Wirkungskreis wird klar, was es bedeutet, aus Bauern und Kaffeepflanzern Ricalit-Mitarbeiter zu machen: Ein stetiges Anleiten und Überwachen ist nötig, damit die angelernten Kräfte eine gleichbleibende Qualität zustande bringen. Daß die Produktivität nur einen Drittel des schweizerischen Wertes beträgt, spielt keine Rolle; die Arbeiter verdienen auch weniger als in Europa. Was Markus Thoma, dem Schweizer Betriebsleiter, jedoch zu schaffen macht, ist die Einhaltung der Qualitätsstandards: «Man muß jeden Arbeitsgang nachprüfen, immer schauen, immer kontrollieren.» Daß sich das Asbestproblem jetzt gelöst hat, schafft Erleichterung, denn das Einhalten des in der Schweiz entwickelten strengen «Safe conduct» stößt im Entwicklungsland auf riesige Probleme: Mitarbeiter, die mit ihrer Familie und den Haustieren unter einem Dach, manchmal im gleichen Raum leben, sollen sich am Arbeitsplatz – nach ihren Hygienestandards – fast wie Chirurgen verhalten! Bei unserem Rundgang durch die Fabrik entdeckt Hans Fischer das geplatzte Rohr eines Absauggerätes; seelenruhig arbeitet daneben ein Einheimischer in einer Staubwolke, in der ein Teil der letzten Asbestfasern schwebt, welche im Betrieb verwertet werden. Fischer interveniert; der Costaricaner schaut uns an wie ein ertapptes Kind: Sicherheitsstandards sind etwas, was man für das Management einhält, den Sinn der Übung sieht der Arbeiter oft nicht ein. Quasi im luftleeren Raum, ohne echtes Verständnis der Betroffenen, müssen die Verantwortlichen die strikten Direktiven aus der Schweiz durchsetzen. Eine Alternative gibt es im letzten Fünftel des zwanzigsten Jahrhundert nicht: Ein multinationales Unternehmen wird heute daran gemessen, ob es in Payerne die gleichen Sicherheitsstandards einhält wie in Quito, ob Mitarbeiter und Umwelt in West Virginia gleich gut geschützt sind wie in Bhopal. Wer unterschiedliche Standards zuläßt, riskiert Katastrophen und schadet damit, wie jüngste tragische Beispiele zeigen, nicht nur dem Ansehen des eigenen Unternehmens, sondern

bringt ganze Branchen ins Zwielicht. Eine weitere unausweichliche Folge sind – auch das bewiesen aktuelle Beispiele – Kursstürze an der Börse und damit handfeste finanzielle Einbußen.

Stephan Schmidheiny hat zur Koordination der Forschungsanstrengungen eine eigene Abteilung, die Ametex, geschaffen. Hansueli Spieß, der Leiter der für Lateinamerika zuständigen Abteilung, ist in Heerbrugg aufgewachsen und hat mit ihm die Schulbank gedrückt. Nach seinem Studium der Kybernetik und Computerwissenschaft in England arbeitete Spieß zuerst während drei Jahren bei der Eternit Berlin und wurde dann 1976 von seinem Schulfreund Stephan nach Niederurnen gerufen. Die Ametex ist ein Spiegelbild von Schmidheinys internationaler Eternit-Organisation: Das Koordinationszentrum liegt in Niederurnen, regionale Forschungsabteilungen arbeiten autonom, kommunizieren jedoch intensiv mit der Schweiz. Ingenieur Fischer leitet das regionale Forschungszentrum in Costa Rica, das auch zuständig ist für die Werke in El Salvador, Honduras, Ecuador und Nicaragua, wo ebenfalls – auf die lokalen Bedürfnisse ausgerichtet und basierend auf den einheimischen Rohstoffen – geforscht und entwickelt wird. Dabei erweist es sich, daß die einzelnen Unternehmen zwar im Bereich Innovation voneinander profitieren können, daß aber die Voraussetzungen in keinem Land genau gleich sind wie im andern.

Hans Fischer berichtet, daß im politisch linksgerichteten Nicaragua der vom «Bruderland» Sowjetunion billig gelieferte Asbest als problemlos akzeptiert werde. Dennoch gilt der Innovationsfahrplan auch für die Eternit-Fabrik in Managua, solange Schmidheiny seine Beteiligung am Unternehmen behält.

Top of Switzerland, die Panorama-Aufnahme der Schweizer Alpen von Emil Schultheß, schmückt Ingenieur Fischers Büro. Daneben leuchten ein Poster mit einem Zug der Rhätischen Bahn im Schneesturm auf dem Langwieser Viadukt und ein Foto der Patrouille Suisse über der Axalp. Der Arbeitsraum ist ein Stück Schweiz im tropischen Mittelamerika; der Zürcher wirkt als der Inbegriff eines einsatzfreudigen und zuverlässigen Schweizers, der sich vollständig für «sein» Unternehmen einsetzt. Schweizerisch geprägter Föderalismus macht hier eine angepaßte Entwicklung möglich, die beeindruckt. «Wir wählen einen ganz andern Weg als in Europa», erklärt Fischer, «der Erfolg zeichnet sich ab, die wirklichen Bewährungsproben liegen jedoch noch vor uns.»



In einer Halle des Werks in Costa Rica machen Arbeiter eine Ladung, bestehend aus Ricalit-Platten, für den Transport in die USA bereit. Das asbestfreie Faserzement-Produkt hat die amerikanischen Zulassungshürden genommen. Pro Monat werden 10 000 Quadratmeter, ein Sechstel der Produktion, nach den Vereinigten Staaten exportiert. Ein großer Erfolg für ein Produkt, das auch in Costa Rica selbst ein Renner ist. Germano Figueroa fährt mich einen Tag lang kreuz und quer durch San José, um begeistert die vielen Anwendungen «seiner» Platten zu demonstrieren. Architekt Eduardo Davila beispielsweise hat sein eigenes Haus mittels Ricalit-Platten aufgestockt und will das System bei seinen Kunden empfehlen. Davila erklärt, daß die vergleichsweise leichten Platten ideal seien, weil man damit auch Häuser ohne massiven Unterbau aufstocken könne; was wegen der Tragfähigkeit der Fundamente mit schweren Baumaterialien unmöglich wäre. Andere Länder, andere Baugesetze! An jenem Tag sehe ich noch Dutzende von Anwendungen der asbestfreien Faserzementplatte: Im «Mexico-Hospital», wie eines der größten Krankenhäuser von San José heißt, sind die neuen Operationssäle mit Fibrolit-Platten ausgekleidet! Ein frisch aus dem Boden gestampftes Shopping Center, das eine japanische Gesellschaft betreibt, ist innen vollständig mit den Faserzement-Platten aus dem Ricalit-Werkt gebaut. Am Stadtrand zeigt mir Figueroa eine ausgedehnte Einfamilienhaus-Siedlung mit Häusern zu 20 000 Dollar das Stück, eine Summe, die Angehörige des oberen Mittelstandes bezahlen können. Auch hier hat Ricalit den Löwenanteil des Baumaterialis geliefert; außer den Dächern, deren Material noch aus einer früheren Epoche stammt, ist alles ohne Asbest produziert. Nach Villen, Garagen und Werkstätten schließlich hinter der Kuppe eines Hügelzuges am Rande eines Slum-Gebietes kleine vorfabrizierte Wohnhäuser für Bedürftige, die 2500 Dollar für diese Behausungen aufbringen können. Ein konkurrenzlos niedriger Preis, der nur möglich ist, weil sämtliche Baumaterialien aus einheimischen Rohstoffen bestehen. Die Anlagekosten für die Hütten der Bidonville, die aus rostigem Abfallblech und morschen Kistenbrettern bestehen, sind zwar bestimmt noch um einiges tiefer; die Behausungen heizen sich jedoch in der Sommerhitze auf und stehen während der Güsse der tropischen Regenzeit unter Wasser. Blech muß im übrigen importiert werden und wird im feuchtheißen Tropenklima schon nach wenigen Jahren ein Opfer der Korrosion. Die Armen von San José, die sich vor den wenigen Fernsehgeräten in ihrem Quartier in Trauben sammeln, können in täglich gesendeten TV-Spots erfahren, «daß Fibrolit nicht wie Blech rostet und nicht wie Holz von den Käfern gefressen wird». Der Bedarf an preisgünstigen Häusern ist in den Ent-

wicklungsländern mit ihren rasch wachsenden Bevölkerungen enorm. As-
bestzement war und ist wegen seiner Dauerhaftigkeit und seiner Resistenz
gegen klimatische Unbill ein wichtiger Baustoff.

c) Sonderfall Brasilien

«Brasilien ist der Prüfstein unserer NT-Politik.»

Hansueli Spieß, Verantwortlicher für die Neue Technologie in Lateinamerika

Der Vizepräsident der brasilianischen Eternit, Sieghart Lerche, be
antwortet im klinisch aufgeräumten Büro im Verwaltungsgebäude i
Osasco meine Fragen. Der Vorort von São Paulo ist Standort des größte
Werkes der Eternit do Brasil. 1941, während der Zweite Weltkrieg tobt
und die Brüder Schmidheiny ihr afrikanisches Hauptquartier von Ägyp
ten nach Südafrika verschoben, begann hier die lateinamerikanische E
pansion. Eigentlich war Brasilien in der SAIAC den Belgiern zugedach
worden, diese verzichteten jedoch wegen des Krieges auf diese Optio
Die Schweizer sprangen in die Bresche und stellten wenige Jahre späte
mit Dr. Graf einen tatendurstigen Manager an die Spitze der Lateinam
rika-Organisation. Sieghart Lerche kennt diese Gründungszeit nur vo
Hörensagen; er stieß anfangs der sechziger Jahre zur brasilianischen Ete
nit. Auf seinem Pult steht, wie bei den meisten älteren Managern d
Gruppe, das unvermeidliche Stück asbesthaltigen Gesteins. Die Chrys
til-Fasern hängen als Büschel aus dem Muttergestein, einem Brocken a
der brasilianischen Cana-Brava-Mine. Diese Mine betreibt die Amiant
zusammen mit der französischen Saint-Gobain-Gruppe, will sich ab
jetzt im Zusammenhang mit der NT-Politik aus dem Unternehmen z
rückziehen. Aus Lerches Büro schweift der Blick über eine eindrucksvol
Landschaft aus Fabrikhallen und Asbestzementlagern; zusammen m
dem Werk in Berlin-Rudow das größte der Schweizer Gruppe, das ich g
sehen habe. Im Verwaltungsgebäude erscheint alles dennoch um ei
Nummer zu groß; ausgedehnte, wenig belebte Korridore führen zu Büro
die teilweise auffallend dünn belegt sind. «Das haben wir noch vor d
großen Krise geplant», räumt Lerche ein, «und jetzt erst eröffnet.»

Die Krise setzte 1980 abrupt ein, als die auf ausländischen Kredit
basierende Konjunktur plötzlich zusammenbrach. Die Wirtschaftsblü
auf Pump verwelkte im Sog der Weltrezession rasch und stürzte den Ba
markt und seine Zulieferbetriebe in eine tiefe Krise. Hermann Straub, d
altgediente technische Direktor, kann es immer noch nicht fassen, daß d

seit dreißig Jahren trotz zeitweiligen Einbrüchen stetig aufwärts führende Entwicklungskurve definitiv geknickt scheint. Seit 1957 engagiert er sich für die Eternit do Brasil und konnte im Laufe der Jahrzehnte immer wieder Erweiterungs- und Neubauten projektieren. Die bereits 1949 eingeweihte Fabrik in Rio ist mehrmals modernisiert und vergrößert worden. Das dritte Werk in Salvador nahm 1967 den Betrieb auf, dann baute die Eternit kurz nacheinander Fabriken in Goiânia und Curitiba. Im Südosten des Landes, dem wirtschaftlichen Schwerpunkt Brasiliens, arbeiten fünf Fabriken und zwei Dutzend Verkaufs-Filialen. «Ende 1980 produzierten wir in allen unsern brasilianischen Werken 80 Millionen Quadratmeter», sagt Ingenieur Straub stolz. Das sind 80 Quadratkilometer, fast die Fläche des Schweizer Nationalparks. Jetzt ist die Produktion auf etwas mehr als die Hälfte dieses Rekordwertes abgestürzt, der jährliche Asbestverbrauch beträgt noch 60 000 Tonnen. Ein bitterer Tatbestand für Hermann Straub; auch er ein typischer Verteter der Aufbau-Generation, der sich während Jahrzehnten daran gewöhnen konnte, immer neue Werke zu planen und zu realisieren. Größter Wermutstropfen ist jedoch das hochmoderne Eternitwerk in Novodessa, dessen Eröffnung geplant war, als die Krise bereits alle schönen Zukunftspläne über den Haufen geworfen hatte. Die 15 Millionen US-Dollar kostende Fabrik, ein Monument des Wachstumsglaubens, hat nie eine Platte produziert. Sie ist nagelneu eingemottet worden und wartet, versiegelt, auf bessere Zeiten. Das kann noch lange dauern, denn die andern fünf Fabriken sind kaum zur Hälfte ausgelastet.

Von 4500 sackte die gesamte Belegschaft auf unter 3000 ab. Sieghart Lerche, der den Abbau durchführen mußte, erklärt: «Zuerst haben wir das Fett weggeschnitten, das Personal, das man im Hinblick auf eine weitere Expansion angestellt hatte. Das hat nicht weh getan. 1982/83, als man schon kein Fett mehr hatte und ins Fleisch schneiden mußte, war das schlimmste Jahr. Da mußte ich viele Leute entlassen, die schon seit zehn oder gar zwanzig Jahren bei uns sind. Die Philosophie und die Kultur unseres Unternehmens waren immer rücksichtsvoll», urteilt Lerche, «wenn es uns gut ging, so wurde gesagt, soll es auch den Mitarbeitern etwas besser gehen. Jetzt, wo es uns aber schlecht geht, will niemand den Verlust auf seine Kappe nehmen. Die Entlassungen schmerzen, und wer hier abbaut, bin ich. Wir mußten einsehen, daß wir kein philanthropisches Institut sind und daß wir unsern Aktionären Resultate zeigen müssen!» Hauptaktionär ist Stephan Schmidheinys Eternit-Holding. Mit vergleichsweise guten Sozialplänen hilft man den langgedienten Entlassenen über die erste Zeit hinweg. Viele werden sich wohl ins Heer der brasilianischen

Arbeitslosen einreihen. So zynisch es klingen mag: Am besten ergeht es den drei Eternit-Arbeitern mit Asbestose, die nach der Entlassung bis zum Pensionsalter ihr volles Salär ausbezahlt bekommen. Bei 32 Arbeitern besteht Verdacht auf Asbestose; die Röntgenbilder werden vom Institut in Neuß überprüft, endültig entschieden, ob es sich um Asbestose handelt, wird von einem unabhängigen Arzt. Mesotheliome und auch Lungenkrebse mit Asbestose verzeichnete man bis jetzt noch keine, wie Dr. Wagner, der Firmenarzt, erklärt. Obwohl man die Fälle erst seit 1978 erfaßt, überrascht dieser Befund. Mit einer Dunkelziffer, vor allem bei Kontraktarbeitern, die nur relativ kurze Zeit in der Fabrik tätig waren, muß gerechnet werden.

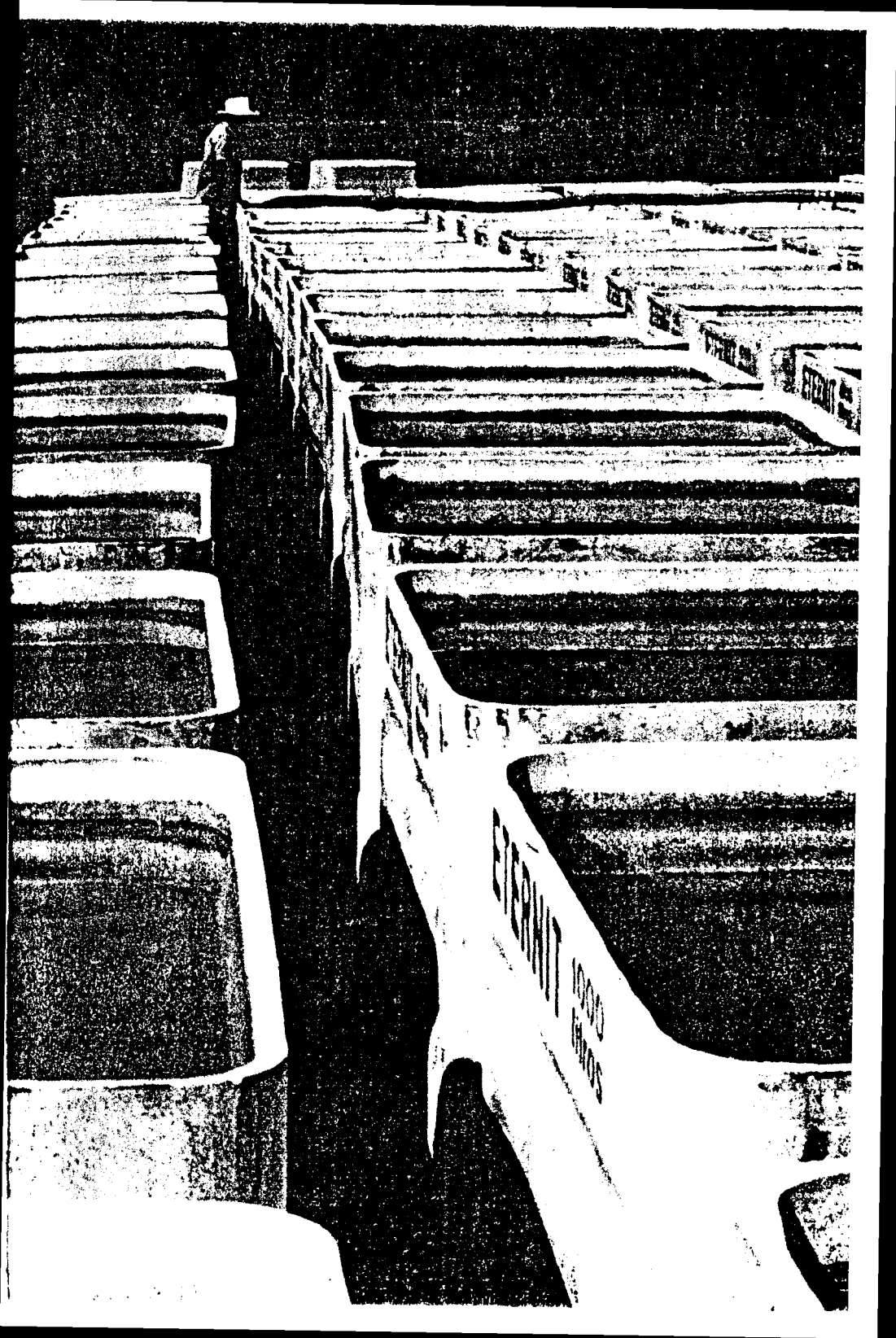
Brasiliens tiefe Rezession hat auf dem Eternitmarkt zu einem mörderischen Konkurrenzkampf geführt. Anders als in andern Regionen des Globus hat hier die Aufteilung der Welt durch die europäischen Eternit-Produzenten nicht geklappt. Das Land ist so riesig und schien als Markt derart aufnahmefähig, daß die französische Saint-Gobain-Gruppe hier ohne groß anzustoßen ihre eigenen Werke aufbauen konnte. Nach und nach etablierten sich noch ein Dutzend kleine einheimische Fabriken überall im Lande. Die beiden Großen und die zwölf Kleinen haben je einen Drittel des Marktes ergattert. Asbest ist wegen der brasilianischen Minen eine nationale Ressource; das gesundheitsgefährdende Potential hat bisher noch kaum zu Kontroversen geführt. Wo einheimische Rohstoffquellen vorhanden sind, erlaubt die Regierung, um Devisen einzusparen, keine Importe. In dieses Szenario von Überkapazität, Entlassungen und Preiszerfall und der Ausrichtung der brasilianischen Wirtschaft auf einheimische Rohstoffe passen die Direktiven aus der Schweiz nicht hinein. Die Botschaft des Hauptaktionärs, Asbest bis zum Ende des Jahrzehnts in allen Hochbauprodukten zu ersetzen, hört man wohl; allein – so schien mir jedenfalls – es fehlt der Glaube, daß man das Programm durchziehen kann. Die Mienen der Verantwortlichen werden leer, die Blicke scheinen ein Objekt in unbestimmter Ferne zu fixieren, wenn man das Gespräch auf NT bringt. Zu all den andern Sorgen nun auch noch diese! Welch ein Unterschied zu Costa Rica, wo man das hier unmöglich Scheinende praktisch schon geschafft hat. Costa Rica verfügt im Gegensatz zu Brasilien über keine Asbestminen, der Baumarkt ist weniger anspruchsvoll, die Konkurrenz bei weitem geringer und das Klima geeigneter für die ausschließlich mit natürlichen Stoffen armierten Faserzementplatten.

Was wird aus der so stolzen Eternit do Brasil, wenn man Produkteli-

nien anbietet, die zwar keinen Asbest enthalten, aber wegen kostspieliger Ersatzstoffe für das billige einheimische Mineral so teuer sind, daß sie der Markt nicht akzeptiert? Die französische Gruppe wird ebensowenig wie die kleinen einheimischen Produzenten auf Asbest verzichten, weil der äußere Druck hier völlig fehlt. Die in Europa zum Verstärken des Zements verwendeten Chemiefasern sind auf dem brasilianischen Markt nicht erhältlich, eine Importgenehmigung zu bekommen, ist aussichtslos. Ein Dilemma ohne Ausweg! Während ich mir die Quadratur des Kreises von den ziemlich ratlosen Managern vor Ort erklären lasse, klingt mir Stephan Schmidheinys Wort im Ohr: «Indem ich mich öffentlich zum NT-Programm bekannt habe, habe ich einen Teil meines Lebens mitidentifiziert.» Er habe zwei Standards, einen für Europa und einen andern für die Entwicklungsländer, wird man ihm vorwerfen, wenn das Innovationsprogramm für Brasilien auf der Strecke bleibt. Das weiß er, und darum setzt er alles daran, dieses schwierigste Problem zu lösen. Technische Schützenhilfe aus Europa und modernste Forschungs- und Entwicklungstechnologien sollen die Lösung bringen. Der Staat und die Öffentlichkeit beschleunigen den Prozeß in Brasilien nicht im geringsten. Wenn die Verantwortlichen der Eternit von den überhitzten Debatten aus Schweden oder Deutschland hören, so sind das «Probleme aus einer andern Welt» (Hermann Straub). In einem Land, das Zustände wie in der berüchtigten Industriestadt Cubatão duldet, wird die neue Norm von vier Asbest-Fasern pro Kubikzentimeter bereits als Fortschritt registriert. Der staatlich festgesetzte Wert ist das Vierfache dessen, was die brasilianische Eternit in ihren Werken toleriert. Cubatão liegt unweit von São Paulo und hat als schmutzigste Industriestadt der Erde traurige Berühmtheit erlangt. Im «Tal des Todes», wie die Brasilianer die Gegend getauft haben, verpesten Stahl- und Hüttenwerke, erdölverarbeitende Betriebe und Düngerfabriken die Luft und verseuchen das Wasser. Wald wächst hier schon lange keiner mehr, und die Menschen, die längere Zeit in dieser abschreckenden Industrielandschaft wohnen, erkranken an Atembeschwerden und an Hautleiden, um nur das Harmlosere zu nennen. Hoch ist die Zahl der mißgebildeten Neugeborenen; doch eine Wende zum Besseren ist nicht in Sicht. Ausländische Unternehmen, welche die laschen brasilianischen Umweltgesetze ausnutzen, sind am Skandal von Cubatão ebenso beteiligt wie einheimische.

Die Manager der brasilianischen Eternit wehrten sich gegen den aus der Schweiz verordneten Warn-Kleber mit dem roten «a», der in der ganzen Gruppe auf allen asbesthaltigen Produkten angebracht wird. Das hätte ihrer Ansicht nach schlafende Hunde geweckt und die Konkurrenz-

Wasserbehälter aus Asbestzement auf dem Gelände der Eternit-Fabrik bei São Paulo in Brasilien ▷


EIKENHT

könne, Geld für Entwicklungsarbeit auszugeben, erklärt Sauerländer. In Brasilien wächst die Bevölkerung jährlich um 2,2%; nach billigem, dauerhaftem Wohnraum besteht darum ein enormer Bedarf. Der Zusammenbruch der Bauindustrie veranschaulicht, wie sehr die Brasilianer den Gürtel enger und enger schnallen müssen. Sauerländer: «Das ist der große Konflikt. Es geht um die Frage, ob dieses Eternit in der heutigen Form der größere Schaden sei und das eventuelle Risiko höher einzustufen ist als die Qualitäten des Baustoffes. Aber wenn wir grundsätzlich sagen, Asbest sei gefährlich; können wir uns dann herausnehmen, uns in Brasilien anders zu verhalten als in Europa, weil die übrigen Probleme in Brasilien größer sind? Wer gibt uns das Recht, die Verantwortung zu relativieren?» Sauerländer hat Vergleichsmöglichkeiten mit andern weltweit tätigen Industriegruppen, bei welchen er vorher im Einsatz stand. Zu Schmidheinys für alle Länder geltendem NT-Entscheid erklärt er: «Da kommen wir jetzt zu einem wichtigen Punkt, wo ich der Meinung bin, daß bei der Gruppe Stephan Schmidheiny entscheidend mehr geleistet wird, entscheidend mehr in der Gesamtverantwortung vorhanden ist. Wir können heute die Lösung für Brasilien nicht auf den Tisch legen, aber wir machen alles, wirklich alles, um 1990 soweit zu sein. Wenn dann unsere Produkte 30% teurer sind als alle andern, kommt der Moment, wo wir uns entscheiden müssen. Schließen wir ein paar Fabriken, machen wir . . .» – er denkt nach, sucht nach einer Fortsetzung des Satzes. Ich helfe weiter: «. . . zum Beispiel Hühnerfarmen . . .», worauf er spontan weiterfährt: «Das ist denkbar, durchaus denkbar!»

Wieder auf dem Boden von 1985 meint er plötzlich ganz kühl: «Wer weiß, ob die Asbestfrage nicht einmal auch in Lateinamerika aktuell wird. Sehen Sie das einmal unternehmerisch an – ganz kalt –, diese Überlegungen machen wir ja neben den ethischen immer auch. Wir sind Unternehmer, wir denken planerisch. Wenn Sie vor fünf Jahren in der Schweiz gesagt hätten, die Asbestfrage werde bei uns so aktuell, wie sie heute ist, dann hätte ihnen das kaum jemand abgenommen. Das kann in Brasilien genau so aktuell werden und eine Umwälzung auf dem Markt herbeiführen. Und dann wollen wir mit einem Produkt auf dem Martk sein, das machbar ist. Dann wollen wir mitmischen!» Oder auf gut schweizerdeutsch: «Dänn wettemer debii sii!»

d) Umbruch in in Südafrika

Minen mit Absatzsorgen und eine militante schwarze Gewerkschaft

Südafrika ist ein Eldorado für die asbestverarbeitende Industrie, liegen doch Asbestvorkommen, die zu den bedeutendsten der Erde gehören, im südlichen Teil des schwarzen Kontinents ungefähr zu gleichen Teilen in Südafrika und im benachbarten Zimbabwe. Jede zehnte auf der Erde verbrauchte Tonne stammt aus dieser Region; 1984 insgesamt 400 000 Tonnen. Als der junge Max Schmidheiny sein afrikanisches Hauptquartier von Ägypten nach Südafrika verschob und dort, am 22. April 1941, die Everite Limited gründete, tat er das auch im Hinblick auf die komfortable Rohstoffsituation.

Die Südspitze Afrikas ist die mit Rohstoffen vermutlich am reichsten gesegnete Region der Erde. Gold, Kupfer, Zink, Diamanten und Asbest, um nur einige zu nennen, schaffen Arbeitsplätze für Hunderttausende. Anfangs des letzten Jahrhunderts entdeckte der deutsche Geologe Lichtenstein im Nordwesten der Kap-Provinz einen blauen, faserigen Stein, den zwei andere Wissenschafter später Krokydolith (Wollstein) nannten (3). Lange blieb es still um die südafrikanischen Asbestfunde; erst nach dem Burenkrieg (1899–1902) entwickelte sich die Industrie des Landes langsam; die Asbest-Jahresproduktion stieg 1912 auf 10 000 Tonnen. Die Erfindung Hatscheks kurbelte den Verbrauch weltweit kräftig an. Inzwischen entdeckten Geologen weitere Lagerstätten, so 1918 beim Dorf Amos im nordöstlichen Transvaal, wo man einen braunen Stein fand, der den Namen Amosit erhielt. Aufgrund der steigenden Nachfrage drangen die Geologen weiter ins Landesinnere vor und entdeckten immer neue Vorkommen. Südafrika ist das einzige Land, in dem alle vier industriell genutzten Asbestarten gefördert werden; nämlich Chrysotil, Krokydolith, Amosit und Antophyllit. Die Zahl der Minen vergrößerte sich, Minen, in denen die Weißen das technische Know-how besaßen und die Schlüsselstellen im Management besetzten, während die Schwarzen das Mineral abbauten. Darin unterscheiden sie sich nicht von den Gold- oder Diamantminen. Mit den Asbestlagerstätten in Reichweite waren die Startbedingungen für das Everite-Unternehmen außerordentlich gut. Max Schmidheiny brachte die Rohstoffbasis für die Asbestzement-Produktion unter seine Kontrolle, indem er sich an Asbestminen in Südafrika und Rhodesien, dem heutigen Zimbabwe, beteiligte. Die Everite-Firmenchronik vermerkt für das Jahr 1963, daß die Pangani-Asbestmine in Südrhodesien die Produktion aufgenommen habe. Die Mine gehört der Firma As-

bestos Investments, an welcher Everite mit 47% beteiligt ist. Präsident der in Südafrika domizilierten Gesellschaft: Max Schmidheiny, Bürger von Balgach und wohnhaft in Heerbrugg. Wie bei den Eternit-Gesellschaften verfuhr der Schweizer Industrielle auch bei den Rohstoffquellen: Kein Alleinbesitz, aber wenn immer möglich die Kontrolle. Nach und nach erwirbt die Asbestos Investments ein halbes Dutzend Minen in Rhodesien und Südafrika, Basis für eine stetig größer werdende Produktion im eigenen Land. Die Minen förderten den damals begehrten Rohstoff auch zunehmend für den Export.

1980 verkaufte die Schweizer Eternit-Gruppe ihre Beteiligung an der Minengesellschaft Asbestos Investments; eine logische Folge des neuen Kurses. Der weltweit schrumpfende Asbestverbrauch hatte inzwischen auf die Minen im südlichen Afrika durchgeschlagen. Weil der allein in dieser Weltregion vorkommende blaue Asbest als besonders karzinogen gilt, trifft die Absatzkrise die Krokydolith-Minen am stärksten. Der Entscheid der Everite-Gruppe, sich aus dem Minengeschäft zurückzuziehen, signalisiert die Abkehr vom Asbest, erwies sich jedoch angesichts der sinkenden Nachfrage auch als kommerziell klug. Die Minenszene in Südafrika wird heute mehr noch als früher durch riesige Gesellschaften mit Namen wie Gefco, Gencor und Msauli dominiert, die gegenwärtig in Südafrika noch etwa 200 000 Tonnen Asbest pro Jahr fördern. 40% davon sind blauer Asbest, der heute vor allem in Entwicklungs- und Schwellenländer geht, wo der Asbest-Verbrauch aller Typen steigende Tendenz aufweist. Nach Indien zum Beispiel, einem Land mit einer riesigen, von der einheimischen Industriellen-Familie Birla kontrollierten Asbestzement-Industrie. Der in den westlichen Industriestaaten mehr und mehr geächtete Krokydolith wird vor allem für die Armierung großformatiger Röhren verwendet, ein Produkt mit starker Nachfrage in Entwicklungsländern mit rasch wachsenden Städten und damit zusammenhängenden Infrastruktur-Aufgaben. Die Distanzen in die dicht bevölkerten Länder des Fernen Ostens sind im übrigen kleiner als nach Europa und in die USA, was sich auf die Transportkosten günstig auswirkt. Die Minen in Südafrika, Zimbabwe und Swaziland arbeiten nur noch mit halber Auslastung; die Leidtragenden sind vor allem die schwarzen Mineure, die 95% der Belegschaften ausmachen und als Manövriermasse mit Kontrakten, die Jahr für Jahr erneuert werden müssen, leicht wieder in die Steppe zurückgeschickt werden können. Noch schürfen in Südafrika rund 10 000 Minenabeiter, oft in völlig unwirtlichen, abgelegenen Gebieten Asbest, der Trend ist sinkend. Drohende Arbeitslosigkeit ist das eine Damoklesschwert über diesen Menschen, die meist direkt von ihren Dörfern in die

Minenstädte wandern und in der Regel weder lesen noch schreiben können. An ihrem Job sind sie den Gefahren des Asbests zum Teil in hohem Maße ausgesetzt. Bereits 1960 ergab eine Untersuchung bei den Mineuren der Krokydolith-Mine von Kimberley eine hohe Zahl von Pleura-Mesotheliom-Fällen (4); in vielen wissenschaftlichen Untersuchungen und anläßlich der Diskussionen am Asbest-Weltsymposium in Montreal wird das krebserregende Potential des blauen Asbests dokumentiert (5). Obwohl seit einigen Jahren in den meisten Minen eine medizinische Untersuchung der Arbeiter existiert, muß die Dunkelziffer der Erkrankungen groß sein: die Kontraktarbeiter werden nach Quittieren des Dienstverhältnisses medizinisch von den Minengesellschaften nicht mehr betreut. Schwarze Arbeiter, die an Asbestose erkrankt sind, bekommen eine Abfindung von umgerechnet 2200 Franken, Weißen wird im gleichen Fall eine Summe von umgerechnet 30 000 Franken plus eine Rente ausgerichtet!

«Stop asbestos production now!» fordert ein großes Transparent im Büro der «Black Allied Mining and Construction Workers Union», einer militanten schwarzen Gewerkschaft. 1982 gegründet, hat die Organisation bereits 20 000 Mitglieder, die zum großen Teil in Gold-, Diamanten-, Kohle- und Asbestminen arbeiten. «Wir wollen das Leben unserer Mitglieder nicht für den Profit der Weißen opfern!» postuliert Pandelani Nefolovhodwe, der Generalsekretär. Eine auf Umsturz gerichtete Dynamik ist in diesem Büro fast physisch spürbar, in das sich während unseres Gesprächs immer mehr Schwarze mit skeptisch blitzenden Augen drängen. «Asbestos killer!» hämmert es von Plakaten an den Wänden. Welch ein Kontrast zu den dezenten von Weißen bevölkerten Büros der Minengesellschaften, denen die Aktivitäten der schwarzen Gewerkschaften auf den Nerv bohren. Der Generalsekretär brandmarkt die schlechte Bezahlung der Mineure, die Unterbringung in abgeriegelten Arbeitercamps, wo weder Frauen noch Gewerkschaftsverteter Zutritt hätten, und die empörenden Abfindungen im Krankheitsfall. Er holt einen Stoß Fotos aus seinem Pult hervor und zeigt Kinder, die auf den ungeschützten Abraumhalden einer Asbestmine spielen, legt Aufnahmen von den schönen Häusern der Weißen und den schäbigen Quartieren der Schwarzen auf den Tisch, die an die Fremdarbeiterunterkünfte während des Baues der Staudämme in der Schweiz erinnern. «Ist das richtig?» fragt er suggestiv. Je länger unser Gespräch dauert, desto klarer wird der eminent politische Ansatz dieser Gewerkschaft. «Wir wollen eine antirassistische sozialistische Republik!» ruft Nefolovhodwe aus, während sich im engen Büro ein Dutzend Fäuste zu ballen scheinen.

Diese Botschaft ist Sprengstoff im kapitalistischen, auf dem zweifelhaften System der Apartheid basierenden Südafrika, das die große schwarze Mehrheit vollständig von der politischen Macht ausschließt. Asbest wird als Hebel benutzt, um das verhaßte System zu attackieren; bei dieser kontroversen Faser läßt sich die Ausbeutung der Schwarzen modellhaft illustrieren. Auf den Einwand, daß die Schließung der Asbestminen vielen Schwarzen den Arbeitsplatz kosten würde, erklärt der Generalsekretär: «Die neue Regierung hat dann eben für andere Arbeitsplätze zu sorgen. Wenn sie sozialistisch ist, dann ist sie verpflichtet dazu, und dann wird es ihr auch gelingen.» Die katastrophalen Erfahrungen, die andere Länder auf dem Schwarzen Kontinent mit dem Sozialismus machten, rühren ihn nicht: «Wir lernen von ihren Fehlern!» Während unseres Gesprächs geht nur ein paar hundert Meter vom Sitz der Gewerkschaft ein Kongreß von (weißen) Asbestfachleuten aus aller Welt über die Bühne. Sie diskutieren über Fasermessungen, ein Thema, welches die Legionen von schwarzen Mineuren unmittelbar betrifft. Nefolovhodwe: «Unsere Gewerkschaft, die doch die Mehrheit der Minenarbeiter repräsentiert, hat man nicht einmal darüber informiert, geschweige denn eingeladen!» Auch wenn die Abgeordneten der Arbeiter das für Laien unverdauliche Fachchinesisch wohl kaum verstanden hätten, wäre eine freundliche Geste der Organisatoren des Kongresses auf fruchtbaren Boden gefallen. Es war wohl nicht böser Wille; man ist ganz einfach nicht auf die Idee gekommen ...

Am folgenden Tag sitze ich zusammen mit zwei Dutzend Wissenschaftern des Asbest-Kongresses in einer DC-3; die gemütliche Propellermaschine fliegt vierhundert Kilometer in Richtung Westen nach Pomfret zu einer Asbest-Mine am Rande der Kalahari-Wüste. Die Skyline von Johannesburg verschwindet hinter der braunschwarzen Abgasbank, die über der Schwarzenvorstadt Soweto liegt, Rauch aus Hunderttausenden von Kohleherden, der sich in der dünnen Luft des Hochplateaus – Soweto liegt so hoch wie St. Moritz – breit macht. Ausgedörrte Landschaften breiten sich jetzt tief unter uns aus, hie und da ein trockenes Flußbett, ab und zu ein verlassenes Dorf mit runden Hütten. Plötzlich fliegt die Maschine in eine dunkle Wolkenfront; ein Rütteln geht durch den Rumpf, Kaffee und Spirituosen wirbeln durch die Luft. Als wir uns vom Schreck etwas erholt haben, werden mit Galgenhumor die Risiken, abzustürzen oder nach dem Besuch der Blau-Asbestmine an Krebs zu erkranken, gegeneinander abgewogen. Wir schaffen die Landung schließlich, einzelne mit dem Papiersack vor dem Gesicht. Wir seien Glücksbringer, ruft uns

das herausgeputzte Empfangskomitee entgegen, als wir schwankend die DC-3 verlassen, das sei der erste Regen seit einem Jahr gewesen. Das hier sei das Gebiet mit den meisten Mesotheliomen überhaupt, erklärt mir Prof. Tony Davis vom Nationalen Zentrum für Berufskrankheiten in Johannesburg im Bus zum Clubhaus der Gefco-Minengesellschaft. Die an tödlichen Tumoren Erkrankten sind weit weg, als wir in der künstlich bewässerten Oase, dem blühenden Garten des Clubhauses, den Apéro serviert bekommen. Anschließend erläutert der Verantwortliche für Öffentlichkeitsarbeit anhand von Graphiken und Tabellen die großen Fortschritte der Mine in Sachen Staubbekämpfung und medizinischer Kontrolle der Mitarbeiter. Die Pomfret-Mine kam wegen der Erkrankungen ins Gerede; Fernsehbilder von den asbesthaltigen Abraumhalden sensibilisierten vor allem die Schwarzen gegenüber einer Gefahr, von der sie bis jetzt nichts wußten. Die Mine ist auf gute Publizität dringend angewiesen, zumal sie den besonders geächteten blauen Asbest fördert. 1500 Schwarze, 100 Farbige (Inder und Mischlinge) sowie 100 Weiße arbeiten hier. Das Management setzt alles daran, daß Wissenschafter und Pressevertreter einen optimalen Eindruck bekommen. Die Asbestmühle, wo die Fasern vom Muttergestein getrennt werden, ist sogar frisch gestrichen worden, die Farbe an den Wänden noch feucht, ganze Produktionslinien stehen still. Mit dem Förderkorb fahren wir knapp zweihundert Meter unter den Erdboden. Geschützt durch Overalls, Helme und Gesichtsmaske marschieren wir in kleinen Gruppen durch unheimliche Felsendome. Der Asbest zieht sich wie die dunklen Adern im Speck durch das Muttergestein. Nach langem Marsch durch die gespenstisch leeren Katakomben plötzlich ein infernalischer Lärm! Schwarze Mineure in knallgelben Overalls lösen im grellen Licht von Scheinwerfern mit Preßlufthämmern das Gestein. Skurril aussehende Vehikel mit überdimensionierten Rädern schleppen die Brocken weg. Surrealismus am Saume der Kalahari-Wüste. Schwarze Bauern, angelernt durch eine anonyme Minengesellschaft, fördern hier am Ende der Welt Asbest für Röhren, welche die Abwässer von Bombay kanalisieren, für italienische Autobremsen oder Filter aus koreanischer Produktion. 75 Rand verdienen sie die Woche, das sind gut hundert Franken, plus Kost und Logis.

Im Eiltempo werden die Besucher anschließend durch die Wohnsiedlung der Weißen gefahren, dann folgt die freundlich wirkende Siedlung der Farbigen. Für den Besuch bei den Schwarzen reicht die Zeit nicht mehr. Ich will jedoch unbedingt hin, obwohl das gecharterte Flugzeug deswegen etwas warten muß. Die Siedlung ist von Bäumen und Büschen umgeben, Hühner und Hunde bevölkern die Straße, lachende Ki

der umzingeln uns sofort. Alles ist bescheidener als in den Quartieren für Weiße und Farbige, aber wohnlich und lebendig. Trister sieht es in den Wohnbaracken der alleinstehenden Kontraktarbeiter aus, wo wir zwei Mineure treffen. Auf die Frage, ob sie Gewerkschaftsmitglieder seien, erklären sie, daß sie von Pandelani Nefolovhodwe und seiner Gewerkschaft gehört hätten, daß sie aber nicht dabei seien. Einer Schließung der Asbestminen, wie sie der Generalsekretär fordere, könnten sie nicht zustimmen. Machte man die Pomfret-Mine dicht, so würden sie in einer andern Asbestmine Arbeit suchen. Zum Schluß sprechen wir noch mit einem der Lehrer, einem intelligenten jungen Mann aus der Kapprovinz. «Etwas Sorgen um unsere Gesundheit mache ich mir schon», erklärt er, «ich bin hierher gekommen, weil die Bezahlung etwas höher liegt als im Landesdurchschnitt.» Die kleine Minenstadt liegt fernab von größeren Zentren und ist auf Gedeih und Verderb von der Asbestmine abhängig. Wen man hier anspricht, der verteidigt die Mine; verständlich: es gibt keine Alternative. Die Forderungen des Generalsekretärs der kämpferischen Gewerkschaft wirken hier realitätsfremd. Anderswo stehen die Zeichen bereits auf Sturm, streiken die Mineure für bessere Saläre, sanierte Arbeitsplätze und für die bedingungslose Anerkennung der Black Allied Mining and Construction Workers Union durch das Management. Der Streik in der Penge-Mine im Transvaal erregte landesweites Aufsehen, zumal die Gewerkschaft Zahlen über die erkrankten Arbeiter publik machte, welche die Minen-Gesellschaft nicht dementierte. Bei Konzentrationen von 60 Fasern pro Kubikzentimeter noch im Jahre 1977 in der Asbestmühle, überrascht die Zahl von 800 an Asbestose erkrankten Mineuren innerhalb von zehn Jahren nicht. Heute liegt die Konzentration in der Mühle bei vier Fasern (internationaler Standard: eine Faser). Die schwarzen Gewerkschaften haben Asbest zum öffentlich diskutierten Thema gemacht, und das tangiert auch die Everite-Gruppe zentral. Obwohl Asbest hier in ähnlichen Quantitäten wie in Brasilien verfügbar ist, heißt die Zukunft in der südafrikanischen Eternit-Industrie: Substitution.

Everite: NT und Kraftproben mit den Gewerkschaften

Die Eternit do Brasil hat ihren jüngsten Jahresbericht ohne Fotos auf preisgünstiges Papier gedruckt; der südafrikanischen Gruppe geht es offensichtlich noch um einiges besser, was der luxuriös aufgemachte «Annual Report» schon optisch belegt. Er ist zweisprachig verfaßt, in Englisch und Afrikaans, graphisch gut gestaltet und mit vielen Fotos aufge-

lockert. Der Umsatz liegt 1983 um 7% höher als im Vorjahr und erreichte 176 Millionen Rand, Cash flow und Dividenden übersteigen ebenfalls den Vorjahreswert.

Begonnen hat die Everite-Firmengeschichte 1941 mit einer Kapitaleinlage von 700 000 Rand, knapp drei Millionen Schweizerfanken aus der Schatulle Max Schmidheinys. Seither ist, wie Direktor Arni erklärt, kein einziger Franken mehr von der Schweiz in das südafrikanische Unternehmen geflossen; jedoch, wie er vielsagend anmerkt, einiges in die andere Richtung. Everite begann mit einer kleinen Asbestzement-Fabrik in Kliprivier bei Johannesburg. Heute produzieren, außer dem inzwischen beträchtlich gewachsenen Hauptwerk, Fabriken in Kapstadt und East London Eternit-Produkte; ein veraltetes Werk in Port Elizabeth ist 1983 geschlossen worden. Everite gelang in den letzten Jahrzehnten ein erfolgreiches Diversifikationsprogramm: die Firmengruppe, an der Stephan Schmidheiny 35% des Aktienkapitals hält, ist inzwischen auf in Divisionen aufgefächert, die außer Faserzement auch Beton-, Plastik-, Teer- und Keramikprodukte herstellen. Vier der fünf Divisionen konkurrenzieren sich im Bereich Röhren, wo Everite mit seinem Angebot an Asbestzement-, Plastik-, Zelluloseteer- und stahlverstärkten Betonröhren eine marktbeherrschende Stellung einnimmt. Konkurrenz belebt offenbar das Geschäft; Everite, seit 1962 an der Börse von Johannesburg kotiert, ist inzwischen eines der zwanzig bedeutendsten Unternehmen des Landes.

Hans Güttinger, der 1952 als Chefchemiker zu Everite stieß, berichtet, daß er bereits 1955 mit Zellulosefasern experimentierte. Der Winterthurer Tüftler entwickelte für Innenbauplatten neue Mischungen mit sehr wenig oder gar keinem Asbest. Er wandte dafür das Verfahren des Autoklavierens an. Mit Hilfe von Hochdruck-Dampf werden die Faserzement-Produkte in abgeschlossenen Druck-Kammern behandelt, was sie stabiler und weniger bruchanfällig macht. Autoklavieren erfordert viel Energie, die in Südafrika wegen der einheimischen Kohle billig verfügbar ist. Zudem sind bei der Anwendung für die Eternitproduktion Silikate nötig, die Everite bequem auf dem Firmengelände von Brackenfell abbauen kann. Die Schweizer Eternit-Gruppe verteilt das Know-how via die Drehscheibe Niederurnen in alle ihre Werke; manches ist jedoch nur für einzelne Länder machbar. So blieb das geniale Verfahren des Autoklavierens bis jetzt praktisch auf Südafrika beschränkt, weil nur dort die Voraussetzungen (billige Energie, Silikate) gegeben sind. Mit seinem Vorsprung an Know-how kann Everite verhältnismäßig ruhig in die NT-Zukunft blikken. Das kerngesunde Unternehmen verfügt auch über ein genügendes

Polster, um aufwendige Forschungen finanzieren zu können. Direktor Arni im Spätherbst 1984: «Die beiden großen Fabriken rüsten wir jetzt um auf die neue Technologie auf der Basis eines Cocktails mit verschiedenen Zellulosen. Wir beginnen mit den Innenbauplatten, dann folgen Fassaden- und Dachschiefer. Die Fasermischungen bestehen unter anderem aus Eukalyptus, Pinie und Sisal. Wälder haben wir dafür noch keine angepflanzt, aber das wird zweifellos kommen.» Wegen der Boykottgefahr, die im zunehmend isolierten Apartheidstaat allgegenwärtig ist, muß Everite seine Rohstoffbasis soweit wie möglich in Südafrika selbst sichern.

Bedeutend mehr Kopfzerbrechen als die Umstellung auf NT macht der Direktion im Johannesburger Firmensitz der rasch wachsende Einfluß der schwarzen Gewerkschaften, ein neues, dramatisches Phänomen, mit dem sich die gesamte Wirtschaft des Landes konfrontiert sieht. Von den 32 Millionen Einwohnern des Landes sind 24 Millionen Schwarze, knapp 3 Millionen Mischlinge und eine Million Inder. Auch wenn sie 1984 Parlamente für Mischlinge und Inder schufen, halten die Weißen die politische Macht praktisch allein in den Händen. Der schwarzen Mehrheit ist ein Parlament von den weißen Machthabern nicht zugestanden worden; sie ist weiterhin von jeder politischen Einflußnahme ausgeschlossen. Mit der Einführung der neuen Verfassung, welche den Ausschluß der Schwarzen zementierte, erhob sich, von Soweto ausgehend, eine landesweite Protestwelle der Schwarzen. Außer an der diskriminierenden Verfassung entzündete sich der Volkszorn am Erziehungssystem, das die Schwarzen benachteiligt. Auf dem Umweg über gewerkschaftliches Engagement suchen die Schwarzen Einfluß auf die nationale Politik zu nehmen. Zu Hunderttausenden schlossen sich in den letzten paar Jahren schwarze Arbeiter den legalen und illegalen Gewerkschaften an. Ende 1984 gelang es militanten schwarzen Gewerkschaftern erstmals, das Wirtschaftsleben Südafrikas durch einen ausgedehnten Streik empfindlich zu stören. Schätzungsweise eine halbe Million Schwarze nahmen an diesem größten Massenprotest der südafrikanischen Geschichte teil. In vielen Betrieben in der Region Johannesburg streikten bis zu neunzig Prozent der Arbeiter; auch bei Everite blieb mancher Arbeitsplatz während zwei Tagen unbesetzt. Der gemeinsame Aufstand von schwarzen Arbeitern und Schülern löste bei der Regierung in Pretoria und bei den weißen Wirtschaftskapitänen tiefe Verunsicherung und Besorgnis aus. Emanuel Arni, der sich in letzter Zeit immer wieder mit den unbequemen schwarzen Gewerkschaften herumzuschlagen hatte, erklärt: «Es ist ein dramatischer

Wechsel hier! Die neuen schwarzen Gewerkschaften wollen im Prinzip ein politisches Gespräch führen. Wir haben keine Antwort darauf; diese Aspirationen der Gewerkschaften kann nicht die Wirtschaft, sondern nur die Regierung erfüllen. Wir sind jetzt die Zielscheibe.» Arni sieht Südafrika als «ein Land in einer unreifen Phase der partnerschaftlichen Industriebeziehungen». Lange konnte Everite wie die gesamte von Weißen geführte Industrie von der Ruhe profitieren, welche das Apartheidsystem gewährleistete, und gutes Geld verdienen. Ganz wohl war es den Schweizern allerdings nie dabei, zu diametral unterscheidet sich das politische System Südafrikas vom schweizerischen. Jetzt ist auch Everite mit der vollen Wucht des sich anbahnenden Wandels konfrontiert und muß sich dem Gespräch mit den neuen Gewerkschaften stellen.

«In den letzten Monaten verloren wir viel Geld durch ärgerliche Zwischenfälle mit den Gewerkschaften», klagt Arni; «illegale Streiks, deren eigentliche Ursache wahrscheinlich im contract-labour-System des Landes liegt (Arbeiter werden nur befristet eingestellt und die Verträge jeweils für ein Jahr erneuert).» Eine Kette solcher «ärgerlicher Zwischenfälle» erschütterten die Beziehungen zwischen Management und Arbeiterschaft in der Everite-Fabrik in Brackenfell; illegale Streiks, wie es die Firmenleitung sieht, angezettelt durch die 1973 gegründete, gemischtrassige «General Workers Union» (GWU).

Im Büro der Gewerkschaft, im «farbigen» Stadtteil Athlone (hier dürfen nur Mischlinge wohnen), am Rande von Kapstadt schildern mir die Gewerkschafter den Ablauf der Ereignisse aus ihrer Sicht. Diane Cooper, eine junge weiße Frau mit liebenswürdig sanfter Stimme, und zwei leitende schwarze Mitarbeiter der Gewerkschaft, Ray Lazarus und Edward Wyck, sind sehr überrascht, daß ein Journalist aus der Schweiz sich bei ihnen informieren will. Das Büro wirkt heruntergekommen, überfüllt desorganisiert. Aus einem andern Raum dringen Gesprächsfetzen von einer Sitzung herüber. Aufgeregt, enthusiastisch und überstürzt wird von einem Streik geredet, dem faszinierenden, gefährlichen Spiel mit dem Feuer! Diane Cooper drückt ihre Zigarette im überquellenden Aschenbecher aus: «Das Management der Everite in Brackenfell hat alles getan um das Eindringen unserer Gewerkschaft zu verhindern; die Arbeiter waren eingeschüchtert, hatten Angst. 1983 ereignete sich dann der Dammbruch; gegen Ende des Jahres war die Mehrheit der Arbeiter Mitglied der General Workers Union.» Diane Cooper, zuständig für die Region Kapstadt, erzählt das alles emotionslos distanziert; Ray Lazarus fällt ihr ins Wort: «Und jetzt begannen sich die aufgestauten Konflikte zu entladen

es ging um die Asbestosekranken in der Fabrik!» Everite hatte in jenen Tagen die Presse informiert, daß die Firma den 23 Arbeitern aus allen Eternit-Werken des Unternehmens, bei welchen der Betriebsarzt die Krankheit festgestellt hatte, den Lohn mit Teuerungsausgleich bis zum 65 Altersjahr ausbezahlen und anschließend eine Pension gewähren werde. Statt sich, wie das Management erwartete, für die generöse Lösung zu bedanken, forderten die Gewerkschafter, daß alle Röntgenbilder immer auch von einem unabhängigen, vom Arbeiter gewählten Arzt beurteilt würden. Eine Selbstverständlichkeit, die sich aber hier zur Kraftprobe zwischen Firmenleitung und Gewerkschaft ausweitete. Das Interpretieren der Röntgenbilder läßt viel Ermessensspielraum zu, was bei Zweifelsfällen zwei Gutachter erfordert. Ich habe im Verlauf meiner Recherchen mit einer ganzen Reihe leitender Mitarbeiter der Schweizer Eternit-Gruppe geredet, die in früheren Jahren hohen Dosen von Asbest-Feinstaub ausgesetzt waren. Sie alle ließen sich später außer vom Firmen-Arzt auch von unabhängigen Spezialisten untersuchen; einzelne scheuten in Sorge um ihre Gesundheit sogar den weiten Weg zu Dr. Selikoff im Mount Sinai Hospital in New York nicht.

Die Everite-Gewaltigen lenkten schließlich ein und händigten auch die Röntgenbilder von 110 entlassenen Arbeiter dem von der Gewerkschaft bestimmten Dr. Jonathan Meyer aus. Der Arzt stimmte bei zehn dieser Röntgenbilder nicht mit dem Befund des Firmenarztes überein. Schließlich erzielten die beiden Parteien eine Einigung.

Wenn sich auch die GWU im Bereich Asbest und Gesundheit engagiert, ein Hauptstreitpunkt ist das nicht. Die Verantwortlichen anerkennen die Anstrengungen der Everite zur Sanierung der Arbeitsplätze; was sie dem Unternehmen jedoch ankreiden ist die Arroganz gegenüber den Gewerkschaften. Dies paßt übrigens ins Bild: Der Schmidheiny-Clan empfand Gwerkschaften schon seit jeher als eher lästig. wenn immer möglich suchte man sie aus den Betrieben draußen zu halten, was im Eternit-Bereich auch in vielen Ländern, inklusive der Schweiz, gelang (siehe auch Kapitel 18). Ein bedeutender Konfliktstoff ist das Arbeitercamp nahe der Brackenfell-Fabrik, wo die Mehrheit der schwarzen Arbeiter wohnt. Dieses Camp unterscheidet sich wohl nicht von ähnlichen Wohnstätten bei Gold- oder Diamantminen und entspricht den staatlichen Vorschriften für Kontraktarbeiter-Camps. Weil dieses Camp in einem weißen Wohngebiet liegt, sind die Arbeiter dort besonders isoliert; sie müssen eine halbe Stunde mit dem Bus fahren, um zu den Hauptwohngebieten der Schwarzen gelangen zu können. «Zu diesen Erschwer-

nissen kommt», erklärt Lazarus, «daß die Kontrollen extrem strikt sind. Besuche von Familienmitgliedern sind zeitlich beschränkt, außer Ehefrauen haben keine Frauen Zutritt. Bis vor kurzem war es auch Vertretern der Gewerkschaft verboten, in das eingezäunte, von Wachtposten kontrollierte Camp einzutreten!» Der aufgebrachte Mann legt mir das Gewerkschaftsbulletin vom April 1984 vor, in dem es unter anderem heißt: «Die Arbeiter in Brackenfell beklagen sich darüber, daß sie Tag und Nacht kontrolliert werden, während der Arbeit und in der Freizeit. Sie sind nicht Kinder und nicht Sträflinge, sie weigern sich, all dies länger zu dulden.»

Die Firma kann sich im Recht fühlen, agiert sie doch im Rahmen der (unmenschlichen) staatlichen Gesetze. In einer derart angespannten Situation reichte ein kleiner Funke, um das Pulverfaß zur Explosion zu bringen: Vor dem langen Wochenende des südafrikanischen Nationalfeiertages ertappte die Camp-Wache einen Händler beim Alkoholverkauf. Auch das ist illegal in diesen trostlosen, isolierten Camps, in denen den Insassen in der Freizeit außer dem Radio oder einem Kartenspiel kaum etwas an Unterhaltung bleibt. Das Management rief die Polizei, welche das Camp ohne Vorwarnung stürmte und eine ganze Reihe von Arbeitern verhaftete. Die Entlassung von fünf Vorarbeitern – aus umstrittenen, von beiden Seiten verschieden dargestellten Gründen – verursachte dann die Explosion: 700 Arbeiter der Everite-Fabrik in Brackenfell traten im Juli 1984 in den Streik. Die «unreifen partnerschaftlichen Industriebeziehungen» haben also ihre Ursache hauptsächlich in Bedingungen, welche dem enormen Innendruck wohl nicht mehr lange standhalten werden.

Das Everite-Management bekam während der Krise detaillierte Direktiven aus der Schweiz, die dahin lauteten, die schwarzen Gewerkschafter als Gesprächspartner zu anerkennen. Einige Vertreter des Managements, allen voran der Personalchef, agierten jedoch unglücklich halsstarrig und zerschlugen damit unnötig viel Porzellan. Everite bekommt denn auch von den Spitzenleuten der General Workers Union keine guten Noten. «Das zu einem mächtigen, multinationalen Konzern gehörende Unternehmen hat sich widerspenstiger aufgeführt als andere Firmen», urteilt Diane Cooper, «Everite hat seine Macht voll ausgespielt und unbequemen Kontrakt-Arbeitern die Verträge einfach nicht mehr erneuert, obwohl die Zugehörigkeit zu einer Gewerkschaft von Gesetzes wegen nicht als Kündigungsgrund gilt.» Der Lernprozeß ist immerhin im Gange; einem später gemachten Vorschlag der Gewerkschaft, statt Arbeiter zu entlassen, Kurzarbeit einzuführen, hat das Management rasch zugestimmt. Die soziale Unrast wird anhalten und sich wahrscheinlich verstärken. Flexibilität und mehr Menschlichkeit bei der Interpretation der Gesetze sind

in der gefährlichen Situation gefragt. Anderseits bewegen sich fortschrittliche Unternehmen, welche sich über die Direktiven der Apartheidpolitik hinwegsetzen, in einem rechtsunsicheren Raum. Die südafrikanische Regierung ermuntert zwar ständig ausländische Unternehmen, im Land zu investieren, sie schafft aber die politischen Bedingungen nicht, welche ein zukunftsgerechtes Wirtschaften erlauben. Konservative Kräfte – offenbar immer noch die Mehrheit unter den weißen Wählern – verunmöglichen eine Kehrtwendung in der auf eine bedrohliche Konfrontation zutreibenden Rassenpolitik. Wandel liegt in der Luft: Für Südafrika und damit auch für Everite stehen Zerreißproben bevor.

Wenn Everite für die Gewerkschaften auch viele Angriffspunkte bietet, im Bereich der Staubkontrolle in den Fabriken ist das Unternehmen an der Spitze. Mit dem angelaufenen und bis zum Ende des Jahrzehnts abgeschlossenen NT-Programm (das auch hier für die großformatigen Röhren nicht gilt) wird sich die Asbestproblematik entschärfen. Der südafrikanische Staat setzt bis jetzt erstaunlicherweise keine Limiten für Faserkonzentrationen. Die EG-Richtlinien schreiben seit 1983 maximal eine Faser pro Kubikzentimeter vor, in den Everite-Betrieben mißt man heute jedoch höchstens eine Faser; an manchen Meßpunkten noch weniger. Frik Potgieter, der General Manager der Kliprivier-Fabrik, führt mich persönlich durch das Werk. Mit Argusaugen durchstreift der Boß die riesigen Produktionshallen, schnauzt da einen Arbeiter an, der die Maske nicht richtig trägt, checkt dort ein Meßgerät oder läßt eine Maschine abstellen, bei der ihm etwas suspekt erscheint. Kontrolle ist nicht nur Potgieters zweite Natur geworden; wie er agieren auch alle Vorarbeiter, die gemäß den detaillierten Richtlinien des Safe conduct zur strikten Überwachung verpflichtet sind. Die Flucht nach vorn im Bereich Asbestersatz und bei der rigorosen Entstaubung schafft dem Unternehmen eine Atempause und einen hochwillkommenen Bonus für weitere Kraftproben mit den Gewerkschaften. Für die südafrikanische Eternit ist nicht NT die Hauptherausforderung, sondern das vor dem Zusammenbruch stehende Apartheidsystem. Ein System, dem die von Weißen gelenkte Wirtschaft jahrzehntelang einen Teil ihrer Prosperität verdankt hat, das sich jetzt aber mit eiserner Konsequenz gegen die dominierende weiße Minderheit zu richten beginnt.

e) Neue Technologie, ein Thema mit Variationen

Die Schweiz, Deutschland, Costa Rica, Brasilien und Südafrika sin fünf aussagekräftige Beispiele für die individuelle Durchführung des NT Innovationsprogrammes. Maßgeschneiderte Lösungen werden jedocl auch für die übrigen Länder entwickelt, in denen Fabriken der Schweize Eternit-Gruppe arbeiten. Das Niederurner Forschungszentrum (Ametex betreibt hauptsächlich Grundlagenforschung. Auf diesen Grundlagen ba sierend, entwickeln die regionalen Forschungszentren ihre Produkte, di nicht nur qualitativ, sondern auch preislich mit der Konkurrenz mithalte müssen. NT-Produkte mit Chemiefasern sind in der Regel teurer als en sprechende aus Asbestzement. Wenn der Markt die höheren Preise nich verkraftet, schrumpfen die Gewinnmargen und damit die Ertragskraft de Unternehmen. Mit der Zeit, so hoffen die Verantwortlichen, werden sic die Preisstrukturen angleichen. Wo regional Grundlagenforschung betri ben wird, transferiert man die Daten in die Schweizer Zentrale, was ein optimale Nutzung aller Erkenntnisse für die ganze Gruppe möglic macht. Das föderalistische System, nach dem die ganze Schweizer Ete nit-Gruppe aufgebaut ist, findet also im Innovationsprogramm seine For setzung.

Nicht nur bei den Grundlagen, sondern auch auf der Stufe der Pro dukte spielt der Austausch. Eine Wellplatte in Deutschland ist anders zu sammengesetzt als das äußerlich gleich aussehende Produkt in Italie oder Costa Rica, dennoch werden Forschungsergebnisse aus mehrere Ländern in jedem Wellplatten-Typ mitverwendet. Produktspezifisch Forschungsgruppen tragen alle dezentral gewonnenen Ergebnisse zusan men, verarbeiten sie und sorgen dafür, daß das in der Gruppe erarbeitet Know-how allen zugute kommt. In Deutschland, wo die behördliche Zulassungsverfahren besonders langwierig und rigoros sind, dauert es un gleich länger, bis ein Produkt schließlich auf dem Markt ist, als beispiel weise in El Salvador, wo solche Prozeduren praktisch fehlen und die g samte Verantwortung für ein Produkt beim Hersteller liegt.

Das Ergebnis des Innovationsschubs sind vollständig umgestaltet auf die entsprechenden Märkte zugeschnittene Produktelinien, die qual tativ dem Asbestzement ebenbürtig oder gar überlegen sein sollen. Ob si das wirklich sind, wird erst die Zeit vollumfänglich beweisen.

Der neue Kurs der Schweizer Eternit-Gruppe schlägt sich nun auc in der Bezeichnung der übergeordneten Holdinggesellschaft nieder. D Name der 1923 in Niederurnen gegründeten «Amiantus AG» ist von d

lateinischen Bezeichnung für Asbest abgeleitet. Seit Juni 1985 heißt die Holding «Anova AG». Mit der Substitution der Mineralfaser in Schmidheinys Eternit-Gruppe drängte sich die Namensänderung auf. Unter dem Schirm der Anova ist eine Vielzahl von Geschäftsinteressen gruppiert. Mit einem Umsatz von knapp zwei Milliarden Franken und insgesamt 23 000 Beschäftigten ist die Eternit-Gruppe der größte Bereich. Mit einer weiteren Milliarde Franken partizipieren die andern Sektoren am Gesamtumsatz des riesigen Wirtschafts-Konglomerates; darunter sind Industriebereiche (Gips. Verpackungen) sowie Dienstleistungen (Kiosk-, Bankgeschäfte, Immobilien).

Schmidheiny hat nicht nur das NT-Programm, durch die Asbestkontroverse ausgelöst, in die Wege geleitet, sondern auch beträchtlich in andere Bereiche diversifiziert, um das Risiko zu verteilen. In allen Teilbereichen seines Imperiums agieren Geschäftsführer mit weitreichenden Kompetenzen. Stephan Schmidheiny steht als Verwaltungsrats-Präsident an der Spitze der Anova. Selbstverständlich sieht er seine Rolle als «active chairman», der den Kurs in wichtigen Belangen bestimmt.

15. Wie die Franzosen die Anti-Asbest-Wogen glätteten

«Wir haben das Tabu Krebs beim Namen genannt.»
Marcel Valtat, Berater der französischen Asbestindustrie

Marcel Valtat läßt in seinem Büro an der Avenue Messine, wenige Taximinuten von der Pariser Oper entfernt, die Choreographie der Ereignisse auf der französischen Asbest-Bühne Revue passieren. Der Berater der einheimischen Asbestindustrie wirkt entspannt, kann er doch eine Erfolgsstory erzählen, sekundiert vom immer wieder zustimmend nickenden Yves Alexandre, einem Spitzenmann der französischen Eternit. Valtat zeichnet auf einem Blatt eine langsam ansteigende Kurve, die das Anschwellen der Polemik gegen Asbest darstellt. Vor 1970 redete in Frankreich noch kaum jemand über die Faser, dann begann die Diskussion langsam zuzunehmen, wurde heftiger, aggressiver. Zu einer Zeit, wo die deutschen Eternit-Fabrikanten noch selbstherrlich behaupteten, sie hätten alles Denkbare vorgekehrt, Asbest im Zement sei kein Diskussionsthema, erhitzten sich die Emotionen im westlichen Nachbarland. Die Industrie verhielt sich zuerst passiv, hoffend, daß der Verstand der Landsleute das Problem in absehbarer Zeit wieder in die richtigen Proportionen rücken würde. Ausgegangen waren die Schockwellen von den Universitäten, wo der Spritzasbest von den Decken der Hörsäle, Labors und Mensen rieselte; mit Recht sah man die Gesundheit der französischen Jugend in Gefahr. Plötzlich enthüllte eine Zeitung, daß der französische Wein mit Hilfe von Asbestfiltern gereinigt werde! Ein Sturm brach los, denn dieses nationale Heiligtum wollte man nicht mit der krebserregenden Faser in Verbindung sehen. Da half es nichts, daß Fachleute beschwichtigten, eventuelle Fasern in Flüssigkeiten bedeuteten absolut keine Gefahr. Die belagerte Industrie rief in ihrer Not einen der renommiertesten Unternehmensberater der Nation, Marcel Valtat, zu Hilfe. «In solchen Krisensituationen gibt es zwei Strategien», erläutert er, «die erste, meist praktizierte ist, zu behaupten, die Anschuldigungen stimmten nicht, das werde alles übertrieben, da seien die Kommunisten dahinter und so weiter. Also genau das, was die deutsche asbestverarbeitende Industrie gemacht hat. Die zweite Strategie ist auf der Wahrheit aufgebaut, denn es gibt nichts stärke-

res als die Wahrheit.» Valtat lehnt sich zurück, ein Mann, der die Wirkung seiner Worte zu dosieren weiß: «Wir haben gesagt ‹ja, Asbest erzeugt Krebs›, wir haben das Tabu beim Namen genannt. Dann machten wir eine Umfrage, um herauszufinden, ob das Problem nur eine agitatorische Minderheit interessiert oder die Nation wirklich beschäftigt. Das Ergebnis zeigte klar, daß ein großer Teil der Bevölkerung irritiert, beunruhigt war. 1977 mit dem Asbest-Kongreß in Lyon, an dem auch Selikoff teilnahm, erreichten die Diskussionen ihren Siedepunkt. Ralph Nader, der amerikanische Konsumentenschützer, landete ebenfalls in Paris, was nicht gerade zur Beruhigung beitrug.»

Die Franzosen wollten jedoch nicht primär Beruhigung, sondern der Wahrheit auf den Grund gehen, herausfinden, was Realität und was Übertreibung war. Das offene Eingeständnis der Karzinogenität des Asbests ließ zwar Emotionen hochschlagen, entschärfte jedoch die Situation auf die Länge. Asbestzement, in dessen Produktion achtzig Prozent des suspekt gewordenen Stoffes gingen, war nicht speziell in der Schußlinie; Valtats Strategie ging jedoch dahin, alle asbestverarbeitenden Industrien in einem Boot zu versammeln, das Problem für alle Anwender gemeinsam zu lösen. Die Industrie gründete ein «Comité Permanent de l'Amiante français», in dem sowohl die wichtigsten medizinischen Kapazitäten wie Spitzenvertreter der Gewerkschaften, der betroffenen Industrien und der zuständigen Ministerien saßen. Die geschickte Idee dieses Komitees verteilte die Last der Verantwortung auf verschiedene Repräsentanten, niemand fühlte sich mehr übergangen, alle waren an der Lösung mitbeteiligt und engagiert. Die Gewerkschaften, welche anfänglich die Kampagne als «intellektuell, von den Universitäten kommend» qualifiziert und nicht besonders ernst genommen hatten, forderten jetzt von der Industrie wegen der erhöhten Gefahr an den Arbeitsplätzen mehr Lohn. Die Mehrheit des Komitees unterstützte jedoch die Industrie in der Argumentation, man wolle Geld nicht in Gefahrenzulagen, sondern in die Sanierung der Arbeitsplätze stecken. Unter großem finanziellem Aufwand installierte man Absaug-Einrichtungen, richtete Meßstationen ein und gründete ein mit unabhängigen Fachleuten besetztes Forschungsinstitut. «Alle Befunde, und waren sie noch so ungünstig, wurden publiziert», sagt Ives Alexandre, «darauf forderte die Industrie von der Regierung strenge Richtlinien, um den Gebrauch des Asbests zu regeln.» Frankreich, einer der großen Asbest-Konsumenten der Welt, kannte bis gegen Ende der siebziger Jahre keine Regierungsauflagen, da gab es weder MAK-Werte noch irgendwelche andere Vorschriften! Obwohl die Industrie von 1976 bis ungefähr 1979 von den Medien so behandelt wurde, als wäre sie die Brutstätte

der Pest, zahlten sich die von Valtat verordnete Schocktheraphie und die in die Wege geleiteten, überprüfbaren Maßnahmen mit der Zeit doch aus. «Die Deutschen hielten uns für verrückt», erinnert er sich süffisant lächelnd, «hätten sie, zur gleichen Zeit wie wir, unsere Strategie übernommen, dann wäre kein erstes und kein zweites Branchenabkommen nötig gewesen!» Valtat ist überzeugt, daß sich die öffentliche Meinung in allen Ländern gleich verhalte: «Fühlt man sich bedroht, so wehrt man sich; das ist menschlich und normal. In einer solchen Situation in einem Land mit einer freien Presse Gefahren abzuwiegeln oder gar zu negieren, ist für jede Industrie selbstmörderisch.» Dies wirke auf die Medien wie ein rotes Tuch und vervielfache die Attacken. «Wenn etwas wahr ist, dann wird es nicht verschwinden, wenn ich es bestreite», doziert Valtat, «was jedoch nicht zu tolerieren ist, sind maßlose Übertreibungen, welche den wissenschaftlich erarbeiteten Untersuchungen nicht standhalten. Gegen diese haben wir uns immer gewehrt.»

Im Gespräch wird mehrmals die Situation in Österreich erwähnt, wo man eine ähnliche Strategie verfolge. Hatscheks Unternehmen hat mehr als beispielsweise die Betriebe der Schweizer Gruppe mit der Öffentlichkeit kommuniziert; Journalisten waren in der Fabrik in Vöcklabruck immer willkommen. Man war stolz auf das Werk, hatte nichts zu verstecken und mußte nichts beschönigen. Weil die Fabrik auf dem Gebiet der Staubkontrolle immer auf dem letzten Stand der Technik war (diese Fortschritte verkaufte man jeweils mediengerecht), ist die Zahl der erkankten Arbeiter gering. Die Offenheit, verbunden mit der Tatsache, daß Eternit eine nationale Erfindung ist, ließ in Österreich die Asbest-Diskussion nie groß aufkommen.

«Asbest ist jetzt bei uns ein Stoff wie jeder andere», sagt Yves Alexandre. «Völlig beruhigt ist die Situation nicht; das wird sie wohl nie sein», räumt Valtat ein, «denn auch wir tragen am Erbe der Vergangenheit, an den Arbeitern, die vor zwanzig oder dreißig Jahren stark exponiert waren und jetzt erkranken.» Die Franzosen publizieren seit der großen Eruption jährlich die Zahl der Erkrankten, ebenso wie die Meßergebnisse in den Fabriken. Verantwortliche der Schweizer Eternit qualifizieren die französische Strategie etwas herablassend mit «Public-Relations-Aktion» ab; meiner Ansicht nach ist sie ein beeindruckendes Lehrstück. Asbest ist in Frankreich wieder ein akzeptierter Stoff, der – unter kontrollierten Bedingungen – verwendet werden kann. Ob sich das Land auf die Länge dem eindeutigen Trend in allen Industrienationen entziehen kann, wird die Zukunft zeigen. Daß die Uhren in Frankreich bezüglich Umwelt-

fragen anders gehen als in Deutschland, Nordeuropa oder der Schweiz ist freilich immer wieder zu beobachten. Das Land konnte zum Beispiel sein gewaltiges Programm zur nuklearen Stromerzeugung praktisch ohne öffentlichen Widerstand durchführen. Das hängt sicher mit dem Zentralismus des Landes zusammen, der auch eine Dominanz der Regierung in den Medien einschließt.

Wenn Valtats These vom verheerenden Effekt des Leugnens erwiesener Nachteile stimmt – und sie hat einiges für sich –, dann verhält sich die französische Automobilindustrie gegenwärtig selbstmörderisch, denn sie wehrt sich mit aller Kraft gegen die Produktion von Katalysator-Autos. Im Gegensatz zur Asbest-Diskussion kam die Abgas-Kontroverse in Deutschland bedeutend früher als in Frankreich in Gang. Das Waldsterben ist in Frankreich noch kaum ein Thema; die Industrie kann also in Übereinstimmung mit der Öffentlichkeit ihre nicht entgifteten Autos weiter bauen. Valtat: «Die öffentliche Meinung wird in den verschiedenen Ländern zu unterschiedlichen Zeitpunkten sensibilisiert. Der Wind bläst von West nach Ost; darum sterben die deutschen Wälder – teilweise wegen unserr Schadstoffe – früher; die Öffentlichkeit wird darum früher aufgerüttelt. Themen wie Asbest oder Waldsterben sind jedoch heute international; darum bin ich der Ansicht, daß unsere Automobilindustrie sich falsch verhält, wenn sie die hochgehenden Diskussionen in Deutschland rein politisch wertet und allein der Agitation der Grünen in die Schuhe schiebt.»

Die Gegenreaktion wird, nach Valtat, nur um so größer werden, je mehr die Industrie beschönigt und abwiegelt: Ein weiteres Einsatzgebiet für den Star-Berater ist also vorprogrammiert.

Der Mensch will sich seine Risiken selbst aussuchen

Abertausende sterben jährlich in Frankreich an Alkoholmißbrauch; sei es an Leberzirrhose oder andern alkoholbedingten Krankheiten. Das nimmt die Öffentlichkeit mit erstaunlicher Gelassenheit zur Kenntnis, während der Weinfilter aus Asbest einen Tornado der Empörung auslöste. Vergleichbaren, rational schwer begründbaren Phänomenen begegnet man im täglichen Leben auf Schritt und Tritt. Der Mensch will offenbar seine Risiken selbst aussuchen! Wer sich eine Leberzirrhose ansäuft, macht das freiwillig, ist selbst dafür verantwortlich. Wer wegen eines Asbestfilters an Magenkrebs erkrankt (ein hypothetischer, durch keine Un-

tersuchungen erhärteter Fall), der wird durch Drittpersonen gefährdet. Und das ertragen wir nicht. Aus diesem Grunde konnte das Thema der Berufskrankheiten einen so hohen Stellenwert erlangen: Wer am Arbeitsplatz erkrankt, der wird durch seine Firma gefährdet. Er fühlt sich ausgeliefert, wenn nicht gar ausgebeutet, kann sich dem Risiko nicht entziehen. Wenn der gleiche Arbeiter anschließend ohne Helm mit übersetzter Geschwindigkeit auf dem Motorrad nach Hause prescht, ist das *sein* Risiko, das für ihn einen ganz andern Stellenwert hat.

Die Jahresberichte der Schweizerischen Unfall-Versicherungs-Anstalt (SUVA), wo der Großteil der Arbeiter des Landes versichert ist, offenbaren den Tatbestand: Während die Zahl der Betriebsunfälle und Berufskerkrankungen absinkt, steigt die Anzahl der Freizeit-Unfälle an. In den Betrieben hat sich die Situation offensichtlich beträchtlich verbessert, während Ski-, Straßen- und Bergunfälle immer mehr Verletzte fordern (die Zahl der Todesfälle geht auch hier zurück). Seit 1963 hat die Zahl der Berufsunfälle in der Schweiz um mehr als ein Drittel abgenommen, während die Unfälle in der Freizeit um den gleichen Wert zunahmen.

Es ist also nicht mehr als folgerichtig, daß auch die Franzosen trotz ihrer erfolgreichen Strategie zur Bewältigung der Asbest-Krise dem Irrationalen im Menschen Tribut zollen mußten: der Weinfilter konnte, allen Beteuerungen und wissenschaftlichen Gutachten zum Trotz, nicht gehalten werden. Während die Franzosen Asbest im Eternit heute akzeptieren, als hätte es die Kontroverse nie gegeben, erzwang der Druck der Öffentlichkeit ein von der Regierung ausgesprochenes Verbot des Filters! Den Mythos Wein wollte man in Zukunft nicht mehr mit Asbest in Verbindung sehen. Die hochgeschätzten alten Tropfen, die besonders ehrfürchtig kredenzt werden, sind freilich alle durch den Asbest-Filter geflossen . . .

16. Kein Substitutionsprogramm für die Asbestminen

«Jeder einzelne Arbeitslose würde den Boden küssen, wenn er morgen wieder in die Asbestmine einfahren dürfte.»

Edward McKenna, Vizepräsident der Minen-Gesellschaft im kanadischen Asbestos

a) Die Minenstadt Asbestos am Rande des Ruins

«Wir haben keinen Ersatzstoff», erklärt Bernard Coulombe, der Technische Manger der Jeffrey-Mine, und weist auf das gewaltige Loch unter uns, die größte Asbestmine der westlichen Welt. Gespenstische Ruhe liegt über dem von Menschen gemachten Grand Canyon, an dessen Rändern wie Zündholzschachteln die Einfamilienhäuser des Minenstädtchens mit dem Namen Asbestos stehen. Innert weniger Jahre ist die Produktion der Chrysotil-Mine von 650 000 Tonnen auf 250 000 Tonnen abgesackt; die Folgen für Asbestos sind verheerend. Fünf Quadratkilometer mißt die in die Hügellandschaft des St.-Lorenz-Beckens gegrabene Mine, in die man den Eiffelturm hineinstellen könnte, ohne daß dessen Spitze über den Boden hinausragen würde! Für eine Woche stehen die Riesenbagger und die monströsen Hundert-Tonnen-Lastwagen still, zyklopische Vehikel, die im riesigen dunklen Loch wie Spielzeuge wirken. Sieben Tage dauert die Feierschicht, weil die Asbestlager überquellen und der Absatz stockt, dann nimmt die Mine mit halber Kraft die Produktion wieder auf. «Wir müssen immer wieder solche Unterbrüche einlegen», erklärt Bernard Coulombe, während wir im Schrittempo über die an eine Alpenpaß-Straße erinnernde Piste zum Grund der Mine fahren. An den metallisch glänzenden Abhängen ziehen sich die Asbest-Adern als helle Bänder hin. «Weißes Gold», heißt der Stoff hier, dem Asbestos seinen Reichtum verdankte und der die Stadt jetzt in die tiefste Krise ihrer Geschichte stürzte. Noch vor einem Dutzend Jahren strömten die Mineure hieher wie einst in die Goldgräberstädte Kaliforniens, denn die Löhne lagen um einiges höher als im Landesdurchschnitt. Kommt dazu, daß Asbestos anders als andere Minensiedlungen nicht fernab der Zivilisation liegt, sondern in dem am dichtesten besiedelten Teil Kanadas, 160 Kilometer nordöstlich von Montreal in einem fruchtbaren Landwirtschaftsgebiet.

Begonnen hat die Geschichte der Minen-Stadt unspektakulär: 1879 spielten zwei Bauernkinder aus dem Dorf Danville weit weg vom Hof ihrer Eltern auf einem Hügel, der einem Landwirt namens Charles Webb gehörte, und fanden dort einen eigenartigen Stein, aus dem seidig glänzende Fasern quollen: Asbest! Sie brachten den Fund nach Hause, worauf sich die Eltern mit Hacke und Schaufel auf den Weg zum Hügel machten. Das kostbare Mineral, das man in Thetford Mines, einem rasch aus dem Boden gestampften Nest fünfzig Kilometer nördlich, bereits seit einigen Jahren mit primitiven Mitteln abbaute, lag hier offen an der Oberfläche! Charles Webb verpachtete sein Land darauf zu einem guten Preis an seinen Bekannten Jeffrey und sicherte sich zudem seinen Anteil an den geförderten Tonnagen. Bis heute trägt die Mine den Namen dieses ersten Glücksritters, der ein Vermögen mit dem Mineral machte.

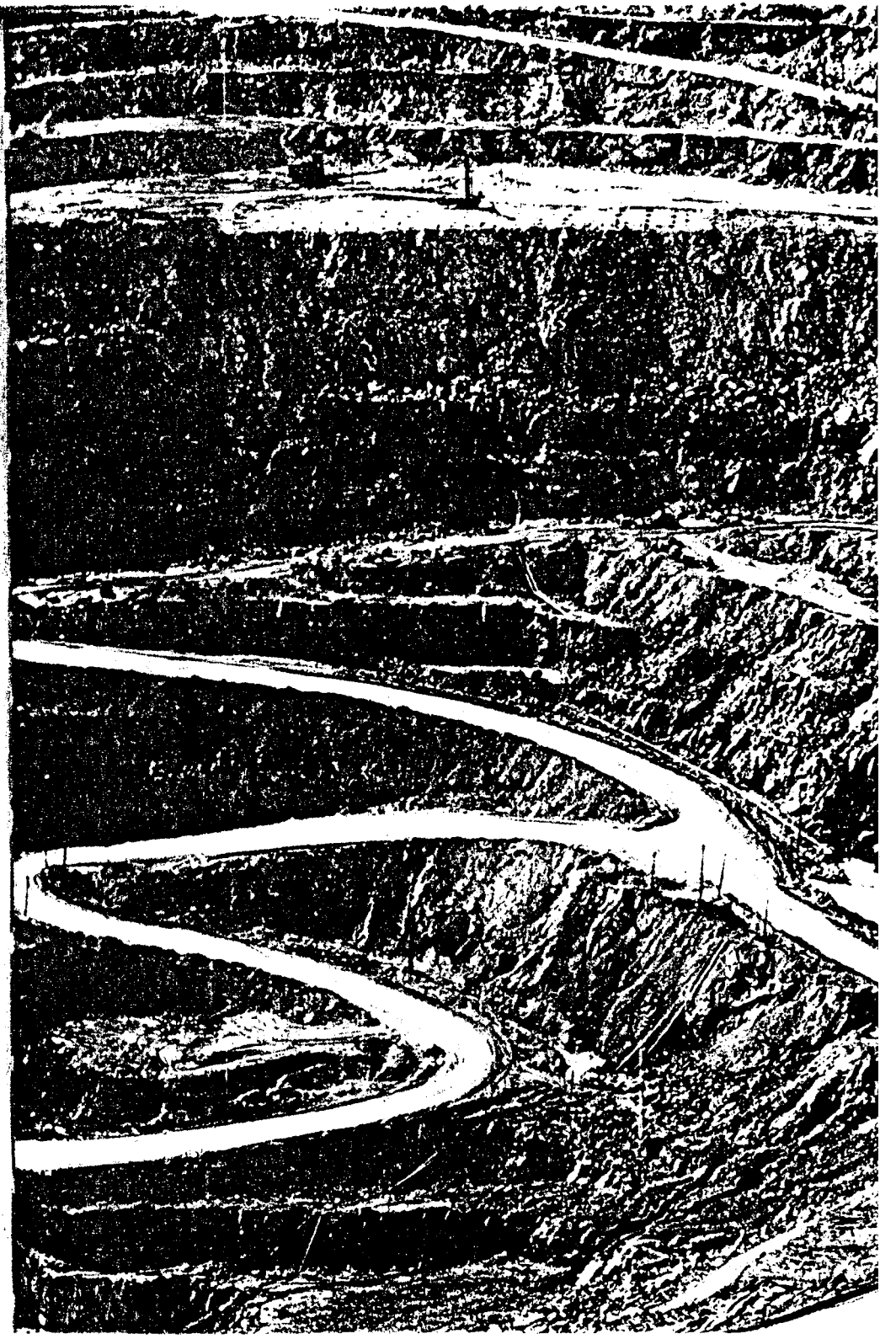
Bereits 1882 stand eine Gruppe bescheidener Häuser am Fuße des Hügels; im selben Jahr eröffnete William Church das Postbureau, auf das er stolz den Namen «Asbestos» malte. Im Museum der Stadt illustrieren Bilder die damaligen Arbeitsbedingungen: Mineure lösen mit Pickeln das asbesthaltige Gestein; mit Hämmern klopfen Männer, Frauen und Kinder anschließend die Brocken auf und transportieren die Fasern in Körben zu den Sammelplätzen. Frère Fabien schreibt in seiner Geschichte von Asbestos, daß flinke Arbeiter damals bis zu einem Dutzend Säcke der Fasern pro Tag aus dem Muttergestein klopfen konnten und damit mehr verdienten als die Mineure (1). 1895 kaufte die britische Firma «Asbestos & Asbestic Corporation» das Gelände und baute eine Mühle, in der das faserhaltigen Gestein mechanisch zertrümmert wurde, womit die Produktion auf 175 Tonnen pro Woche gesteigert werden konnte. Tag und Nacht dröhnte die Mühle, um die sprunghaft steigende Nachfrage einigermaßen decken zu können. Eine sich zunehmend industrialisierende Welt verlangte gebieterisch nach Asbest; im übrigen war das Jahr 1900 nahe, in dem im fernen Österreich die Erfindung glücken sollte, welche den Minen in aller Welt während Jahrzehnten volle Auftragsbücher brachte.

Der Ausbau von Mine und Mühle erforderte immer größere Investition; Gelder, welche nur finanzkräftige Industrielle aufbringen konnten. Die Unternehmer T. F. Manville und H. W. Johns taten sich darum zusammen und übernahmen die Mine. Sie gründeten die Gesellschaft Johns-Manville, welche im Laufe der Zeit auf dem nordamerikanischen Kontinent zur Asbest-Gesellschaft schlechthin avancierte, ein Unternehmen, das mit Asbest groß und reich wurde und das mit Asbest in die Katastrophe schlitterte. Johns-Manville richtete immer mit der großen Kelle an: 1929 kaufte die Firma die ganze Siedlung Asbestos, weil die Mine um eine

weitere Zone vergrößert werden mußte. Pro Haus blätterte das Unternehmen 10 000 bis 15 000 Dollar auf den Tisch, für damalige Begriffe fürstliche Summen, die sich nur durch die Werte, welche unter den Gebäuden lagen, rechtfertigten. Nach der Depression der dreißiger Jahre erholte sich die Minenindustrie wieder; kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges standen bereits 1100 Namen auf der Salärliste der Jeffrey-Mine, und die geförderten Tonnagen stiegen und stiegen. Immer wieder kaufte das Unternehmen ganze Straßenzüge, dabei verschwanden Hunderte von Einfamilienhäusern, Geschäfte und manchmal sogar eine Kirche von der Bildfläche und erstanden etwas weiter entfernt wieder neu. Heute liegt Asbestos in einer von Menschen umgekrempelten Landschaft am Rande eines vegetationslosen künstlichen Tales, flankiert von den grauen Moränenzügen der Abraumhalden. Um eine Tonne Asbest zu gewinnen, müssen hundert Tonnen Gestein bewegt werden!

1983 hat sich die von der Prozeßwelle bedrängte Manville Corporation von der Jeffrey-Mine getrennt. Als Käufer trat eine Gruppe von kanadischen Financiers unter der Führung von Peter Kyle auf, welche die Mine unter den drastisch verschlechterten Zukunftsaussichten weiterführen will. Im Cheminee-Raum des luxuriösen Gästehauses der Jeffrey-Mine erklärt Edward McKenna die aktuelle Situation in Asbestos. Wir blicken auf einen ausgedehnten Golfplatz, wie das Haus ein Relikt aus besseren Zeiten. Hinter der ausgedehnten, sattgrünen Fläche, auf der leitende Mitarbeiter wie einfache Angestellte der Jeffrey-Mine für einen symbolischen Betrag spielen können, ziehen sich graue Abraumberge bis zum Horizont. Der Überlebenskampf der Stadt wirkt aus dieser Perspektive weit weg. McKenna gibt einige Stichworte: Vierzig Prozent Arbeitslose, vor allem darum, weil der Hauptarbeitgeber, die Jeffrey-Mine, weit über tausend Mann entlassen hat. Damit verbunden ein Bevölkerungsschwund von 10 000 auf 7500 Personen mit weiterhin sinkender Tendenz. Weil die Minengesellschaft überdurchschnittliche Saläre zahlte, siedelten sich kaum andere Unternehmen in Asbestos an, da sie mit den Löhnen der Hauptindustrie nicht konkurrieren konnten. Die Folgen der wirtschaftlichen Monokultur zeigen sich heute drastisch; so ist der Immobilien- und Baumarkt zusammengebrochen, ungezählte Häuser stehen, ohne Aussicht auf einen Käufer, zum Verkauf aus. Die Gewerkschaften, sonst in Lohnfragen beinhart, willigten – trotz zweistelliger Inflationsrate – in einen zwanzig Monate dauernden Salärstopp ein.

Die Jeffrey-Mine bei Asbestos im kanadischen Quebec ▷



«Asbestos – Rettet unsern Reichtum, unsere Jobs» steht auf dem Leibchen von Gérard Simonau, 38 Jahre alt und seit 1981 ohne Arbeit. «Früher machte ich im Winter in Florida zwei Wochen Strandferien, im Sommer fischte ich Lachs in Montana», sinniert er, «ich konnte mir ein neues Auto leisten und mit meiner Verlobten regelmäßig im Restaurant essen.» Gérard Simonau hat heute zwar mehr als genug Zeit zum Fischen, doch weiter als bis zum Nachbardorf St. Adolphe reichen seine Ausflüge kaum, denn längst hat er sein Auto verkaufen müssen. Trotz verzweifelten Anstrengungen gelang es ihm nicht, einen Broterwerb zu finden, denn in der Region Asbestos hängt alles wirtschaftliche Wohlergehen an der hellen Mineralfaser. «Ich habe einen Sprengkurs besucht, um meine Chancen als Mineur zu verbessern», lacht er traurig, «aber ich muß wohl Terrorist werden, um diese Fähigkeiten an den Mann bringen zu können.»

Im Gemeindehaus von Asbestos, einem klotzigen Bau aus der Boom-Zeit, treffe ich mit weiteren Arbeitslosen und andern Betroffenen der Krise zusammen. Richard André, der seinerzeit wegen der guten Verdienstmöglichkeiten nach der Minenstadt zog, wettert aufgebracht über die «perfide Pressekampagne» gegen Asbest: «Niemand hier hat Angst um seine Gesundheit, aber alle haben Angst um ihren Job!» Franc Daigle, Präsident des Komitees der Arbeitslosen, seit drei Jahren ohne Job: «Wir sind stolz auf Asbestos! Die schlechte Publizität hat uns kaputt gemacht; hier sind, seitdem wir unter den Folgen der Hetzkampagne leiden, Selbstmorde und Scheidungen ein Problem, nicht die Asbestkrankheiten!» Der ehemalige Mineur baut zusammen mit seinen Kollegen einen Informationswagen und will damit durch die Vereinigten Staaten fahren, um den Amerikanern klarzumachen, daß Asbest, bei richtiger Handhabung, ungefährlich sei. Ein rührend naiv anmutendes Vorhaben, das in den USA wohl höchstens ein mitleidiges Schulterzucken auslösen wird: Im Land, das früher den Löwenanteil des kanadischen Asbestes kaufte, läuft der Trend in die entgegengesetzte Richtung. Von 800 000 Tonnen im Jahre 1973 sackte der Verbrauch auf rund 200 000 Tonnen 1984 ab. Und die Kurve wird weiter absacken. Die eigens für den Journalisten aus der Schweiz im Stadthaus zusammengetrommelte Gesprächsrunde zeigt ein großes Bedürfnis, über die verzweifelte Lage in der Gemeinde zu reden, die einst zu den reichsten in Quebec gehörte. Louise Coulombe, Vize-Stadtpräsidentin, skizziert die fast unlösbaren Probleme, mit der sich Asbestos konfrontiert sieht: «Unsere finanziellen Reserven sind aufgebraucht, die Einnahmen sinken, und unsere Aufgaben, vor allem im Sozialbereich, wachsen rasch. Es ist ein Alptraum!»

Was mich am meisten verblüfft, ist die Tatsache, daß die asbestbedingten Krankheiten hier, am Rande dieser riesigen offenen Mine, kein Thema sind. Im Club der Pensionierten der Jeffrey-Mine, so stelle ich mir vor, müßten Asbestosen und Schlimmeres allgegenwärtig sein. Im gemütlichen Clublokal lassen die altgedienten Asbestarbeiter längst vergangene Zeiten aufleben. Sie alle erzählen mir von faustdickem Staub in Mine und Mühle, von durchlässigen Jutesäcken (schon seit langem wird Asbest luftdicht in Plastik verpackt) und von verstopften Bronchien. All das gehörte früher zur Arbeit in der Mine wie das Amen nach der Predigt. 860 Mitglieder zählt der Club und die meisten fühlen sich – wie sie versichern – gesund, auch wenn der eine oder andere schwer atmet. Über «ihre» Mine lassen sie nichts gehen, sie verteidigen ihren ehemaligen Arbeitsplatz, der es jedem einzelnen ermöglicht hat, ein Haus zu bauen und ein Leben ohne wirtschaftliche Sorgen zu führen. Asbestosen? Ja, das gäbe es schon, aber verglichen mit den andern Altersbeschwerden wirklich wenige. Mesotheliome? Davon habe man gehört, aber man kenne keinen, der an dieser Krankheit leide. Auch hier eine Wand der Abwehr. Asbestkrankheiten sind in Asbestos kein Thema.

Vor dem Spital des Städtchens steht demonstrativ ein mannshoher asbesthaltiger Gesteinsbrocken, als wollte man damit signalisieren, daß von dem Mineral, dem Asbestos auf Gedeih und Verderb ausgeliefert ist, keine Gefahr ausgehe. Im Spital übergibt man mir, zusammen mit einem Stapel weiterer Unterlagen, eine großangelegte Untersuchung, welche die renommierte McGill-Universität in Montreal zusammen mit dem Institut für Berufskrankheiten in London durchgeführt hat. Untersucht wurde eine Kohorte von 11 379 Arbeitern (darunter 440 Frauen) der Jahrgänge 1891 bis 1920, die für mindestens einen Monat, meist jedoch während Jahren und Jahrzehnten in den Minenstädten Asbestos und Thetford Mines mit Chrysotil gearbeitet hatten. Fazit: in Asbestos starben unter den Asbestarbeitern bis 1975 verglichen mit der Allgemeinbevölkerung 2% mehr; in Thetford Mines, wo der Staubkontrolle früher entschieden weniger Beachtung geschenkt worden war, registrierten die Ärzte unter den Asbestarbeitern 10% mehr Tote als im Bevölkerungsdurchschnitt. Zitat aus der Studie: «Unter den Männern, die mindestens zwanzig Jahre mit hohen Konzentrationen von Asbestfasern arbeiteten, stellten wir signifikant mehr Todesfälle fest. (. . .) Je höher die Staubkonzentrationen waren, desto mehr Tote wegen Lungenkrebs und durch Feinstaub verursachte Krankheiten stellten die Ärzte fest. Zehn Männer und eine Frau starben an Pleura-Mesotheliomen (2).» In Asbestos verzeichnet man, seit die

Fälle registriert werden, rund 200 Asbestosen. Die detaillierte Studie zeigt also klar erhöhte Risiken auf. Heute sind die Arbeitsbedingungen grundlegend verbessert; Faserwolken über den Minenstädten, die sich wie Schnee auf die Felder legten, sind glücklicherweise längst Geschichte. Statt wie einst fünfzig oder hundert Fasern zählen die Messanlagen in der Mühle von Asbestos noch knapp eine Faser pro Kubikzentimeter. Ein paar Steinwürfe vom großen Loch entfernt noch 0,001; weniger als im Zentrum von Montreal.

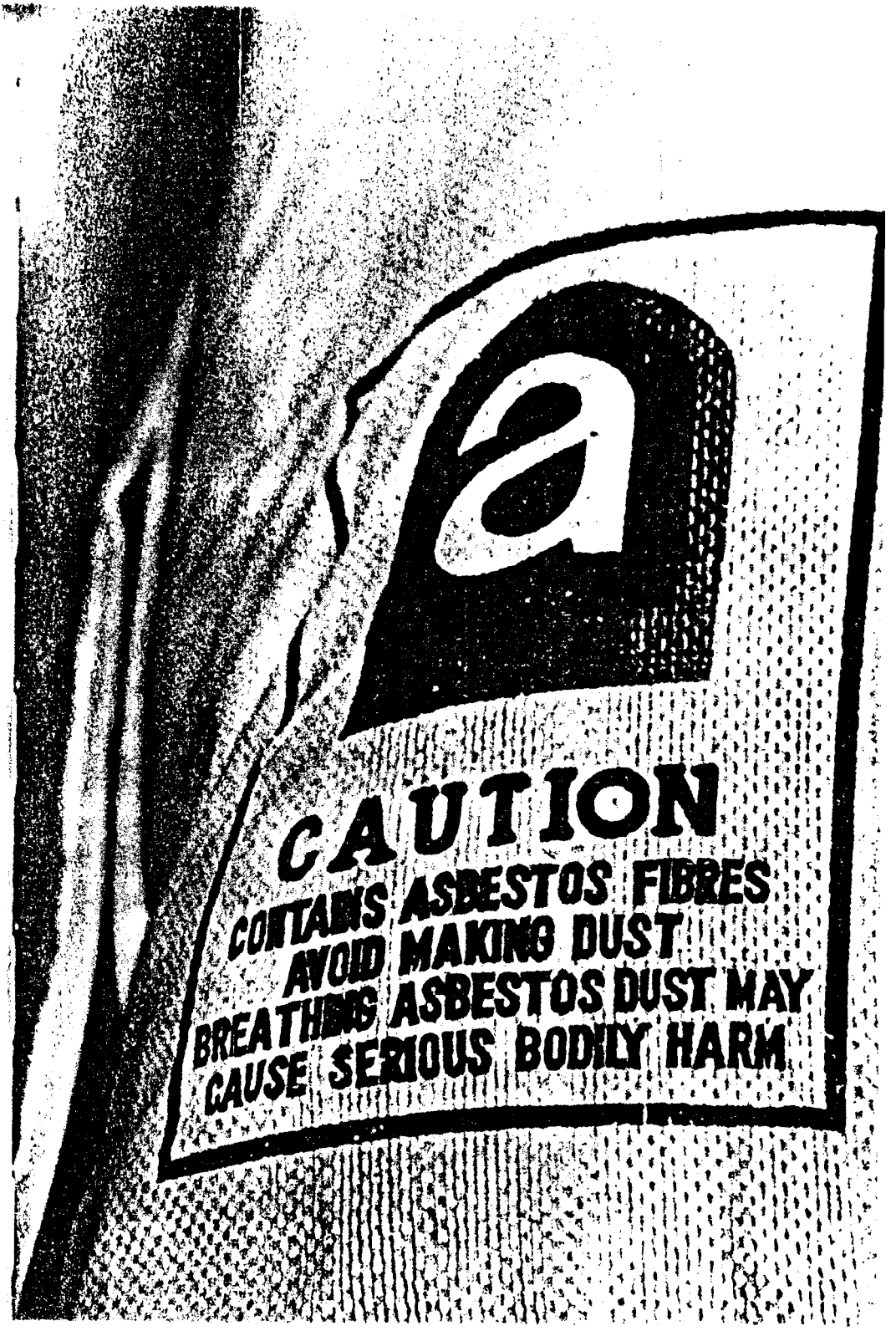
Wer im Bergbau tätig ist, nimmt berufliche Risiken in Kauf; dies begründet das Herunterspielen der Asbestgefahren zum Teil. Verglichen mit den Asbestgefahren ist das Unfallrisiko in den Minen heute extrem höher. Wie der Asbest-Report der Royal Commission (3) erwähnt, ist das Risiko für einen Mineur, an einer asbestbedingten Krankheit zu sterben, 25mal kleiner, als einen tödlichen Arbeitsunfall zu erleiden! Der Augenschein vor Ort beweist, daß die dem Asbest am stärksten Ausgesetzten ihre Lage weniger dramatisch einschätzen als der umstrittene Warner aus New York; der Name Selikoff ist in Asbestos ein negatives Reizwort. Dennoch: die Arbeiter verdanken ihm und seinen Fachkollegen grundlegend verbesserte Arbeitsplätze.

Asbestos ist eine Symbolstadt geworden. Freilich anders, als ich sie mir vorstellte. Nicht Anklage gegen die perfide Opferung menschlicher Gesundheit durch kalt berechnende kapitalistische Gesellschaften ist die Botschaft, welche die krisengeschüttelte Stadt verkündet, sondern: «Stoppt den Rufmord an Asbest! Kauft unser wertvolles Mineral und gebt uns damit Arbeit!» Was Edward McKenna bei einem Glas Canadian Club Whiskey am ersten Tag meiner Visite am Cheminee-Feuer des Gästehauses äußerte, schien mir übertrieben, ja geschmacklos. Nach den vielen Gesprächen, die ich in der Stadt führte, pflichte ich ihm bei. «Jeder einzelne der Arbeitslosen würde den Boden küssen», hat der Vizepräsident gesagt, «wenn er morgen wieder in die Asbestmine einfahren dürfte.»

b) Weltweit schrumpfende Nachfrage

Kein Asbest-Förderland hat in der letzten Dekade soviele Marktanteile verloren wie Kanada. 1974 deckte das Land noch fast 40% des globalen Bedarfs, 1984 waren es nicht einmal mehr 20%; die geförderten Tonnagen sackten von 1,7 Millionen auf 750 000 ab! Dies geschah natürlich

Säcke mit Asbest aus kanadischen Minen. ▷ Der Aufdruck warnt vor den Gesundheits-


CAUTION
CONTAINS ASBESTOS FIBRES
AVOID MAKING DUST
BREATHING ASBESTOS DUST MAY
CAUSE SERIOUS BODILY HARM

nicht, um die Welt vor den Gefahren des Minerals zu schützen, sondern ist das Resultat eines harten Verdrängungswettbewerbs in einem Markt, dessen Volumen innert weniger Jahre von fünf auf vier Millionen Tonnen geschrumpft ist.

Kanada verlor seine Leaderstellung aus mehreren Gründen. Der Streik in Thetford Mines im Jahre 1974 gilt als Auslöser der Talfahrt. Damals legten die Mineure die Arbeit nieder, weil sie aufgrund der publik gewordenen Gesundheitsrisiken mehr Lohn wollten. Praktisch gleichzeitig verschüttete ein Erdrutsch in der Jeffrey-Mine in Asbestos, wo nicht gestreikt wurde, einen großen Teil der Asbest-Adern; Kanada fiel darum als Lieferland für Monate praktisch aus. Weitere, sich kumulierende Ereignisse schmälerten fortan den Absatzmarkt für kanadischen Asbest: Mit dem Verbot des Spray-Asbests in den USA, dem Hauptkunden der Kanadier, schrumpften die verkauften Tonnagen rapide. Der hohe kanadische Dollar verteuerte die Exporte besonders in Entwicklungsländer. Die Substitutions-Anstrengungen in den westlichen Industriestaaten machen sich zudem von Jahr zu Jahr mehr bemerkbar. Seit 1978, wo man mit 5 Millionen Tonnen den historischen globalen Spitzenverbrauch registrierte, sackte die Nachfrage kontinuierlich ab. Die Russen nutzten die Probleme Kanadas und forcierten den Abbau; die COMECON-Staaten sind die großen Gewinner der dramatischen Ereignisse auf dem Welt-Asbestmarkt. Sie liefern heute 2,4 Millionen Tonnen pro Jahr, das sind 60% des Weltbedarfs!

Nicht nur auf der Anbieter-, sondern auch auf der Verbraucherseite ereignete sich in den letzten zehn Jahren eine Umwälzung. Während der Bedarf in Westeuropa, Japan und in den USA rapide abnahm, stieg er überproportional im Ostblock und in den asiatischen Entwicklungsländern. Konkret: 1974 verbrauchten die USA und Westeuropa noch rund 50% des global geförderten Asbestes; 1984 waren es noch ganze 16%! Die Ostblockstaaten steigerten ihren Anteil von knapp 25% auf 55%, in Asien erhöhte sich der Verbrauch trotz des Abwärtstrends in Japan von 19% auf 21%; denn die fernöstlichen Entwicklungsländer, allen voran Indien, legten beim Asbestkonsum zu. Bei den restlichen Länder steigerte er sich in den letzten zehn Jahren von 6,6% auf 8% des Weltkonsums (4).

Die Zahlen veranschaulichen, welche Wirkung die Asbest-Debatte in den westlichen Industriestaaten zeitigte. Zwar gehören Rezessionen und Marktsättigung ebenfalls zu den Ursachen des Minderverbrauchs; die

Substitution des Asbests in immer mehr Produkten ist jedoch der gewichtigste Grund der Abnahme. Im Ostblock waren die Gesundheits-Gefahren des Asbests bis in die jüngste Gegenwart kein öffentliches Thema. Erstaunlicherweise hat die DDR bereits 1969 den Spritzasbest verboten, um einiges früher als die USA und die Bundesrepublik. Die Russen, so wird gesagt, wechselten die Belegschaften in ihren Minen im Ural (wo es eine Ortschaft mit dem Namen «Asbest» gibt), in Kasachstan und Turkestan jeweils nach einigen Jahren aus, um die Krankheitsrisiken zu mindern. Meine kanadischen Gesprächspartner in Asbestos erinnern sich an eine Zusammenkunft in den siebziger Jahren, wo russische Wissenschafter sie baten, das Wort «Mesotheliom» zu buchstabieren; sie hatten noch nie etwas von einer solchen Krankheit gehört. Die Ostblockländer werden sich wohl der Asbest-Diskussion auf die Länge nicht entziehen können, denn Vertreter des COMECON sitzen in allen internationalen Gremien, welche sich mit dem Problem befassen. Bedeutsam ist ein Artikel in der Prawda, der im Sommer 1984 erschien und auf die Verschmutzung der Umwelt durch Asbest hinwies. Erstmals haben die sowjetischen Behörden damit öffentlich auf das Problem hingewiesen. Fast alle Fabriken in der UdSSR überschritten die Sicherheitslimiten, heißt es im Artikel, neue Filtersysteme müßten installiert werden, um die Grenzwerte einzuhalten (5). Die COMECON-Staaten sind Asbest-Selbstversorger. So bleiben für die westlichen Produzentenländer als Abnehmer nur die Industrieländer in der westlichen Hemisphäre und die Entwicklungsländer. Kanada, Zimbabwe und Südafrika setzen ihre Hoffnungen zu einem guten Teil auf die Märkte in der Dritten Welt, wo der Bedarf an dauerhaftem, kostengünstigem Baumaterial (inklusive Röhren) stetig ansteigt und die Gesundheitsproblematik bis heute keinen großen Stellenwert besitzt.

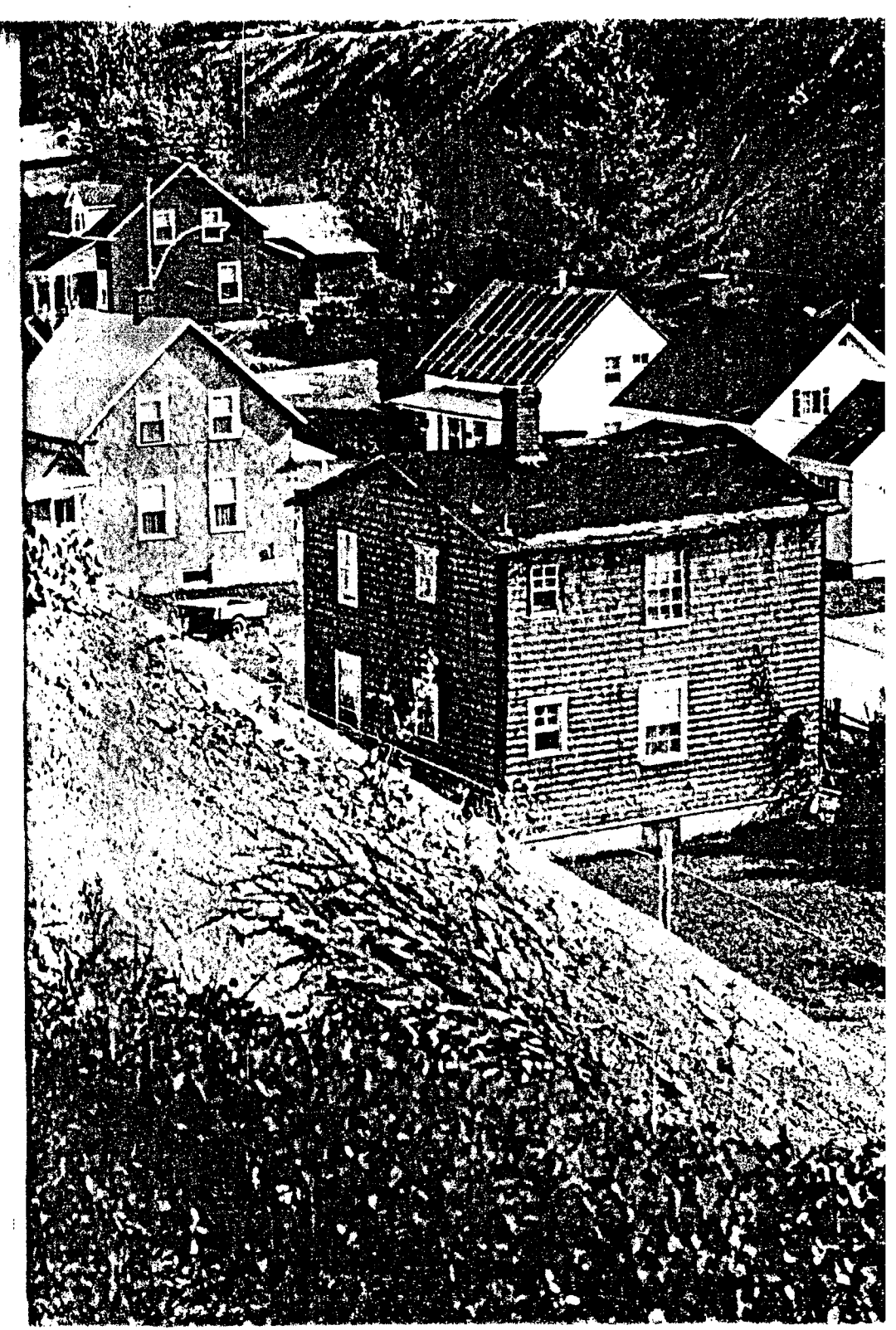
c) «Asbest wieder auf den guten Weg bringen»

Im neuen Geschäftshaus an der Rue Sherbrooke 1130 Ouest in Montreal sitze ich einer hochkarätigen Delegation des 1984 gegründeten «Centre Canadien d'Information sur l'Amiante» gegenüber. Das vom Staat und der Provinz Quebec getragene Asbest-Informationszentrum ist mit viel Prestige ausgestattet und verfügt über ein Budget von 2,5 Millionen kanadischen Dollar pro Jahr. Der Generaldirektor Georges Dahmen faßt die Aufgaben des Instituts zusammen: «Wir wollen Asbest wieder auf den guten Weg bringen. Zu lange haben wir das Feld kampflos unsern Gegnern überlassen. Mit dem Institut wollen wir informieren und bera-

ten. Da wir in Kanada vermutlich mehr Erfahrungen mit Asbest gesammelt haben als irgend ein anderes Land, sind wir in der Lage, unsere Abnehmer kompetent zu beraten.» Als wichtiges Anliegen nennt Dahmen den sicheren Gebrauch des Materials. Als gebrannte Kinder, die ihren bedeutendsten Markt in den USA zusammenbrechen sahen, weil man die Faser sorglos verwendete, wollen die Kanadier jetzt alles Menschenmögliche dazu beitragen, daß sich so etwas nicht nochmals wiederholt. An der Universität Sherbrooke ist ein Team von Wissenschaftern zudem an der Arbeit, eine chemische Behandlung der Asbestfasern zu erproben, welche die Aufspaltung in die gefährlichen Fibrillen unterbindet und damit die Gesundheitsgefahren des Asbests stark reduziert. «Chrysophosphate», wie das modifizierte Mineral heißt, soll die gesundheitsgefährdenden Eigenschaften des Chrysotils drastisch reduzieren und zudem die Zugabe von Blauasbest bei der Produktion großer Röhren erübrigen.

Besonders den Ländern der Dritten Welt steht das Institut mit Rat und Tat zur Seite. Gary Nash, Generaldiektor im Departement für Energie, Mineralien und Ressourcen in Ottawa, führt das Beispiel der Philippinen an, wo Präsident Marcos aus heiterem Himmel ein Asbestverbot anordnete, das er später jedoch wieder aufhob: «Solchen Fällen müssen wir vorbeugen, hier heißt es informieren und beraten.» Die Produktion von Asbestzement verbraucht heute noch drei Viertel der geförderten Mengen. Sollte nach dem Spritzasbest weltweit auch Asbestzement ausfallen, dann müßten Asbestos und Thetford Mines zu Ghost Towns werden; zu Zeugen eines versunkenen Industriezeitalters, zu Touristenattraktionen, deren volkswirtschaftliche Einnahmen nicht mehr von Gary Nashs Departement, sondern vom Ministerium für Fremdenverkehr verbucht würden.

Einzelne Quartiere von Thetford Mines ▷ in Quebec liegen mitten in den Ab-



17. Die Magie der großen Zahlen

«Ohne Übertreibung bewegt sich nichts.»
Wolfgang Lohrer, Umweltbundesamt, Berlin

Fast triumphierend gibt Marcel Valtat, Berater der französischen Asbestindustrie, folgende Episode zum besten: «1977 erschien Monsieur Selikoff auf dem Asbest-Kongreß in Lyon und prognostizierte mit großem Trara für Frankreich 300 000 Asbest-Tote in den nächsten zehn Jahren. Wir haben aber weder 30 000 noch 3000, ja nicht einmal 300. Und 1987 ist nicht mehr fern.»

Irving Selikoff hat mit großen Zahlen die Welt-Medienbühne erobert. Typisch Selikoff sind Sätze wie: «Allein in den USA sind von 1940 bis 1980 ungefähr 27,5 Millionen Arbeiter Asbest ausgesetzt gewesen.» Oder: «Wir sind nun in der Mitte weitverbreiteter Asbest-Krankheiten, die von Expositionen in den letzten 60 Jahren herrühren. W. J. Nicholson (einer seiner engsten Mitarbeiter) hat berechnet, daß es bis jetzt mehr als 100 000 Tote durch asbestbedinge Krankheiten gab und daß wir möglicherweise in Zukunft noch 350 000 weitere haben werden, bevor sich der bessere Arbeiterschutz bemerkbar macht (1).» Obwohl es aus den Ausführungen nicht klar hervorgeht, ist anzunehmen, daß Irving Selikoff bei diesen Zahlen die USA meint. Dem New Yorker Wissenschafter kommt das Verdienst zu, der Öffentlichkeit die Problematik der Berufskrankheiten und der damit zusammenhängenden Verantwortung der Industrie bewußt gemacht zu haben; ein Themenkomplex, der weit über Asbest hinausreicht. Wie das Beispiel seiner Äußerungen in Lyon zeigt, schoß er mit seinen Prognosen immer wieder weit übers Ziel hinaus, hielten seine Hochrechnungen der Wirklichkeit nicht stand. Damit büßte Irving Selikoff einen Teil seines Prestiges (er wurde immerhin für den Nobelpreis vorgeschlagen) und seiner Glaubwürdigkeit ein.

Ob die imaginären, von Asbestopfern belegten Friedhöfe nun eine sieben- oder eine fünfstellige Zahl von Kreuzen zählen, ist letztlich nicht entscheidend, entscheidend ist, daß da ein Gesundheits-Problem existierte, das man lösen mußte.

Ein Beispiel illustriert, wie das Heer der Asbestopfer steigt und sinkt, je nachdem, wer an der Schreibmaschine sitzt. Das Exempel entnehme ich dem Buch «The Apocalyptics» von Edith Efron, das in den USA Aufsehen erregte (2). Edith Efrons Werk trägt den provokativen Untertitel «Krebs und die große Lüge» und ist hervorragend dokumentiert. Die Autorin illustriert darin, wie Wissenschafter, Statistiker und Regierungsbeamte zukünftige Krebsepidemien voraussagten, obwohl die Kurve der meisten Krebserkrankungen in den USA nach unten zeigt (ausgenommen der durch das Rauchen bedingte Lungenkrebs, der pro Jahr 100 000 Opfer fordert). Mit Akribie verfolgt die Autorin das An- und Abschwellen der Zahl der Asbest-Toten.

Das Nationale Amerikanische Krebsinstitut und das Nationale Institut für Umweltkrankheiten veröffentlichten 1978 die Zusammenfassung einer von der Regierung in Auftrag gegebenen Studie, in der behauptet wurde, daß 20 bis 38% aller Krebstoten in den USA durch Berufskrankheiten verursacht würden. An Asbesttoten erwarteten die unbekannt gebliebenen Autoren weit mehr, als Selikoff je vorausgesagt hatte, nämlich zwei Millionen allein für die Vereinigten Staaten! Am 11. September 1978 gingen diese Zahlen an die Presse und erregten nicht nur in den USA höchstes Aufsehen. Noch am gleichen Tag kabelte Joseph Califano, Sekretär für Gesundheit, Bildung und Wohlfahrt die Zahl der 2 Millionen zukünftigen Asbestopfer zur Internationalen Arbeitsorganisation in Genf. Lediglich vier Tage später erschien eine detailliertere Version des gleichen Papiers in der Öffentlichkeit. Auffallendster Unterschied: die 20 bis 38% berufsbedingten Krebse waren plötzlich auf 6–9% geschrumpft! Mit der logischen Konsequenz, daß auch die Zahl der mutmaßlichen Asbesttoten auf wenige Hunderttausend zusammenschmolz! Der Kardinalfehler der Autoren bestand darin, daß sie immer die höchst exponierten Risikogruppen nahmen (obwohl die meisten Arbeiter jener Berufssparten kaum je so stark exponiert waren) und diese auf die ganze Arbeitnehmerschaft sowie teilweise auf die Gesamtbevölkerung extrapolierten. Heute nimmt man an, daß rund ein bis höchstens fünf Prozent der Krebserkrankungen mit beruflicher Tätigkeit zusammenhängen ...

Edith Efron führt die Äußerungen einer ganzen Reihe von Kapazitäten an, welche alle den Anteil der Asbestkrebse in der Gesamtzahl der Tumore als gering einstufen. Demgegenüber postuliert die oben erwähnte Studie in ihrer ersten Fassung: «17% aller Krebstoten in den USA gehen auf das Konto von Asbest-Expositionen.»

Die späteren Berichtigungen gingen unter. Was in den Köpfen hängen blieb, waren die zu befürchtenden zwei Millionen Opfer; zumal im Fernsehen und in der Presse dargestellte Schicksale von Asbest-Kranken die Öffentlichkeit immer wieder erregten. Später konnte niemand erklären, wie ein solches «Dokument» ohne Autoren und wissenschaftlichen Anhang überhaupt der Öffentlichkeit übergeben werden konnte. Die Autorin: «Califano entfachte damit ein Buschfeuer, das immer noch hell in den amerikanischen Gewerkschaften und in den internationalen Gewerkschaftsverbänden brennt.» Krebserkrankungen bergen auch heute noch viele Geheimnisse. Sie haben, nach neuen Erkenntnissen, in der Regel mehrere zusammenwirkende Ursachen, die auch immunologische und psychische Faktoren einschließen. Auch 1985 gestehen Wissenschafter auf viele Fragen im Zusammenhang mit Krebs ein, daß sie darauf keine Antwort wissen.

Die großen, in keiner Weise abgesicherten Zahlen von Asbestopfern, die unablässig zitiert werden, gehören zu den Kräften, welche den Wandel in der Asbestindustrie erzwangen. Wolfgang Lohrer vom Umweltbundesamt in Berlin: «Wären immer nur die wissenschaftlich fundierten Daten ausgewogen publiziert worden, dann könnten wir auf die Asbest-Substitution wohl noch lange warten. Ohne Übertreibung bewegt sich nichts.» Edith Efron dokumentiert, wo die (beabsichtigten oder unbeabsichtigten) Pannen stattfanden, Pannen die fahrlässig anmuten und mit dem Bemühen um ernsthafte Information wenig zu tun haben.

Im täglichen Kampf der Medien um Leser, Zuschauer und Zuhörer sind große Zahlen höchst willkommene Aktivposten. Zeitungen, Fernsehen und Radio haben die Horror-Prognosen denn auch in alle Welt ausposaunt. Sie schlugen wie Bomben ein und erwiesen sich als Munition für Politiker, als wertvolle Pfänder in den Händen von Gewerkschaftern, als Geschenk des Himmels für Systemveränderer.

18. Triebkräfte des Wandels und Trittbrettfahrer

a) Die Gewerkschaften

Spät sensibilisierte Schweizer Gewerkschaften

«Ich war einmal Präsident der BBC. Da hatte ich mit Gewerkschaften zu tun; ohne Gewerkschaften könnte man einen solchen Betrieb nicht leiten. In unsern kleinern Betrieben in der Schweiz haben wir hingegen kaum Gewerkschaften drin. Es war immer mein Hobby, direkt mit den Leuten zu reden. Wenn ich sah, daß irgend etwas nicht in Ordnung war, habe ich schon als ganz junger Typ gesagt: ‹Bitte, ihr könnt eine Geheimabstimmung machen; wenn die Mehrheit zu den Gewerkschaften will, à la bonne heure, aber ich sage euch eins, dann wird unsere Haltung versteift, wenn die Gewerkschaften von außen Forderungen stellen. Ich will viel lieber mit euch direkt verhandeln.› Mit dieser Taktik habe ich die Gewerkschaften draußen behalten.» *Max Schmidheiny*

«Als ich nach Niederurnen kam, als die Talfahrt des Umsatzes begann und ich den Personalbestand abbauen mußte, da gab es den Versuch der Gewerkschaft Bau und Holz, in Niederurnen einzudringen. Man hat vor dem Betrieb Flugblätter verteilt; da rief ich die Betriebskommission, in der die Arbeitnehmer vertreten sind, zusammen und sagte: ‹Ich bin bereit, mit der ganzen Belegschaft zu reden, ich habe nichts gegen die Gewerkschaften. Wenn ihr euch der GBH anschließen wollt, so macht das, und ich werde mein Bestes tun, unter guten Bedingungen mit euch weiterzuarbeiten. Ich möchte euch aber eine Alternative vorschlagen: Wir sind klein genug, um miteinander zu reden. Ich kenne nicht nur die Betriebskommission, sondern fast jeden einzelnen Arbeiter. Ich bin bereit, mit euch alles zu besprechen und auf eure Argumente einzugehen.› Darauf beschlossen sie, das so zu machen, und schrieben der Gewerkschaft Bau und Holz einen formellen Absagebrief.» *Stephan Schmidheiny*

Was der patriarchalische Vater für die Eternit Schweiz quasi verfügte, schaffte der Sohn im Dialog: die Gewerkschaften außerhalb des

«kleinen Betriebs» zu halten. Das ist eine altbewährte Familientradition, die auf den Gründervater der Industriellen-Dynastie zurückgeht (Jacob Schmidheiny lebte freilich zu einer Zeit, als es noch keine Gewerkschaften im heutigen Sinn gab). Er setzte auf die offene Aussprache zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer; konnte man sich nicht einigen, so gab es, wie sein Biograph schreibt, nur ein für beide Teile annehmbares Rezept: «Die sofortige Lösung des Arbeitsverhältnisses.»

Die schweizerischen Gewerkschaften hatten also kaum Einfluß auf die Eternit und wirkten auch nicht als Triebkräfte des Wandels. Daß die Gewerkschaften in Niederurnen und Payerne keine Basis hätten, hänge auch mit den ländlichen Standorten der Werke zusammen, urteilt ein Vertreter der GBH; die nötige Masse der Arbeiter fehle. Im übrigen seien die Gewerkschaften in den Baustoffindustrien des Landes traditionell schwach vertreten, Zement, Ziegel und Eternit seien eben Schmidheiny-Domänen ...

Der Betriebsrat der Eternit spielte jedoch eine aktive Rolle, Gesundheitsfragen standen allerdings bei den Sitzungen kaum je im Vordergrund. Im Betriebsrat ging es um Lohn-, Arbeitszeit- und Ferienfragen sowie, nach dem Konjunktureinbruch von 1975, um das Problem der Entlassungen. Daß die Asbest-Frage sosehr im Hintergrund stand, hat mehrere Ursachen: Für die Arbeiter war Asbest ein altvertrauter Stoff, das Basismaterial ihres Qualitätsproduktes. Da die Firmenleitung seit Ende der sechziger Jahre die Entstaubung kontinuierlich verbesserte, war man überzeugt, es werde das Menschenmögliche vorgekehrt. Jakob Lattmann, der seit 36 Jahren in den Werkhallen in Niederurnen arbeitet: «Die Firma hat unheimlich viel in den Arbeiter-Schutz investiert. Wir haben darum am Anfang überhaupt nicht verstanden, wieso wir jetzt den Asbest ersetzen müssen.»

Die Arbeiter und ihre Vertreter im Betriebsrat der Eternit befanden sich in guter Gesellschaft: Während in den USA die Gewerkschaften längst gegen Spritzasbest kämpften, in Kanada die Minenarbeiter wegen der Gesundheitsgefahren für mehr Lohn streikten und Gewerkschafter in Schweden gar ein Verbot der Faser durchsetzten, hatten ihre Schweizer Kollegen das Thema noch nicht entdeckt. Bis zum Beginn der achtziger Jahre hatte sich keine der drei Gewerkschaften, wo Arbeiter aus der asbestverarbeitenden Industrie als Mitglieder eingeschrieben sind, in der Asbestfrage engagiert. Weder der SMUV, der zum Beispiel die Arbeiter im Bereich der Bremsbeläge vertritt, noch die GTCP mit Mitgliedern aus dem Sektor Asbesttextilien sahen darin eine vordringliche Aufgabe. Als

sich Vertreter der Gewerkschaft Bau und Holz, mit fast 120 000 Mitgliedern die zweitgrößte Gewerkschaft der Schweiz, 1975 in Niederurnen vor die Fabriktore stellten, ging es weder um Asbestosen noch um Mesotheliome, sondern um Arbeitsplätze. Erstaunlich dürftig ist das Dossier zum Thema Asbest, das mir Jürg Frei von der GBH im Sommer 1984 in die Hand drückt. Gerade in dieser Gewerkschaft sind viele Arbeiter Mitglieder, die auf Baustellen mit asbesthaltigen Produkten zu tun haben, sei es mit Eternit oder (bei der Demontage) mit Spritzasbest. Außer einem «Rechtsfall der Woche» aus dem Jahr 1981, wo es um Asbestose ging, sind da nur noch zwei, drei einzelne Blätter, darunter ein Hinweis zu einem Ökologiekurs, dessen Leiter kühn behauptet, daß man in der Bundesrepublik jährlich mit «10 000 Asbest-Lungenkrebsfällen» rechne.

Im Winter 1985, zwanzig Jahre nach Selikoffs Paukenschlag, ruft der Schweizerische Gewerkschaftsbund die Presse zusammen, um vor den Gefahren des Asbests zu warnen und Vorschläge zur Verbesserung der Situation zu machen! Vorsichtshalber räumen die Veranstalter ein: «Der Schweizerische Gewerkschaftsbund will sich nicht zum Richter aufspielen. Dies umso weniger, als er eingesteht, daß auch die Gewerkschaften und Arbeitnehmer den Umfang des Problems nur mit Verzug erkannt haben.»

Daß der SGB mit seiner Initiative keine schlafenden Hunde geweckt, sondern sich vielmehr in einen längst fahrenden Zug gesetzt hat, mag damit zusammenhängen, daß die Gewerkschaften in der Schweizerischen Unfallversicherungsanstalt (SUVA), wo zwei Drittel der Arbeitnehmer versichert sind, zusammen mit Arbeitgeber-Vertretern im Verwaltungsrat sitzen. Die SUVA hat sich – notgedrungen – mit Krankheitsfällen durch Asbest befaßt. Seit 1939 entschädigte sie 163 Asbestosen und 100 Fälle von asbestbedingten Krebsen. 35 Asbestosen und 15 Krebsfälle traten in der Eternit auf, die drei Viertel des in die Schweiz importierten Asbests verbrauchte. Seit 1939 ist die Asbestose in der Schweiz als Berufskrankheit anerkannt. Seither hat sie bei den direkt betroffenen Arbeitern einiges durchgesetzt: der sogenannte MAK-Wert (Maximale Arbeitsplatz-Konzentration) beträgt jetzt eine lungengängige Faser pro Kubikzentimeter. Dieser Konzentration darf der Arbeiter nicht länger als neun Stunden pro Tag ausgesetzt sein. Asbestarbeiter (gegenwärtig in der Schweiz 2860 Personen) werden regelmäßig medizinisch untersucht; auch nachdem sie aus dem asbestverarbeitenden Betrieb ausgeschieden sind. Obwohl sie in der SUVA mitreden können und für die Richtlinien der Versicherungs-Organisation somit mitverantwortlich sind, werfen die Arbeitnehmer-Vertreter

der vom Bund unabhängigen, öffentlich-rechtlichen Institution vor, sie reagiere nur unter Druck und komme mit ihren Direktiven meist zu spät. Harsch kritisiert wurde an der Pressekonferenz des Gewerkschaftsbundes auch, daß die SUVA nur gerade die knapp 3000 direkt mit Asbest Arbeitenden einschlägig medizinisch untersuchen lasse, dabei seien Zehntausende von Arbeitern, die Eternit auf den Baustellen zuschneiden müßten, dem Feinstaub exponiert. Tatsächlich liegt die Situation auf den Baustellen noch oft im argen. Immer noch wird Asbestzement mit schnell rotierenden Geräten zugeschnitten, schützen sich Arbeiter nicht gegen den Staub. Das Beispiel der Dachdecker zeigt allerdings, wie relativ diese Bedrohung ist.

Der Schweizerische Gewerkschaftsbund fordert in seiner 1985 herausgegebenen Schrift nichts weniger als ein umfassendes gesetzliches Asbestverbot! Der MAK-Wert soll, da ein unterer Schwellenwert für die Karzinogenität von Asbest nicht bekannt ist, auf einen Zehntel des heute gültigen Wertes gesenkt werden. Unter anderm werden besondere SUVA-Anweisungen für den Abbruch von Asbestzement-Dächern und Fassaden gefordert sowie vom Bundesamt für Umweltschutz strenge Vorschriften betreffend Deponien asbesthaltiger Abfälle (1).

Der Effort des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes kommt auffallend spät. Wenn die oberste Interessengemeinschaft der Arbeitnehmer in unserm Land die Industrie jetzt scharf rügt, daß sie sich für die Substitution des Asbests zu lange Fristen herausnehme, so tönt das wenig überzeugend.

Für die Schweizer Gewerkschaften gilt jedoch mehr oder weniger das, was für die meisten Arbeitnehmer-Organisationen rund um den Globus bis an die Schwelle unseres Jahrzehnts zutrifft: man kämpfte für höhere Löhne und mehr Freizeit; das ökologische Bewußtsein hat die Arbeitnehmer noch um einiges später erfaßt als die Unternehmensleiter. Ausnahmen bestätigen nur die Regel.

Zwei militante internationale Gewerkschaftsverbände

Während die Schweizerischen Gewerkschaften für die Eternit und die andern asbestverarbeitenden Industrien zahme Antipoden waren, kämpften auf dem internationalen Parkett Spitzenvertreter zweier Gewerkschafts-Dachverbände erbittert gegen die Asbestindustrie. Charles Levinson vom linksgerichteten ICEF, der in Genf ansässigen Föderation

von Chemie-, Energie- und Fabrikarbeiterverbänden, sowie Herman Reb hahn, der rastlose Generalsekretär des Internationalen Metall-Gewerk schaftsbundes (IMB). Der IMB hatte bereits 1976 die berühmt geworden Konferenz in Oslo organisiert, ein Kristallisationspunkt für die weitrei chenden Gesetze in Nordeuropa und Epizentrum für das, was ein paa Jahre später die deutsche Szene erschütterte. Sachlichkeit ist freilich nich das hervorstechendste Merkmal der Publikationen dieses Gewerkschafts bundes. In der Sondernummer des periodisch erscheinenden Bulletin vom August 1979, welche Asbest gewidmet ist, wird der Stoff mit den Ei regern von Malaria und Lepra verglichen. Bedrohlich extrapoliert ma Selikoffs schon sehr hohe Zahlen und sagt voraus: «Viele Millionen Mer schen werden an asbestbedingtem Krebs sterben. Dies bedeutet so viel Opfer wie ein großer Krieg (2).» Das Bulletin, das heute noch als Infor mationsmaterial verteilt wird, strotzt von fahrlässigen Fehlinformationer die man genauso gut mit dem Etikett «Informations-Kriminalität» verse hen kann wie die beschönigenden Meldungen aus der Industrie, die lang Zeit Usus waren. Zwei Beispiele: 50% der an Asbestose Erkrankten solle gemäß dem anonymen Autor an Lungenkrebs sterben (jede fundierte Sta tistik kommt glücklicherweise zu viel niedrigeren Zahlen. Die SUVA ei mittelt einen Anteil von 10%). Ein Bild mit einem aus Eternit erstellte Gebäude wird folgendermaßen kommentiert: «Schulhaus mit Dach un Wänden aus Asbest» (die mindestens 85% Zement, aus denen Eternit zu sätzlich besteht, unterschlägt man einfach).

Solche Informationsblätter lösten bei den Eternitproduzenten in de Regel stereotype Abwehr aus; besonders die ältere Generation der Mana ger und zum großen Teil auch die Arbeiter der Branche qualifizierten di Informationspraxis des IMB als böswillige Verleumdung ab, als das Wer von Brunnenvergiftern und Kommunisten. Sie übersahen, daß die geme deten Zahlen zwar zum Teil gewaltig übertrieben und die Fakten oft pol misch verzerrt waren, daß da jedoch ein Problem existierte, das ma lange Zeit verniedlicht und verdrängt hatte.

In späteren Publikationen des Internationalen Gewerkschaftsbunde steigt der ernstzunehmende Informationsgehalt; sie sehen das Minera nicht mehr als isoliertes Problem, sondern befassen sich auch mit ander gefährlichen Arbeitsstoffen. In einem «Aktionsprogramm gegen die Ge fahren von Asbest» werden Jahre vor der Aktion des Schweizerischen Ge werkschaftsbundes ähnliche Maßnahmen betreffend Staubschutz, Abfal bewirtschaftung etc. gefordert (3). Freilich sind auch hier groteske Par nen zu verzeichnen. So fordern die Gewerkschafter, daß kein Arbeite

einer Konzentration von über 100 000 Fasern pro Kubikzentimeter (!) ausgesetzt werden dürfe. Ein Wert, der wohl schon nach Stunden tödlich wäre.

Dem IMB steht bezüglich Aggressivität und Polemik der ICEF in nichts nach; ja sein kürzlich zurückgetretener Generalsekretär, Charles Levinson, verstand es – Irving Selikoff ausgenommen – wie kein zweiter, sich auf dem internationalen Parkett als Kritiker der Asbestindustrie zu profilieren. Während Selikoff sich auf eigene Untersuchungen abstützen konnte, fehlte Levinson freilich dieser Background. Er nutzte Asbest in erster Linie, um das kapitalistische System zu attackieren. Im Genfer Hauptquartier der Föderation von Chemie-, Energie- und Fabrikarbeiterverbänden übergibt mir die leitende Mitarbeiterin Annie Rice eine Liste der angeschlossenen Organisationen; ein imposantes Verzeichnis mit Verbänden und Gewerkschaften in 72 Ländern, die sieben Millionen Arbeiter repräsentieren. Unter «Switzerland» sind die Gewerkschaft Textil, Chemie, Papier und die Gewerkschaft Bau und Holz mit je einigen Tausend Mitgliedern aufgelistet (eine Rückfrage bei der GBH ergab, daß man dort nichts von dieser Mitgliedschaft weiß).

Im kiloschweren Protokoll des «World Symposium on Asbestos» von 1982 in Montreal taucht der Name Levinson immer wieder auf. Der linke Systemveränderer attackiert bei jeder sich bietenden Gelegenheit die asbestverarbeitenden Großkonzerne, zu denen die Schmidheiny-Gruppe in vorderster Front gehört. Nicht der Schweizer Eternit-Multi, sondern Johns-Manville dient ihm jedoch als schlimmstes Beispiel für die Gewissenlosigkeit und Profitsucht dieser mächtigen, auf verhältnismäßig wenige Großunternehmen konzentrierten Industrie. Die Protokolle des Kongresses in Montreal illustrieren die Denkweise, die Rhetorik dieses Mannes, der für Max Schmidheiny ein rotes Tuch war und mit dem Stephan sogar einmal zusammentraf und ein «ganz gesittetes Gespräch» führte, wie er sich erinnert.

«Ich weiß, wie die Industrie funktioniert», verkündete Levinson vor den 650 Teilnehmern aus 48 Ländern der Konferenz in Montreal, «ich verstehe ihre Ziele. Es ist eine profitorientierte Institution, und nichts anderes kann das profitorientierte Handeln ersetzen. Nicht die auf der Wissenschaft basierende Objektivität, welche auf der Forschung gründet, bestimmt die Investitionen; Investitionen werden einzig und allein von den Finanz-Boys an der Spitze der Konzerne entschieden. Wissenschaftliche Kenntnisse und Objektivität wird den Zielen dieser Konzerne völlig un-

tergeordnet, und diese Ziele heißen: Profit! (. . .) Die Finanz-Boys und die Industrie-Boys zermartern ihre Hirne, um den Cash-flow zu vergrößern, darum geben sie jetzt plötzlich vor, den Asbestverbrauch zu verringern und wollen ihre Minen zum besten Zeitpunkt verscherbeln. In der Zwischenzeit verbrauchen sie dennoch Asbest wie eh und je. Wenn das so weiter geht, dann werden sie es mit unserer Opposition zu tun bekommen; wir werden sie von diesem falschen Weg abbringen!» Levinson fordert zu einer paritätischen Zusammenarbeit zwischen Gewerkschaften und der Industrie auf mit dem Ziel, den weltweiten Asbestverbrauch so rasch wie möglich auf Null zu senken. Geschickt nutzt er alle Register, um seine Botschaft an den Mann zu bringen: «Wenn ich solche Ausdrücke wie ‹Kosten-Effektivität› höre, dann zucke ich zusammen, wenn ich Begriffe wie ‹sozial akzeptierte Standards› vernehme, dann schaudere ich, wenn ich von Risikovergleichen zwischen den verschiedenen Asbest-Typen höre, dann werde ich gallig! Und wenn man mir sagt, daß man Gesundheitsrücksichten und Belange der sozialen Sicherheit auf den Standard des jeweiligen Landes abstimmen müsse, daß also in Industrie- und Entwicklungsländern mit zwei verschiedenen Ellen gemessen wird, dann raste ich aus (4)!» Auf dem Montrealer Kongreß geriet Levinson nicht nur in den Clinch mit Wissenschaftern und Vertretern der Industrie, sondern erregte auch den Widerspruch der wenigen anwesenden Arbeiter, die ihn fragten, ob er wirklich ihre Interessen vertrete. Levinson darauf: «Ich denke ja, sehr sogar. Es waren meist die Initiativen der Gewerkschaften, die zu schärferen Regelungen führten; so geschah es zum Beispiel in Schweden und Holland. Dies wurde erreicht durch direkte Beteiligung der Arbeiter in den Fabriken.»

In Nordeuropa spielten die Gewerkschaften im Szenario des Wandels tatsächlich einen wichtigen Part. Anderswo, zum Beispiel in der Schweiz und in Deutschland, beteiligten sie sich spät an der Diskussion und machten das Asbestproblem erst zu ihrem Anliegen, als staatliche Stellen bereits Restriktionen ausgesprochen hatten. Dann aber äußerten sie oft Maximalforderungen, die zwar eindrucksvoll tönen, jedoch innerhalb der kurzen geforderten Limiten kaum erfüllbar sind.

Offensichtlich ist die Kluft, die sich zwischen den Äußerungen der Gewerkschaftsbosse à la Levinson und den Ansichten der Arbeiter an der Front auftut. Den Maximalforderungen vom grünen Tisch steht, ob man sich nun in Niederurnen, Berlin-Rudow oder Asbestos umhört, der Pragmatismus derer, die mit Asbest zu tun haben, entgegen. Ihnen geht es um ihre Jobs; das Gesundheitsproblem scheint ihnen gelöst. Daß dieses Pro-

blem der Lösung näher gebracht wurde, ist freilich zum Teil auf die weit übers Ziel hinaus schießenden Horror-Visionen von mediengerechten Protagonisten wie Levinson zurückzuführen.

b) Asbest und Politik

Zum Beispiel die Sozialistische Arbeiterpartei

«Der Herr Schmidheiny hat eine Riesenmacht, die wahrscheinlich größer ist als die früherer Feudalherren.»

Robert Lochhead, Mitglied der Sozialistischen Arbeiterpartei und Herausgeber des Buches «Asbest und Profit»

An der Josefstraße im Zürcher «Kreis Cheib», dem Arbeiterquartier hinter dem Hauptbahnhof, steht ein Gebäude mit abblätternder Fassade, wahrscheinlich eine alte Fabrik. Der Viadukt der SBB-Linie nach Winterthur bildet die Kulisse; dahinter bläst der Kamin der städtischen Kehrichtverbrennungs-Anlage die gasförmigen Reste der Zürcher Wohlstandsgesellschaft in die Luft. In dieser Gegend, die mehr an die Bronx als an ein helvetisches Stadtquartier erinnert, wohnen der günstigen Mietzinse wegen vorwiegend italienische, spanische und jugoslawische Gastarbeiter. Das renovationsbedürftige Haus ist das Hauptquartier der Sozialistischen Arbeiterpartei (SAP) der Schweiz und der Sitz des Veritas-Verlages, der eng mit der Partei zusammenarbeitet. Riesige Baugespanne umstellen das Gebäude, dessen Tage offensichtlich gezählt sind; eine anonyme Aktiengesellschaft, vielleicht ein internationaler Multi, wird hier wohl sein Bürogebäude hinklotzen, der Sozialistischen Arbeiterpartei den Garaus machen und die Mieten im Quartier in die Höhe treiben.

Heute bin ich mit Robert Lochhead verabredet, dem Herausgeber des Buches «Eternit: Asbest und Profit – Ein Konzern verseucht die Umwelt», das 1983 erschienen ist. Mit dem Konzern ist die Schweizer Eternitgruppe gemeint. Aufgrund des aus der Optik der äußersten Linken verfaßten Buches habe ich mir den Herausgeber und Mitautor anders vorgestellt. In meiner Phantasie stand da ein Mann mit wilden, verkniffenen Augen vor mir, sicher mit einem Arafat-Tuch um den Hals und auf keinen Fall in Blue Jeans, dem Allerwelts-Kleidungsstück aus dem kapitalistischsten aller Länder. Lochhead erwies sich, optisch, als das genaue Gegenteil dessen, was ich mir vorgestellt hatte: ein großgewachsener, freundlicher, etwas linkisch wirkender, bleicher Mann in Jeans. Sein hei-

meliger Berner Dialekt ist leicht durch seine französische Muttersprache eingefärbt. Lochheads Buch hat auf Stephan Schmidheiny als Tiefschlag gewirkt; denn Lochhead und seine (anonym gebliebenen) Mitautoren haben die Schweizer Eternit-Gruppe als profitgierige, weltumspannende, den Asbesttod bringende Krake gezeichnet und Stephan als Heuchler deklariert, der sogar die Stirne habe, von Ethik und Moral zu reden (5). STS ist in unsern Gesprächen nur kurz auf das Opus eingegangen, das «den Asbestopfern gewidmet» ist. Dennoch war sofort klar, daß ihn das Buch aus dem Veritas-Verlag nicht gleichgültig ließ. Was ihn alarmierte, war die «Guerilla-Taktik», wie er es ausdrückt, mit der die Verfasser gegen ihn vorgingen. Vater Max hat mit der Lektüre begonnen, das Buch dann aber zugeklappt. «Da ist alles so komplett verzeichnet, das langweilt mich, interessiert mich nicht», meint er wegwerfend anläßlich unseres Gesprächs im Schloß Heerbrugg. Ob er mit Stephan Schmidheiny gesprochen habe, um dessen Argumente zu hören, bevor er das Buch verfaßt habe, frage ich Lochhead. Die Frage überrascht ihn: «Nein ... daran haben wir überhaupt nicht gedacht. Das hätte wohl auch nicht viel gebracht, wir wissen genug aus den schriftlichen Unterlagen. Und mehr hätte er uns sicher nicht gesagt.»

Die Sozialistische Arbeiterpartei ist 1969, nach der Invasion der Tschechoslowakei durch die Russen und im Gefolge der Unruhen von 1968, gegründet worden. Damals hieß sie Revolutionäre Marxistische Liga. Die am linken Ende des linken politischen Flügels stehende Partei splitterte damals von der kommunistischen Partei der Arbeit (PdA) ab, weil sich diese, nach der Meinung der Dissidenten, zuwenig klar von den sowjetischen Invasoren in der Tschechoslowakei distanziert hatte. Der Hauptharst der Mitglieder rekrutierte sich, so Lochhead, zuerst aus Studenten der 68er Bewegung, inzwischen zählt die Partei, wie mein Gesprächspartner sagt, auch viele «Lohnabhängige» unter ihren Mitgliedern. Der gesamte Bestand umfaßt «ein paar hundert Genossinnen und Genossen». Man kann Lochhead beistimmen, wenn er sagt, daß es nicht auf die Größe, sondern auf die Aktionen und die Durchschlagskraft einer Partei ankomme. Die SAP hat es immer wieder verstanden, sich Gehör zu verschaffen, vor allem darum, weil sie Asbest zu einem ihrer Hauptthemen machte. «Bilderbuchartig ist hier eine mächtige Industriellenfamilie mit einem gravierenden Umweltprobelm verknüpft», erklärt er, «die Eternit Schweiz ist ein Beispiel der kapitalistischen Realität. Und das wollten wir aufzeigen.» Robert Lochhead ist in Nyon Sekundarlehrer der naturwissenschaftlichen Richtung. Daß er sein Salär aus den Steuergeldern ei-

ner kapitalistischen Gesellschaft bezieht, nimmt er in Kauf, auch wenn er sich mit aller Kraft dafür einsetzt, «daß dieses System überwunden wird». Die Schulbehörden wissen von seinem Engagement in der Sozialistischen Arbeiterpartei, was jedoch nie ein Problem gewesen sei, weil man in der Romandie in solchen Belangen offener und toleranter sei als in der Deutschschweiz. Seit 1973 ist er in seiner Partei verantwortlich für den Umweltschutz. Die SAP hat vor einem Dutzend Jahren als erste politische Gruppierung das Fluor-Problem im Wallis aufgegriffen und engagiert sich erbittert in der Anti-Atomkraft-Bewegung; Asbest avancierte erst spät zu einem ihrer Kardinal-Themen. Lochhead legt ein dickes Dossier mit Briefkopien auf den Tisch: Die SAP hat 1984 an Kantonsregierungen, Baugenossenschaften und Privatunternehmen Briefe geschickt, in denen sie mit Spritzasbest isolierte Gebäude auflistet. Alles in allem Hunderte von Bauten, vom Schulhaus bis zum Shopping-Center der Migros. Es gelang der SAP durch Pressekonferenzen und andere Aktionen, das Spritzasbest-Thema ins Bewußtsein der Schweizer Öffentlichkeit zu hämmern und die Behörden und Firmen zu Sanierungsmaßnahmen zu zwingen. Inzwischen hat auch das Bundesamt für Umweltschutz mit Direktiven reagiert; es begann die einschlägige Arbeit nach der Hallen-Affäre in der BRD. Als wichtiges Sensibilisierungsmittel bei ihrer Antiasbest-Kampagne dient der SAP der von der Industrie gefürchtete, in England gedrehte «Alice-Film», welcher das brutale Sterben einer jüngeren Frau mit Asbestkrebes schildert. Wo dieser Dokumentar-Film gezeigt wird, gerät die asbestverarbeitende Industrie unweigerlich ins Kreuzfeuer, hagelt es Anfragen verängstigter Bürger, häufen sich parlamentarische Interventionen.

Wer sich mit dem Thema Asbest beschäftigt, kommt am Unternehmen Eternit und dessen Besitzern natürlich nicht vorbei. Für Lochhead und seine Genossen ist die «riesige Macht in den Händen der Familie Schmidheiny» ebenso skandalös wie die Handhabung des Asbests in der Industrie. Die Eternit habe, so der Herausgeber des Buches «Asbest und Profit», dank der «überwältigenden Macht der Familie Schmidheiny» andere, unbedenkliche Produkte auf die Seite gedrängt und sich ein Marktmonopol gesichert. Den Kunden, den Architekten, Dachdeckern und auch den Bauherren traut Lochhead nur ein beschränktes Urteilsvermögen zu: «Ihre Kenntnis der Materialien ist limitiert. Mit den Zeitschriften, den detaillierten Konstruktionsansweiungen, den Gratiskursen usw. indoktriniert die Eternit die Abnehmer. Das Unternehmen wird gemäß der kapitalistischen Philosophie geschickt geführt; auf der Strecke bleibt jedoch das Interesse der Allgemeinheit!»

Unser Gespräch findet in einem karg eingerichteten Büro statt, dessen einziger Schmuck ein Porträt von Lenin und ein Poster mit Che Guevara sind. Systemveränderung ist, gemäß den Parteizielen, das eigentliche Anliegen der SAP. Dem Kampf gegen Asbest hat man nicht zuletzt darum oberste Priortität eingeräumt, weil sich gemäß der Optik der Sozialistischen Arbeiterpartei «in der St. Galler Kapitalistenfamilie und ihrem die Umwelt verseuchenden, internationalen Konzern die Fratze des Kapitalismus lupenrein zeigt». Die Genossen entwerfen eine Karikatur der Industriellen-Familie und verkennen die geistige und unternehmerische Haltung Stephan Schmidheinys. Dennoch sind einige Körner Wahrheit in ihren Ausführungen. Die Asbest-Szene der westlichen Welt wird von einer Handvoll Großunternehmen bestimmt, unter denen während Jahrzehnten die Schweizer Eternit-Gruppe figurierte (mit dem Ersatz der Faser scheidet sie aus dem Club aus). Diese Konzentration in einem lange Zeit profitablen Industriezweig bedeutet nicht nur für die SAP ein rotes Tuch. Private wirtschaftliche Machtballung ist der extrem linken politischen Splittergruppe, welche die «Vergesellschaftung des Volksvermögens» anvisiert, ein Greuel. Lochhead: «Wir rühmen uns doch in der Schweiz unserer direkten Demokratie. Warum lassen wir es zu, daß sich eine derart gewaltige Wirtschaftsmacht in einer einzigen Familie konzentriert? Warum ist unsere direkte Demokratie auf die Politik beschränkt und läßt dem Volk keine Möglichkeit, solche riesige wirtschaftliche Machtballungen zu kontrollieren?» Eine durchaus bedenkenswerte Frage! Im Falle des Asbestersatzes im Eternit machte jedoch gerade die Vereinigung der Entscheidungsgewalt in *einer* Hand den Wandel möglich. Ein verantwortungsvoller Großindustrieller kann untenehmenspolitische Entscheide naturgemäß in einem viel größeren Bereich durchsetzen, kommt dazu, daß Kursänderungen bedeutender Unternehmen auf die Umwelt größere Auswirkung haben, daß sie einen zukunftsgerechter Trend verstärken oder ihm zum Durchbruch verhelfen können. Weil Kapitalismus für die linken Genossen a prori das falsche System ist, das nu wenigen wirklich nützt, werten die Anhänger der Linkspartei Stephai Schmidheinys Entscheid als nichts Bemerkenswertes: Der Markt hab den Verzicht erzwungen, und im übrigen komme die Kehrtwendung un mindestens eine Generation zu spät.

Einen wunden Punkt berührt Lochhead mit den Röhren: «Wenn e doch zugibt, daß Asbest ein Gesundheitsproblem darstellt, warum zieht e die Substitution nicht konsequent auch bei den Röhren durch? Selb wenn Asbestfasern im Trinkwasser unbedenklich sein sollten, was w

nicht glauben, dann werden Arbeiter bei der Produktion, beim Verlegen und später beim möglichen Beseitigen der Röhren weiterhin Asbest ausgesetzt sein.» Mein Gesprächspartner legt ein Dossier mit technischen Unterlagen auf den Tisch, in welchem auf dem Markt angebotene Röhren ohne Asbest aufgelistet sind: Guß- , Stahl-, und Sandsteinrohre, dann Betonröhren mit und ohne Eisenarmierung. Glaszement und mit Glasfibern armiertes Harz figurieren unter anderem ebenfalls auf der Liste. Glasfasern sind freilich auch ins Gerede geraten, weil sie in der Lunge Schaden anrichten können. Selbst für die sehr großen Druckrohre, die mit Asbestzement konkurrenzlos günstig und dauerhaft produziert werden können, gibt es qualitativ vergleichbaren Ersatz: sogenannte schleudergesponnene Rohre mit einem Armierungsnetz aus Stahl. Wollten die Asbestzementproduzenten jedoch solche Rohre herstellen, dann müßten sie ihre teuren, oft erst wenige Jahre alten Rohrmaschinen ausrangieren. Für die Genossen der Sozialistischen Arbeiterpartei ist das Ausnehmen der Röhren nur ein weiterer Beweis für die Funktionsweise des kapitalistischen Systems.

Daß im Ostblock, wo die Produktionsmittel verstaatlicht sind, Asbest hemmungslos und ohne die im Westen heute gültigen Sicherheitsnormen verbraucht wird, wissen die Schweizer Genossen wohl. Das gegenwärtig praktizierte System im Ostblock ist ihnen denn auch kein Vorbild und offenbar für die Vordenker der Sozialistischen Arbeiterpartei fast so revisionsbedürftig wie der verhaßte Kapitalismus. Wie man sich den neuen Sozialismus vorstellt, kann Lochhead mir allerdings auch nicht konkret beschreiben. Eines ist jedoch sicher: In der Vision des Sekundarlehrers aus Nyon hätten Industriellenfamilien vom Kaliber der Schmidheiny keinen Platz, sie würden umgehend enteignet.

Die Systemkritiker der SAP kämpfen mit teilweise einleuchtenden Argumenten gegen das «Großkapital»; warum aber sind sie nicht bereit, Fortschritte und Innovationen zu würdigen? Ihre Argumentation ist oft einfach Polemik und spult in den immer gleichen Rillen ab, zudem würde ein etwas verantwortungsvollerer Umgang mit der Wahrheit die Glaubwürdigkeit dieser extrem linken Partei erhöhen. Dazu ein paar Beispiele: Oft werfen sie, wohl wider besseres Wissen, Spritzasbest und Asbestzement in einen Topf. Warum liest man im Info-Bulletin der Sozialistischen Arbeiterpartei vom 31. Januar 1985 im Zusammenhang mit dem Spritzasbest im Zürcher Fernsehstudio von gefährdeten Eternit-Arbeitern? Mit Spritzasbest hatte die Eternit nie etwas zu schaffen. Warum behauptet die SAP im gleichen Bulletin, für den Schmidheiny-Konzern beginne der Profit bereits bei der rentablen Ausbeutung der Minen in Südafrika? Beides

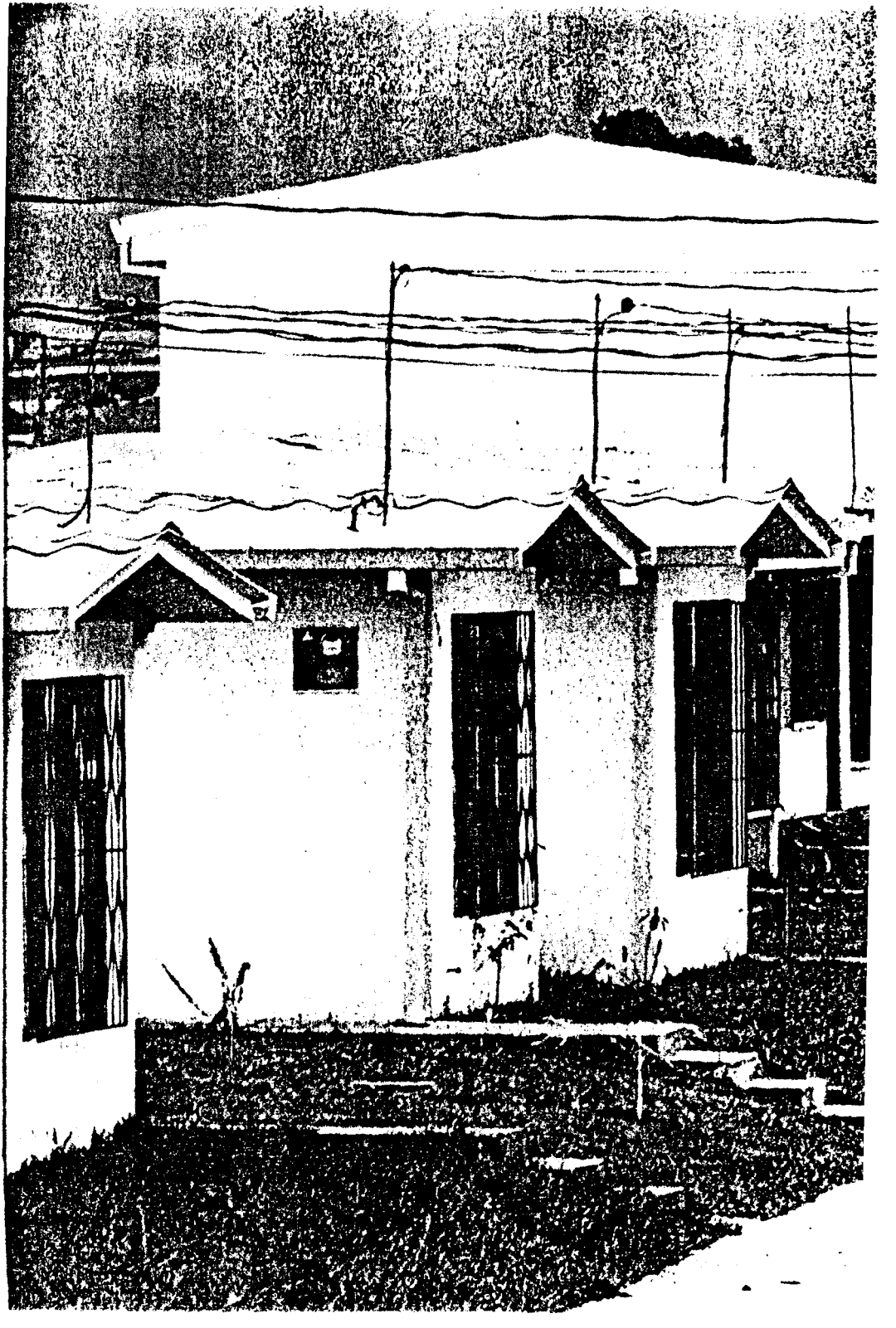
stimmt nicht: die Asbest-Minen in Südafrika sind nicht mehr rentabel, und Schmidheiny hat sich bekanntlich seit mehreren Jahren von seinen Minenbeteiligungen getrennt. Wer der Gegenseite permanent Vernebelung der Tatsachen vorwirft, sollte an sich selbst höhere Maßstäbe stellen.

Asbest ist ein Politikum, denn das Mineral eignet sich hervorragend zur Profilierung politischer Interessen. Mit einer Kampagne gegen das Rauchen beispielsweise könnte die Sozialistische Arbeiterpartei, könnten all jene, die sich für die Opfer des Asbests einsetzen, viel mehr Leben retten; nur brächte ihr das mit Bestimmtheit nicht so viel Publizität (und vermutlich interne Auseinandersetzungen mit kettenrauchenden Genossen). Parteien, Gewerkschaften und Verbände müssen Prioritäten setzen; Asbest, dessen krebserregendes Potential erwiesen ist, hat sich für Aktionen längst als ein griffiges Material erwiesen. Das Beispiel der SAP, in der, wie Lochhead bedauert, keine Eternit-Arbeiter Mitglied sind, ist eines von vielen. Wenn die südafrikanische Black Allied Mining and Construction Workers Union Asbest ins Visier nimmt, so attackiert sie damit das Apartheid-System, nimmt die Faser als Symbol des Verhaltens der Weißen. Der damalige deutsche Innenminister Baum soll sich telegen für ein Verbot von Asbest stark gemacht haben – so ein hartnäckig immer wieder auftauchendes Argument –, um seine ums Überleben kämpfende FDP zu profilieren und seinen grünen Wähleranteil zu befriedigen. Wer etwas gegen Asbest unternimmt, tut etwas für die Volksgesundheit, ohne allzuvielen auf die Füße zu treten. Der riesige Wirbel hat Baum, wenn dies sein Hauptmotiv gewesen sein sollte, jedenfalls recht gegeben.

Das Engagement gegen Asbest allein mit politischem Opportunismus zu erklären, wäre wohl in manchen Fällen eine Unterstellung; auffallend viele Gruppierungen nutzen jedoch den verfemten Stoff als Vehikel; denn mit Aktionen gegen Asbest kann man sich Mitte der achtziger Jahre die Finger nicht mehr verbrennen. Es scheint jedoch, daß die «Asbestwaffe» in den westlichen Industriestaaten stumpfer zu werden droht. Strengere Vorschriften und zunehmende Substitution sind Ursachen dafür; die Lawine der Arbeitsstoff- und Umweltprobleme, die uns seit einigen Jahren überrollt, nimmt dem Asbest seinen singulären Charakter, macht die Faser zu einem Umweltverschmutzer unter vielen. In der Bundesrepublik zum Beispiel hat der Asbest die Spitzenposition, welche er während der Hallen-Affäre monatelang hielt, längst an das Thema «Waldsterben» verloren. Emotional geladene Debatten über Tempolimiten und Katalysatoren haben die Panik um Spritzasbest vom ersten Platz der Umwelt-Themen verdrängt.

Wie jedes bedeutende Thema hat auch die Asbest-Problematik viele Trittbrettfahrer und Schmarotzer angezogen, die sich einen Happen Publicity, ein bißchen mehr Profil oder den Gewinn einiger Felder auf dem politischen Schachbrett davon versprachen. Die Zeit sondert auch hier die Spreu vom Weizen: Trittbrettfahrer dieser Art verlassen den Zug, wenn er sich aus dem Fokus der Medien und damit des öffentlichen Interesses entfernt.

Diese Siedlung in San José für Costaricaner des Mittelstands ist zur Hauptsache aus asbest- ▷



19. Der Laie und die Wissenschaft

a) Zum Beispiel der Asbest-Kongreß in Montreal

«Ich war länger in direktem oder indirektem Kontakt mit Asbest als alle Anwesenden hier zusammen», ruft der Asbest-Mineur Jean-Luc Savoi, seit dreißig Jahre bei der kanadischen Bell-Asbestmine tätig, unmutig in den Plenarsaal des Montrealer Kongreßzentrums, wo Hunderte von Koryphäen das Thema Asbest diskutieren, «ich bin überzeugt, daß einige der Tatsachen, von denen hier ständig geredet wird, auf Daten aus den dreißiger Jahren basieren. Hört auf, euch ständig auf Vergangenes zu berufen! Ich selber habe keine wissenschaftlichen Daten anzubieten; aber ich frage die Teilnehmer dieses Panel-Gesprächs: ‹Sind alle Daten, Kurven und Jahre kontrolliert worden, bevor man sie hier öffentlich verkündet?›» Jeder außenstehende Leser des Protokolls des «World Symposium on Asbestos» (1) kann den Ausbruch des Mineurs verstehen, ein Protokoll mit 542 Seiten Daten, Fakten, Mutmaßungen, Unterstellungen, Meinungen, Tabellen und Zahlenkolonnen. Außer in der Tatsache, daß Asbest Krebs und Asbestose verursachen kann, gibt es kaum einen Konsens. Ich habe das Protokoll durchgearbeitet und war manchmal drauf und dran, den Folianten in eine Ecke zu schmeißen; so widersprüchlich sind die Aussagen und so schwer verständlich für den fachlichen Laien. Wohl bei jedem wissenschaftlich anspruchsvollen und zudem kontroversen Thema entsteht ein Graben zwischen den Fachleuten und dem Rest der Welt. Mir scheint jedoch, daß Asbest bezüglich der Dimension dieses Grabens ebenfalls ein Modellfall ist. Wie soll sich der Laie (und der verantwortliche Industrielle!) unter diesen Umständen eine Meinung bilden?

Nachfolgend ein Dialog unter Wissenschaftern, zitiert im Protokoll des Montrealer Kongresses, ein besonders typisches Beispiel, das jedoch für viele Kontroversen ähnlicher Art steht: «Ich bin Dr. McDonald von der McGill-Universität. Zuerst ein kurzer Kommentar zu Dr. Andersons interessantem Papier. Ich möchte unterstreichen, daß das sehr ernste Mesotheliom-Risiko, das man bei den Arbeitern und in ihren Familien beobachtet, vom Amosit-Asbest kommt. (...) Dies beweist auch, was von Jack Siemiatycki diskutiert wurde, daß Mesotheliome in den Minenstädten

Quebecs eine große Rarität sind. Es ist nötig, das zu unterstreichen, weil einige Länder immer noch nicht anerkennen, daß es (je nach Fasertyp) irgendwelche Unterschiede im Mesotheliom-Risiko gibt. Nun eine Frage an Dr. Enterline. Er erwähnt, daß seine Annahmen auf der Kontroll-Studie basieren. Soviel ich weiß, haben nur wir eine Kontroll-Studie gemacht. Dr. Enterline sagt, daß man die Mesotheliom-Fälle in den USA zu einem Drittel auf Auswirkungen am Arbeitsplatz, zu einem Drittel nicht von der beruflichen Tätigkeit herrührend und zum letzten Drittel auf unbekannte Ursachen zurückführen müsse. Ich wundere mich, woher er das hat. Unsere publizierten Schätzungen liegen bei 50 bis 70% arbeitsplatzbedingt; wir weisen zudem darauf hin, daß es keine überzeugenden Hinweise gibt, daß Mesotheliome ohne (direkte oder indirekte) Verbindungen zum Arbeitsplatz vorkommen.»

Der angesprochene Dr. Enterline antwortet: «Ich habe das aus Ihrer Krebs-Studie. Dazu gibt es eine interessante Geschichte. Ich habe das berechnet und bekam dann einen Brief von Dr. Alison McDonald, die sagte, meine Berechnungen seien falsch. Wir müssen das nachher zusammen besprechen. Ich habe Ihr Papier jedenfalls so verstanden, und ich kann Ihnen den Tisch zeigen, wo ich das gelesen habe. Ich gebe zu, es ist offensichtlich Ihre Studie, und Sie wissen, was Sie geschrieben haben.» Das Fazit zieht Konferenzleiter Hickmann: «Das beste ist wohl, wenn ihr zwei euere Unterlagen nach der Versammlung vergleicht (2).»

Ob 33 oder 70 Prozent der Mesotheliome auf berufliche Exposition zurückzuführen sind, ist ein gewaltiger Unterschied, der nicht zuletzt die asbestverarbeitende Industrie brennend interessiert. Ob es Hinweise gibt, daß man den schrecklichen Krebs auch ohne Bezug zur Arbeitswelt bekommen kann, ist ebenfalls fundamental wichtig. Hieb- und stichfeste Antworten stehen noch aus.

Wenn Wissenschafter derart mit Zahlen und Daten jonglieren und ihre hypothetischen Extrapolationen auch noch publizieren, versteht man etwas besser, daß jeweilige Interessenvertreter die ihren Zielen am besten dienenden Publikationen zitieren. Alle diese Publikationen schmücken sich ja mit dem Prädikat «wissenschaftlich».

b) Den Faserzählern über die Schulter geblickt

Klaus Lobig sitzt vor dem Bildschirm eines Transmissions-Elektronenmikroskops mit Rasterzusatz (Wert 550 000 Franken) und zählt As-

bestfasern. Sein Arbeitsplatz steht im Laboratorium des Gesundheitsbundesamtes in Berlin; die Szene könnte sich jedoch genau so bei der Eidgenössischen Materialprüfungs-Anstalt (EMPA) in Dübendorf oder im Forschungslabor der Eternit in Niederurnen abspielen. Klaus Lobig sucht Fasern in einer Luftprobe, die aus einem Raum stammt, wo Asbest-Isolationen verwendet wurden. Lobig rückt das Präparat zurecht; auf dem Bildschirm saust ein Faserwirrwarr vorüber, das an Schwemmholz erinnert. «Was Sie hier auf den ersten Blick sehen, sind vorwiegend Glas- und Metallpartikel, jedoch keine Asbestfasern. Diese sind viel kleiner», klärt mich Lobig auf und fahndet auf dem Schirm, der die Realität 10 000mal vergrößert, nach einer lungengängigen Asbestfaser, welche mehr als fünf tausendstel Millimeter Länge, jedoch weniger als drei tausendstel Millimeter Breite aufweist. Kein leichtes Unterfangen! Es dauert zwei Minuten, bis der Fachmann in dieser von Verunreinigungen aller Art durchsetzten Luftprobe eine der gesuchten Fasern aufspürt: eine unscheinbare Nadel, welche ein ungeübtes Auge selbst bei dieser Vergrößerung nicht finden würde.

Fasermessungen mit dem Transmissions-Mikroskop sind außerordentlich aufwendig; sie werden vor allem angewendet, um Asbest-Konzentrationen in der Umwelt oder in Räumen, wo man hohe Faserkonzentrationen vermutet, zu eruieren. Dr. Eckart Meyer ist leitender Beamter auf dem Gesundheitsbundesamt und Verfasser der Studie, welche die Belastung der Allgemeinbevölkerung durch Asbest als minim einstuft. Er erläutert die Schritte, die nötig sind, bevor man mit dem Zählen unter dem Elektronenmikroskop überhaupt erst beginnen kann: Zuerst werden die Feststoffe in der Luft mittels eines Membranfilters gesammelt, dann verbrennen Spezialisten die Probe, um organische Anteile zu eliminieren. Anschließend erfolgt eine nochmalige Filtration mit einem Spezialfilter; die für das Mikroskop speziell zugerichtete Probe bedeckt in der Regel eine Fläche von 400 mm^2, ist also etwa so groß wie ein Daumennagel. Für das Elektronenmikroskop eine riesige Ausdehnung, die man in Hunderttausende von Feldern aufteilt, um sie überhaupt untersuchen zu können! Klaus Lobig fahndet für eine Probe in 4000 Feldern, die zusammen 0,4 mm^2 oder ein Promille der ganzen Fläche umfassen, das Absuchen bedeutet vier Tage konzentrierter Arbeit! Die Kosten für eine Messung betragen umgerechnet 1700 Franken. So ingeniös die Geräte sind, bis heute müssen die Asbestfasern noch von Menschen gezählt werden. Obwohl sich die Meßtechnik seit den Zeiten des Lichtmikroskops fundamental verbessert hat, ist sie auch heute noch nicht perfekt. Eine Teil- oder Vollautomatisie-

rung, welche die Zählarbeit durch Menschen überflüssig macht, ist das nächste Etappenziel.

Eine Konzentration von einer Faser pro Kubikzentimeter (oder einer Million pro Kubikmeter) erscheint als hoch. Nur ein Bild kann jedoch die wirklichen Proportionen verständlich machen: Wäre eine gesundheitsgefährdende Asbestfaser bei dieser Konzentration so groß wie eine Stecknadel, so würde die umgebende Luft das Volumen eines Würfels von hundert Meter Seitenlänge ausmachen. Dr. Meyer: «Es ist so, als ob wir im Berliner Kongreßzentrum eine Stecknadel suchen müßten.» Diese Proportionen geben den heute gültigen MAK-Wert wieder; geht es jedoch um Luftproben aus der Umwelt, dann sind Asbestfasern um Größenordnungen seltener.

Die Kontroverse, ob Asbest (und damit auch Asbestzement) für die Allgemeinbevölkerung schädlich sei, basiert zu einem guten Teil auf den Faserzählungen, wie sie Klaus Lobig und seine Kollegen in allen Industriestaaten vornehmen. Die Erfindung des Raster-Elektronenmikroskops gelang vor rund dreißig Jahren in den USA; seit den sechziger Jahren werden die Geräte zunehmend auch in Europa eingesetzt. Mit einem Schlag entstand damit ein neues «Faser-Weltbild», welches zu Zeiten des Lichtmikroskopes unvorstellbar war. Lichtmikroskope schaffen 400- bis 600fache Vergrößerungen und erfassen vor allem die großdimensionierten Asbestfasern, welche nach heutigen, weithin anerkannten Erkenntnissen unschädlich sind.

Als man in den fünfziger Jahren mit Messungen faseriger Partikel begann, da eruierte man das Gewicht der Fasern pro Kubikzentimeter, während der entscheidende Faktor der Größe gänzlich außer acht gelassen wurde. Die Entwicklung im Bereich der Mikroskopie und der Meßtechnik hat es möglich gemacht, die Geometrie und die Länge der Fasern in die Forschungen einzubeziehen. Sie ist auch der Schrittmacher für die stetig nach unten revidierten MAK-Werte.

20. Internationale Regelungen

a) Internationale Arbeitsorganisation (ILO): Kontrolle statt Verbot

«Der Weltfriede kann auf die Dauer nur auf sozialer Gerechtigkeit aufgebaut werden.

Nun bestehen aber Arbeitsbedingungen, die für eine große Anzahl von Menschen mit soviel Ungerechtigkeit, Elend und Entbehrungen verbunden sind, daß eine Unzufriedenheit entsteht, die den Weltfrieden und die Welteintracht gefährdet. Eine Verbesserung dieser Bedingungen ist dringend erforderlich, z. B. durch die Regelung der Arbeitszeit, einschließlich der Festsetzung der Höchstdauer des Arbeitstages und der Arbeitswoche, Regelung des Arbeitsmarktes, Verhütung der Arbeitslosigkeit, Gewährung eines zur Bestreitung des Lebensunterhaltes angemessenen Lohnes, Schutz der Arbeitnehmer gegen allgemeine und Berufskrankheiten sowie gegen Arbeitsunfälle, Schutz der Kinder, Jugendlichen und Frauen, Vorsorge für Alter und Invalidität, Schutz der Interessen, der im Ausland beschäftigten Arbeitnehmer, Anerkennung des Grundsatzes ‹gleicher Lohn für gleiche Arbeit›, Anerkennung des Grundsatzes der Vereinigungsfreiheit, Regelung des beruflichen und technischen Unterrichtes und ähnliche Maßnahmen.»

Verfassung der Internationalen Arbeitsorganisation, Präambel (I)

Die ILO ist in der Aufbruchsstimmung nach dem Ersten Weltkrieg zusammen mit dem Völkerbund im Jahre 1919 gegründet und diesem ursprünglich als autonomes Gebilde angegliedert worden. Geboren aus der technischen Revolution und den politischen und sozialen Umwälzungen jener Zeit, spiegelte die Internationale Arbeitsorganisation die Wünsche und Hoffnungen der arbeitenden Massen. 150 Länder sind heute der ILO angeschlossen; die alphabetische Liste der Mitglieder beginnt mit Afghanistan und endet mit Zypern. Dazwischen werden Staaten wie Birma, Schweden und Saudiarabien aufgelistet sowie natürlich die USA und die UdSSR. Das ILO-Hauptquartier, das Internationale Arbeitsamt, ist in Genf domiziliert; das «Welt-Arbeitsministerium». Man geht die Liste der Länder durch, vergleicht die Anliegen in der Präambel und realisiert, wel-

cher Utopie der Gedanke entsprang, alle diese Nationen in einer Organisation für die Belange der Arbeit zu vereinigen!

Auf allen Stufen ist die ILO dreigeteilt: Delegierte der Regierungen, der Arbeitgeber und der Arbeitnehmer beraten in der Welt-Organisation, die auf englisch International Labour Organisation (ILO) heißt. Diese Dreiteiligkeit war eine geniale Idee, welche der Organisation Glaubwürdigkeit, Prestige und Autorität verschaffte.

Von den gewaltigen Problemkreisen, welche die globale Arbeitswelt belasten, greift die ILO jeweils einzelne heraus, läßt sie zuerst von Experten analysieren und berät sie dann in den paritätisch dreigeteilten Ausschüssen, welche Vorschläge zuhanden der Vollversammlung, des «Welt-Arbeitsparlamentes», machen. Das Resultat dieser meist mehrere Jahre dauernden Prozeduren (manchmal dauert es über ein Jahrzehnt) sind Verträge oder Empfehlungen, welche die Vollversammlung zuhanden der Mitgliedstaaten beschließt. In jedem einzelnen der 150 Mitgliedländer müssen Regierung oder Parlament die Verträge ratifizieren. Je mehr Nationen sich einem Abkommen anschließen, desto größere Durchschlagskraft erlangt es. Ein langer, mühseliger Prozeß! Bis heute hat die ILO-Konferenz, das Parlament der Weltorganisation, fast 170 derartige Abkommen verabschiedet. Es begann 1919 mit Richtlinien über die zeitliche Beschränkung der Kinderarbeit und reichte bis zu Vereinbarungen über den Schutz der Arbeiter vor den Gefahren der Maschinen.

Mit Asbest hat sich die ILO erstmals 1964 kurz befaßt. Seither stand die Mineralfaser immer wieder auf der Traktandenliste. Im Übereinkommen Nummer 139 über Berufskrebs aus dem Jahr 1974 figuriert das Mineral natürlich auf der bereits umfangreichen Liste der Kanzerogene. In der Empfehlung Nummer 147 aus dem gleichen Jahr wird der Ersatz der krebserregenden Stoffe postuliert: «Es sollten Anstrengungen unternommen werden, um krebserzeugende Stoffe (...) durch weniger schädliche Stoffe (...) zu ersetzen (2).» Für die Eternit-Hersteller waren damit ausschließlich die Verbraucher der restlichen zwanzig Prozent des Asbests gemeint; es muß jedoch bezweifelt werden, ob die Asbestzement-Industriellen dieses Postulat überhaupt zur Kenntnis nahmen.

Im Budget 1972/73 figuriert erstmals ein Kredit von 16 800 Dollar für ein besonderes Asbest-Symposium der ILO, das 1973 abgehalten wurde. Dann blieb es bis 1980 sehr ruhig um Asbest. Die ILO bezeichnete in diesem Jahr das Mesotheliom und den asbestbedingten Lungenkrebs als an-

erkannte Berufskrankheiten; ein Beweis dafür, wie langsam die Mühlen der Welt-Arbeitsorganisation mahlen. In den folgenden beiden Jahren befaßten sich Sachverständigen-Gruppen mit dem Thema und erarbeiteten ein Kompendium mit dem Titel «Safety in the Use of Asbestos» (Die sichere Verwendung von Asbest), das 1984 erschienen ist. Auf dem langen und mühsamen Weg durch die Institutionen der ILO, wo die Entwicklungsländer ein gewichtiges Wort mitreden können, sind die Forderungen nach dem Ersatz des Asbests mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Das 116 Seiten starke Buch regelt detailliert alle Anwendungen, beschäftigt sich mit Asbesttextilien ebenso wie mit Bremsen oder dem Abfallproblem. Asbestzement sind lediglich vier Seiten mit drei Dutzend Paragraphen gewidmet. Nur gerade zwölf Zeilen befassen sich mit der Forderung nach Alternativmaterialien!

Eine Zusammenstellung der gesetzlich tolerierten Asbest-Faserkonzentrationen in den einzelnen Ländern ergibt eine verwirrende Vielfalt: In Thailand beispielsweise erlaubt der Staat zehnmal höhere Konzentrationen als in Norwegen; viele Länder, darunter überraschenderweise Südafrika, kennen noch keine vom Staat verordneten Limiten! Wo Grenzwerte vorgeschrieben sind, liegt die staatliche Überwachung der Betriebe oft im argen. Dies gilt vor allem für Entwicklungs- und Schwellenländer; jedoch auch in den Industriestaaten ist die Zahl der staatlichen Kontrollen in der Regel minim. Die gesamte Verantwortung liegt somit meist bei den Unternehmen, oft international tätigen Multis. Wenig überraschend, daß die ILO in ihrem Asbest-Bericht zuhanden der Generalversammlung den multinationalen Unternehmen attestiert, daß bei ihnen die Chancen für Staubschutz-Maßnahmen besser seien als bei rein lokalen Betrieben in Entwicklungsländern (3).

Die meisten Mitgliedländer der ILO haben andere Prioritäten als beispielsweise Charles Levinson, der ehemalige Generalsekretär des ICEF, der vorgab, sieben Millionen Arbeitnehmer, vor allem in den Entwicklungsländern, zu vertreten, und auf der Welt-Asbestbühne immer einen totalen Bann der Faser forderte. Die ILO peilt darum nicht das Utopische an, sondern richtet sich nach dem, was sich praktisch verwirklichen läßt: Staubkontrolle, Warnaufschriften, medizinische Untersuchungen für die Arbeiter usw. Die Internationale Arbeitskonferenz vom Juli 1985 setzte Asbest als Haupttraktandum auf die Tagesordnung. Thema der Session: «Der sichere Umgang mit Asbest». Während mehrerer Tage diskutierten die Abgeordneten das immer noch kontroverse Thema. Das Asbestförderland Zimbabwe postulierte (ohne Erfolg) ILO-Richtlinien

für alle technisch genutzten Fasern, um damit Asbest aus der Schußlinie zu nehmen. Kanada forderte, daß die Internationale Arbeitsorganisation Gutachten über die gesundheitlichen Gefahren der Ersatzstoffe veranlaßt, weil auch diese Fasern nicht ohne Risiken seien. Die nordeuropäischen Staaten halten die Marschrichtung der ILO für falsch; sie wiesen an der Konferenz darauf hin, daß Ersatz möglich sei und daß man heute den Zwang zur Substitution festschreiben müsse. Obwohl die Standpunkte zum Teil weit auseinanderklafften, diskutierten die Abgeordneten sachlich; spürbar wurden die großen wirtschaftlichen Interessen, die mit Asbest verknüpft sind und die von Land zu Land variieren. Fazit der ILO-Konferenz: Die Welt wird auch in Zukunft mit Asbest leben und zu den 100 Millionen Tonnen, welche die Menschheit bis jetzt aus der Erde geholt und genutzt hat, wohl noch einige weitere Millionen Tonnen hinzufügen. Aufgrund der Diskussionen wird 1986 von der ILO ein Übereinkommen (und vielleicht auch eine Empfehlung) erlassen. Beobachter erwarten, daß der Tenor des Übereinkommens der sichere Umgang mit Asbest sein wird. Die ILO wird also aller Voraussicht nach auf wirksame Kontrollen, nicht aber auf ein Verbot hinarbeiten; die Substitution von Asbest wird jedoch als wünschenswert bezeichnet. Möglich ist, daß die Welt-Organisation in einer nicht bindenden Empfehlung ein Verbot von Krokydolith postulieren wird. Das Übereinkommen muß im übrigen den gleichen Weg durchlaufen wie die 170 vorangegangenen Erlasse dieser Art: es muß in jedem einzelnen Mitglied-Staat ratifiziert werden; erst wenn die Mehrheit der Staaten zustimmt, bekommt es wirkliches Gewicht.

Georg Kliesch, Diplom-Ingenieur und seit 1983 Leiter der Abteilung Arbeitsschutz der ILO, reserviert gleich mehrere Stunden für unser Gespräch. Er hat in Bonn bei der Regierung Schmidt einen vergleichbaren Posten bekleidet und kennt sich somit im Asbest-Thema aus. In Bonn setzte er sich vehement für die Substitution des Asbests ein; inzwischen ist er jedoch zum Pragmatiker geworden. Auf Fragen, bei denen andere blitzschnell Antworten bereit haben, gibt er erst nach längerem Nachdenken seine Meinung kund. Obwohl er «das Spiel mit den großen Zahlen nicht gut findet», zitiert er eine ILO-Schätzung, wonach man auf unserm Globus jährlich mit 110 Millionen Arbeitsunfällen und Berufserkrankungen rechnen müsse, 180 000 davon endeten tödlich. «Ich möchte die Gefahren des Asbests auf keinen Fall bagatellisieren», betont er, «aber Asbest spielt bei diesen Zahlen absolut keine dominierende Rolle. Ich will überhaupt nichts herunterspielen, aber ich wehre mich auch dagegen, daß

man eine Sache in den Vordergrund stellt, die im Verhältnis zu andern Risiken nicht so stark betont werden müßte.» Andere glauben zu wissen, wieviele Tote Asbest jährlich weltweit fordert; die ILO-Statistik sagt darüber nichts aus. Kliesch ist ein Gegner solcher Hochrechnungen, die meist erst noch auf Mutmaßungen basierten. Relevanter und wichtiger ist ihm, gefährdete Gruppen von Arbeitern unter die Lupe zu nehmen und dort gezielt für Abhilfe zu sorgen.

Je länger ich Georg Kliesch zuhöre, desto klarer wird mir, daß es im Rahmen der Internationalen Arbeitsorganisation wohl nie ein weltweit bindendes «freiwilliges Branchenabkommen» aller Asbestzement-Hersteller geben wird. Das entsprechene Abkommen zwischen der deutschen Industrie und der Regierung war abgeschlossen worden, als Kliesch in Bonn im Amt saß . . .

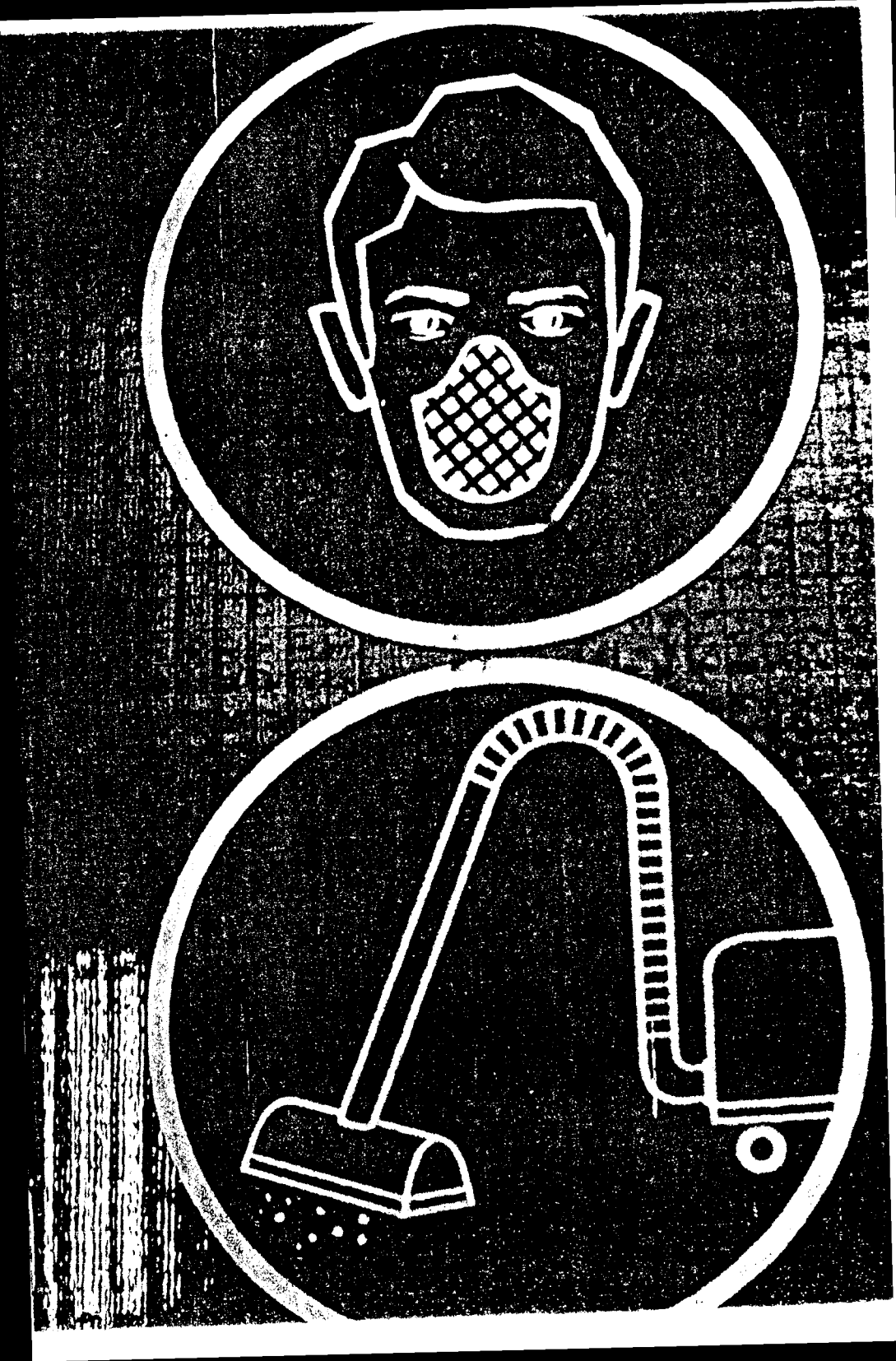
Aus der Optik der ILO wirkt Stephan Schmidheinys Ziel revolutionär, bis 1990 Asbest nicht nur in Europa, sondern auch in allen seinen Fabriken in den Entwicklungsländern, zu ersetzen. Der Unternehmer tut damit – und mit seinen Sicherheits-Vorschriften – sehr viel mehr, als die Welt-Arbeitsorganisation je durchsetzen kann.

b) Keine einheitliche Situation in der EG

In den Mitgliedländern der Europäischen Gemeinschaft variieren die Vorschriften betreffend Asbest noch stark. In Dänemark zum Beispiel sind sie äußerst restriktiv; Asbest ist für verschiedene Anwendungen – zum Beispiel Asbestzement – verboten worden. Dagegen hat sich nach den Turbulenzen in den siebziger Jahren die Situation in Frankreich beruhigt: Asbest kann, unter scharfen Kontrollen, praktisch unlimitiert verwendet werden. Ähnlich präsentiert sich die Lage in Belgien, während die Hauptverbraucher in der Bundesrepublik freiwillig vom umstrittenen Mineral Abschied nehmen. Immerhin hat die EG schon seit einiger Zeit Schritte in Richtung Vereinheitlichung unternommen. Neueste Vorschriften regeln die Deklarations-Pflicht. Der gut sichtbare Hinweis «Achtung, enthält Asbest» darf heute auf keinem asbesthaltigen Produkt im Bereich der EG mehr fehlen; wo der als besonders gefährlich eingestufte Krokydolith noch verwendet wird, muß das speziell vermerkt werden.

Die EG hat auch eine ganze Reihe von Erlassen betreffend Asbest am Arbeitsplatz herausgegeben, die bis 1987 in den Mitgliedstatten in die

Warnhinweise im österreichischen Eternitwerk in Vöcklabruck ▷



Tat umgesetzt werden müssen. Für einen Arbeitstag von acht Stunden gilt ab diesem Datum ein Wert von höchstens einer lungengängigen Faser (bei Krokydolith 0,5) pro Kubikzentimeter. Vorgeschrieben werden auch regelmäßige medizinische Untersuchungen; die einzelnen Länder sind zudem verpflichtet, zentrale Register für alle asbestbedingten Krankheiten zu führen (4). Die Richtlinien der EG zielen somit nicht auf ein Asbestverbot, sondern auf scharfe Sicherheitsstandards im Umgang mit der Faser. Das Branchenabkommen in der BRD liegt an der Spitze eines Trends und ist dennoch ein Fremdkörper in der Europäischen Gemeinschaft. Sonderregelungen dieser Art sind in der EG nicht opportun. Da auf dem Gebiet der Föderation ein freier Austausch von Waren gewährleistet ist, können Produzenten von Asbestzement-Produkten ihre Waren jederzeit in die Bundesrepublik exportieren, auch wenn die Herstellung gemäß dem Branchenabkommen in der BRD nicht mehr möglich ist. Dieses Problem beschäftigt Unternehmensleitung und Betriebsrat der deutschen Eternit natürlich. Es kann damit gerechnet werden, daß sich eine Kohorte von Brüsseler Beamten demnächst damit herumzuschlagen hat.

21. Gefährdet Eternit die Gesundheit der Bevölkerung?

«Plötzlich ging die Kontroverse gegen das Produkt los. 1978/79 mußten wir das erste Mal zur Kenntnis nehmen, daß Eternit ein gefährliches Produkt sei. Eine Katastrophe! Bis dahin war für uns unumstößlich, daß Eternit als Produkt vollständig ohne Risiken für die Allgemeinbevölkerung ist, weil die Asbest-Fasern im Zement eingemauert sind, weil sie sich an der Oberfläche chemisch veränderten ... und wie die Theorien der Industrie alle lauteten.» *Stephan Schmidheiny im Frühjahr 1984*

«Sie fragen, ob ein 50 Jahre altes Eternit-Dach in den Bergen, wenn es durch Wind und Wetter ausgewaschen wird, die Menschen im Dorf gefährdet. Ich würde denken, daß eine solche Gefahr minimal ist. Die Antwort lautet so: Wenn die Produkte nicht kaputt gemacht werden, wenn man nicht an ihnen arbeitet, dann ist keine Gefahr da. Generell, wenn Asbest gut eingebunden ist, wie es oft bei Asbestzement-Produkten der Fall ist, dann ist er kein Problem. Das Problem ist nicht das Abwittern, sondern der Arbeiter, der dieses Dach macht, der es repariert oder abbricht.»
Irving Selikoff im Sommer 1984

a) Abwittern

Eternit hält ewig, davon kündet ja auch der geniale Name des Materials. Wer alte Eternitplatten genauer betrachtet, kann jedoch darauf durchaus Faserbüschel, manchmal von Moos und Flechten durchwirkt, entdecken. Jahrzehntelang kümmerte das niemanden, zumal die Hersteller begannen, die Platten zu beschichten, was sich allerdings, des sauren Regens wegen, oft nur als Verzögerung des Abwitterungsprozesses erwies. Asbestfeinstaub kann Krebs erzeugen, das steht unumstößlich fest. Schnell war darum die griffige Formel gefunden «ein Konzern verseucht die Umwelt». Die Eternit reagierte mit Abwehr. Daß Arbeiter krebskrank wurden, hatte man inzwischen zugegeben, daß der Jahrhundert-Seller eine Gefahr für die Allgemeinheit darstellen sollte, empfanden Management wie Arbeiter als böswillige Unterstellung. Parallelen zum DDT, einem andern «Qualtitäts-Produkt», schienen sich aufzudrängen. Der

Schweizer Paul Müller entdeckte 1939 die chemische Verbindung, welche den Ruf eines perfekten Insektizids genoß, mit dessen Hilfe es unter anderem gelang, die Überträgerin der Malaria, die Anopheles-Mücke zu dezimieren. Müller erhielt für DDT den Nobelpreis. Heute ist die Substanz wegen ihrer gravierenden Nebenwirkungen in großen Teilen der Welt gebannt.

Wo hätte man dem beunruhigenden Verdacht der Gefährlichkeit des Eternits besser auf den Grund gehen können als in Österreich, dem Geburtsland des Asbestzements, dem Land mit der längsten Erfahrung mit Eternit? Wenn es Zusammenhänge zwischen dem Verbrauch von Asbestzement und der Rate der Krebserkrankungen in der Bevölkerung gab, dann mußten sie hier hervortreten. Mehrere Faktoren begünstigten einschlägige Untersuchungen: In Österreich sind viele Ortschaften praktisch vollständig mit Eternit eingedeckt; die Mobilität der Bevölkerung ist geringer als anderswo, was bedeutet, daß die Bewohner dieser Siedlungen dem Asbestzement während Jahrzehnten ausgesetzt sind. In der einschlägigen Literatur werden die Untersuchungen österreichischer Wissenschafter darum immer wieder zitiert. Ingenieur W. Felbermayer, der Geschäftsführer des nationalen Instituts für Umweltschutz- und Emmissionsfragen, maß die Faserkonzentrationen an verschiedenen Punkten, dabei zählte er nur die gesundheitlich relevanten Fibern (l). In der Asbestmine von Belgrano in Italien verzeichnete er 2400 Fasern pro Kubikmeter Luft, an einer belebten Straße im Zentrum der Stadt Leoben 4600 und beim Eternitwerk in Vöcklabruck 500. In St. Georgen, einer Gemeinde, deren Häuser überwiegend mit Asbestzement gedeckt sind, registrierten die Meßgeräte 100 Fasern pro Kubikmeter, etwa gleich viel wie an Meßpunkten ohne Eternitdächer und in der sogenannt unbelasteten Natur. Der Wert von 100 Fasern pro Kubikmeter liegt an der Nachweisgrenze; selbst mit der Zählung durch das Raster-Elektronen-Mikroskop sind Asbestfasern in so niedrigen Konzentration fast nur noch durch Zufall aufzuspüren. Die Faserkonzentration an der Kreuzung in Leoben stammt wohl zum kleinsten Teil von den Eternitdächern, sondern von den Autobremsen.

Ein Blick auf die Mesotheliom-Karte Österreichs (auch das gibt es heutzutage!) zeigt, daß die Gegend von Vöcklabruck ausgerechnet zu den Regionen mit der geringsten Zahl von Mesotheliomen gehört; ebenso St. Georgen, wo sich kaum Ziegeldächer finden. Prof. Manfred Neuberger, Dozent am Institut für Umwelthygiene der Universität Wien, stellt in seiner Studie «Neue Wege zur Risikobewertung von Luftschadstoffen» fest, daß die Verteilung der im Untersuchungszeitraum von 1969–74 in

Österreich aufgetretenen 74 Mesotheliom-Fälle weder eine Korrelation mit der seinerzeitigen Asbestgewinnung in Rechnitz, noch mit der Eternit-Produktion ergebe (2). In Hatscheks Fabrik sind bis heute zwei Fälle registriert worden.

Asbestzement ist im ganzen Land ungefähr gleichmäßig verbraucht worden; die Ärzte stellten jedoch regionale Schwerpunkte der Krebserkrankungen fest, die sie sich mit der Einwirkung von Asbest nicht erklären konnten. Eine der Folgerungen aus der Studie: Für die Gefährdung der Bevölkerung durch Asbestzement ergeben sich keinerlei Anhaltspunkte. Neuberger stellt die Hypothese auf, «daß Asbest (in diesem Lande) nicht der einzige Risikofaktor für das Mesotheliom sein kann».

Die österreichischen Wissenschafter stehen mit ihren Befunden nicht allein. Bekanntlich hat das deutsche Gesundheitsbundesamt das Asbest-Risiko für die Allgemeinbevölkerung mit dem Rauchen von zwei Zigaretten pro Jahr verglichen. In diesem Risiko sind natürlich nicht nur Fasern aus Asbestzement, sondern auch aus Bremsen, Isolationen usw. enthalten.

In Niederurnen habe ich meine Gesprächspartner jeweils auch auf ihre Einschätzung der Abwitterungsgefahr angesprochen, erntete dabei aber nur Kopfschütteln. Hansfred Steinmann, ehemaliger Gemeindepräsident, braust auf: «Dummes Zeug! Hier ist die Luft, das haben Messungen gezeigt, weniger mit Asbestfasern belastet als in Davos. Beim Abwittern handelt es sich zudem um große Fasern und kaum um Feinstaub.» Sicher keine Expertenmeinung, aber ein klares Wort aus dem Volk, das sich ungefähr mit dem deckt, was ich sonst im Dorf zu hören bekam.

b) Abbruch und Beseitigung

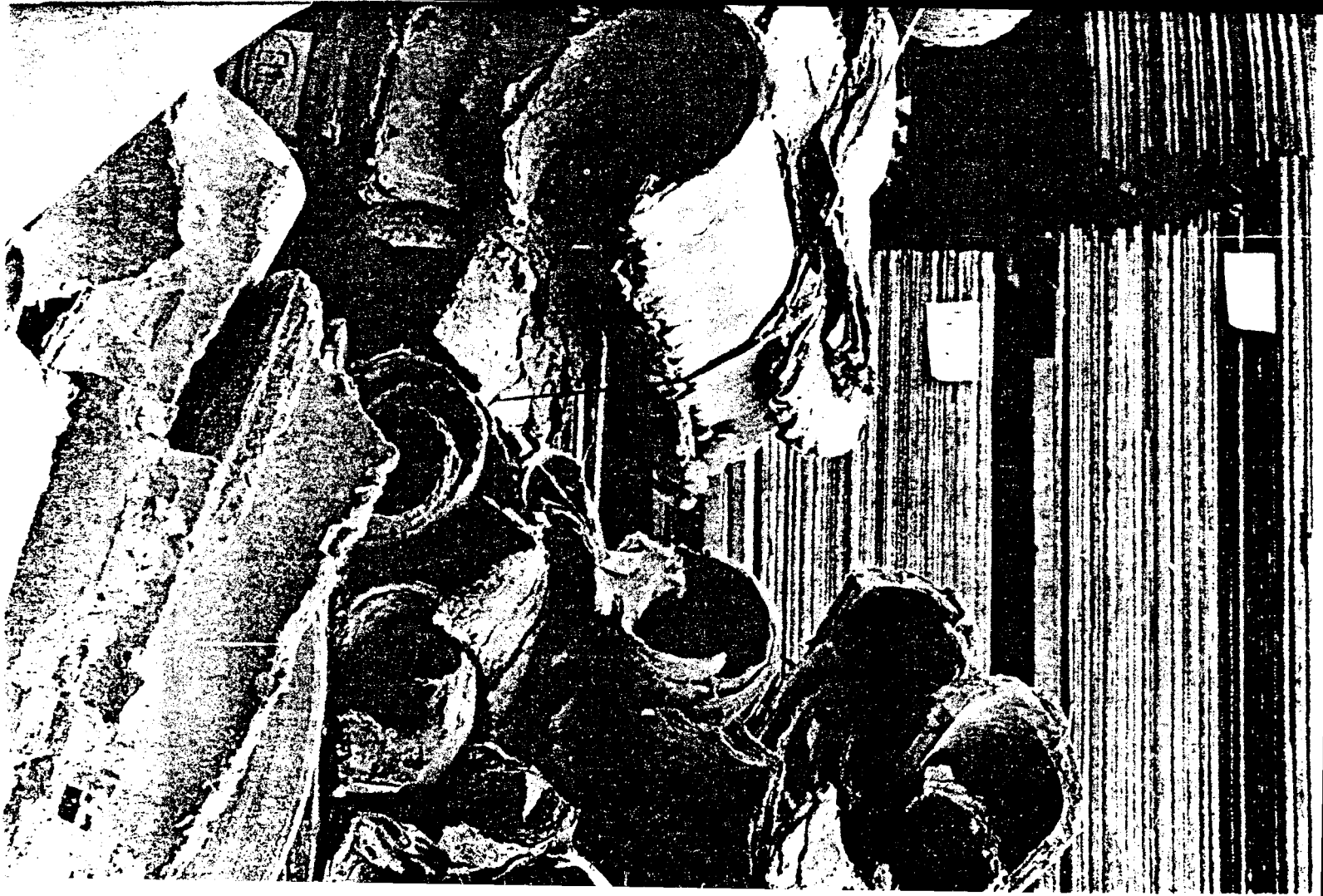
Viele Quadratkilometer Eternit sind in der Schweiz verlegt worden; in der Bundesrepublik schätzt man die Fläche auf 1500 Quadratkilometer; in andern Industrieländern sind die Größenordnungen ähnlich riesig. Auch nach 1990, wenn das NT-Programm voll durchgezogen ist, bleibt ein Großteil dieser Quantitäten bestehen und wird nach und nach durch Abbruch verschwinden. Was Selikoff in erster Linie als ein Problem für die betroffenen Arbeiter bezeichnet und linksgerichtete Kritiker der Eternit-Industrie zur fundamentalen Bedrohung der Volksgesundheit emporstilisierten, war in letzter Zeit Gegenstand mehrerer Untersuchungen in der Schweiz und im Ausland. Der Verein Deutscher Ingenieure hat sich in seinem detaillierten Forschungsbericht über «Faserige Stäube» aus dem Jahr 1982 mit dem Problem des Abbruchs von Asbestzement befaßt und

dabei «am Arbeiter» Konzentrationen von bis zu 0,75 Fasern pro Kubikzentimeter gemessen, was unter dem MAK-Wert von 1 liegt. Bereits im Abstand von fünfzig Metern sank der Fasergehalt auf 530 pro Kubikmeter, ein Wert, der dem Gehalt sogenannt unbelasteter Luft nahe kommt. Die Verfasser folgern: «Der Abbruch ist deshalb sicherlich ein Arbeitsschutz-Problem, aber für die Umwelt ist die Auswirkung geringer als erwartet (3).» Die äußerst gründlich forschenden Fachleute fanden im übrigen bei abwitternden Gebäuden, daß nur 5% aller an die Umwelt abgegebenen Fasern die lungengängigen Dimensionen aufweisen. In Westeuropa treten jetzt strenge Vorschriften betreffend Beseitigung und Deponie von asbesthaltigen Abfällen in Kraft, die zum Teil in der Industrie schon seit Jahren praktiziert werden. Auch das Bundesamt für Umweltschutz in Bern ist aktiv geworden und hat im Frühjahr 1985 strenge Vorschriften erlassen.

Eine von der Schweizer Eternit in Zusammenarbeit mit der SUVA gemachte Untersuchung beim Abbruch zweier Gebäude kam zu ähnlich tiefen Faserwerten wie der deutsche Forschungsbericht (4).

Viel Lärm um nichts, möchte man angesichts solcher Befunde sagen. So einfach läßt sich das Problem nicht erledigen! Wegen des explosiv gestiegenen Asbestverbrauchs der letzten Jahrzehnte stieg der Faserpegel in der Luft; der durchschnittliche amerikanische Stadtbewohner muß heute mit einer Menge von 5000 lungengängigen Fasern pro Kubikmeter leben, während man im Farmland mit lediglich 25 Fasern rechnet. Die vergleichsweise hohen Konzentrationen stammen in den USA bestimmt nicht vom Asbestzement, den gibt es dort im Hochbau kaum, sondern von den Autos und vom Spritzasbest. Auch in Europa sind die Konzentrationen während der Nachkriegszeit angestiegen. Mit meßbaren Folgen für den Menschen. «Der größte Anteil der Bevölkerung dürfte bis vor zwanzig Jahren keine oder nur sehr wenige Asbestfasern in der Lunge deponiert haben», heißt es im VDI-Bericht, «nach der großen Verbreitung von Asbestprodukten in den letzten Jahrzehnten, ist ein Fasergehalt in der Lunge die Regel (5).» Kein schöner Gedanke, in seiner Lunge Asbestfasern zu wissen, wo doch ein unterer Schwellenwert für das Auslösen der Krebse nicht bekannt ist!

Auch der VDI-Report will nicht darauf verzichten, eine Schätzung der durch die Umweltverschmutzung durch Asbest verursachten Krebstoten zu publizieren. Verglichen mit den Mutmaßungen anderer, fällt die Zahl jedoch niedrig aus: «Absolut gesehen, ist bei der Population der Bundesrepublik über eine Größenordnung von 100 Fällen pro Jahr zu dis-



kutieren.» Unter diesen Opfern wären vor allem solche, «die bereits bei niedrigen Asbestkonzentrationen mit einer Tumorbildung reagieren». Auf die Schweiz umgerechnet müßte man, bei allen Vorbehalten, gemäß der VDI-Schätzung folglich mit jährlich etwa 10 Opfern von Asbestkrebs in der Bevölkerung rechnen.

«Es mag sein, daß die Asbestfasern in der Luft nur einen geringen Einfluß auf meine Gesundheit haben», sagt eine junge Frau mit ihrem Töchterchen an der Hand, «aber das ist ein Schadstoff, den wir nicht *auch* noch einatmen wollen!» Damit trifft sie den Nagel auf den Kopf: wo immer Reduktionen der vielfältigen Belastung unserer Atemluft möglich sind, müssen sie verwirklicht werden. Im ähnlichen Sinn äußern sich viele Fachleute, deren Interesse sich über die direkt exponierten Arbeiter hinaus immer mehr der Allgemeinbevölkerung zuwendet. Am Weltkongreß in Montreal sagte Manfred Neuberger, der Verfasser einer der vorher zitierten österreichischen Studien: «Wir fanden bis jetzt keine Anzeichen von erhöhten Krebsrisiken durch Asbest in der Atmosphäre. Aber wir dürfen nicht warten, bis solche Zusammenhänge in epidemiologischen Studien auftreten. Die Faser-Verschmutzung unserer Biosphäre muß so stark wie möglich reduziert werden, um eine Akkumulation zu verhindern (6).»

c) Das Damoklesschwert der Produktehaftung

Die Manville Corporation ist durch Abertausende von Prozessen an den Rand des Bankrotts getrieben worden, weil die amerikanische Rechtsprechung die Haftung des Herstellers für sein Produkt kennt. In Europa sind solche Ausmarchungen selten. Geschichte gemacht hat der Contergan-Prozeß, in dem es der zuständigen deutschen Strafkammer jedoch nicht gelang, die Kausalitätskette zwischen dem von Schwangeren eingenommenen Medikament und der Mißbildung der Kinder beweiskräftig zu schließen. Contergan schädigte 2500 Kinder im Mutterleib. Nach der Einstellung des Verfahrens Ende 1970 erklärte sich die angeklagte Chemie-Firma bereit, die Opfer zu entschädigen; zu einem Schuldbekenntnis war sie jedoch nicht bereit. Im Schnitt richtete das Unternehmen 150 000 Mark pro Fall aus; total 375 Millionen! In Europa werden Forderungen gegen Hersteller von Produkten, wie sie in den USA alltäglich sind, wohl in naher Zukunft noch nicht an der Tagesordung sein; die Tendenz der europäischen Rechtsprechung läuft jedoch eindeutig in Richtung des Ver-

ursacherprinzips, welches auch die Produktehaftung einschließt. Ein EG-Richtlinien-Entwurf aus dem Jahr 1979, der seither im Verbraucherrat des EG-Ministerrates immer wieder diskutiert, jedoch bis heute noch nicht rechtskräftig geworden ist, postuliert:

«Nach der Generalklausel des Art. 1 der EG-Richtlinien haftet der Hersteller einer beweglichen Sache für den durch diese verursachten Schaden, und zwar ohne Rücksicht darauf, ob

- er den Fehler kannte oder kennen mußte;
- die Sache in ein Bauwerk eingebaut ist oder
- die Sache im Zeitpunkt ihres Vertriebes nach dem Stand von Wissenschaft und Technik als fehlerfrei angesehen werden konnte (7).»

Die Ratifizierung dieser Richtlinien ist, so meinen kompetente Beobachter, nur noch eine Frage der Zeit. Ein brisanter Text, der nicht nur den Asbestzement-Produzenten schwer auf dem Magen liegt!

Der Alptraum der Eternit-Hesteller: einem an Mesotheliom erkrankten Verbraucher gelingt es, sein Leiden auf die Verwendung von Asbestzement-Produkten zurückzuführen. Die Folge wäre vermutlich eine Prozeßwelle unabsehbaren Ausmaßes, ausgelöst durch andere, die sich durch Eternit gesundheitlich geschädigt fühlen. Das Produkt ist zwar im Zeitpunkt des Vertriebs nach dem damaligen Stand von Wissenschaft und Technik als fehlerfrei angesehen worden, das würde dem Produzenten allerdings, gemäß den kommenden EG-Richtlinien, keine Entlastung bringen. Stellt sich ein Produkt (Beispiel Contergan) nachtäglich als schädlich heraus, so muß er für die Schäden geradestehen.

Die Vorstellung einer unkalkulierbaren Prozeßflut trieb Stephan Schmidheiny beim Losbrechen der Umwelt-Diskussion den Schweiß auf die Stirne. Nach zähen Verhandlungen mit Lloyds in London gelang es der Schweizer Eternit-Gruppe Mitte 1985 eine provisorische Deckungszusage für die internationale Produktehaftung zu bekommen. Der Vertrag war bei Redaktionsschluß dieses Reports zwar noch nicht unterschrieben, sollte jedoch in naher Zukunft unter Dach und Fach gebracht werden. Lloyds schätzt offensichtlich die Asbestzement-Risiken als kalkulierbar ein, verrechnet allerdings eine Prämie, die etwa doppelt so hoch wie im Durchschnitt liegt. Trotz allem: für die Eternit-Industrie bedeutet dieser Vertrag einen Erfolg und verständlicherweise eine große Erleichterung, denn alles, was mit Asbest zu tun hat, ist heute im Bereich Produktehaftung kaum mehr zu versichern. Grund: Die Versicherungs-Pools erlitten durch das amerikanische Spritzasbest-Debakel hohe Verluste, die sich

noch multiplizieren können; sie wollen sich an der Faser mit dem rabenschwarzen Image die Finger möglichst nicht mehr verbrennen. Wenn sie überhaupt noch Produktehaftung im Asbestbereich übernehmen, dann nur zu drastisch erhöhten Prämien. In einer Zeit, wo die beiden größten Schweizer Chemiemultis für ihre globale Produktehaftung ihren Versicherungen jährliche Rechnungen zwischen 300 und 400 Millionen Franken (!) bezahlen, gewinnt der neue Trend rasch an Bedeutung. Die Folgen sind für die Industrie einschneidend und auch für den Verbraucher nicht nur von Vorteil, werden doch die Versicherungsprämien und damit die Verbraucherpreise unweigerlich steigen.

22. Stephan Schmidheiny: Global denken, lokal handeln

a) Die Schweiz als Ursprung und Modell

«Föderalismus in Staat und Wirtschaft» hat Stephan Schmidheiny ein Referat betitelt, das er im Frühjahr 1984 vor Wirtschaftsvertretern in Wien hielt. Der Vortrag erhellt seine Managmenent-Philosophie, die in dieser Form nur auf Schweizer Boden wachsen konnte.

«Mit Föderalismus bezeichnen wir nicht eine absolute Ordnung, sondern vielmehr eine relative, eine Tendenz», sagt Schmidheiny im ersten Teil seiner Ausführungen; «der Föderalismus läßt sich als Ordnungsprinzip definieren, das genauso auf wirtschaftliche Organisationen anwendbar ist wie auf staatliche, gewerkschaftliche, kirchliche und viele andere. Der Föderalismus ist hauptsächlich ein dynamischer Begriff, dessen wesentlicher Inhalt eine dauernde Weiterentwicklung der durch ihn geprägten Ordnung ist; die zentrale Idee ist verbunden mit dem Ideal der individuellen Freiheit. Durch Aufteilung, Beschränkung und gegenseitige Kontrolle von Machtbefugnissen und ihrer Ausübung wird letztlich dem Einzelnen als Mitglied einer Teilgruppe des Gesamtkollektivs die Möglichkeit zur Entfaltung seiner Persönlichkeit und der Schutz vor übertriebener oder mißbräuchlicher Machtausübung geboten. (...) Die ‹Confoederatio Helvetica›, wie der lateinische Ausdruck für unseren aus 26 Kantonen zusammengesetzten Staat heißt, ist in unserm heutigen Empfinden etwas organisch Gewachsenes. Unser Staat ist mehr das Resultat evolutionärer jahrhundertelanger Entwicklung als die Frucht eines historischen Augenblicks, obwohl es deren viele auch in der Schweizer Geschichte gegeben hat. Diese organische, evolutionäre Entwicklung mußte vor allem eines vollbringen, was in mancher Hinsicht eine großartige Leistung darstellt: Es mußte ein Zusammenschluß von ausgeprägt Unterschiedlichem so erfolgen, daß er dauerhaft in sich gefestigt wurde und daß das Ganze mehr bedeutete als die Summe seiner Teile. Diese geschichtliche Leistung war und ist nach meiner Überzeugung nur mit dem Ordnungsprinzip eines ausgeprägten Föderalismus zu erbringen, der als obersten Grundsatz das Primat des Teiles gegenüber dem Ganzen festsetzt.

Konkret bedeutet dieser Grundsatz zum Beispiel, daß Entscheidungskompetenzen der kleinsten sinnvoll zuständigen Einheit delegiert werden. Daraus entwickelte sich in unserm Land der Begriff der Gemeindeautonomie gegenüber den Kantonen. Weiter gilt, daß eine Vereinheitlichung von Unterschieden im Staat nicht erforderlich, ja oft nicht erwünscht ist, sondern nur dort erfolgt, wo sie im Interesse des Ganzen unabdingbar erscheint. Es ist offensichtlich, daß mit diesem Grundsatz auch die dem System innewohnenden Nachteile akzeptiert werden müssen.»

STS beschränkt sich bei seiner kurzen Darstellung des schweizerischen Föderalismus auf das, was ihm im Zusammenhang mit dem Thema seines Referats bedeutungsvoll erscheint: «Zunächst scheint mir wesentlich, daß das dezentrale Ordnungsprinzip zu einer eher schwerfälligen, langwierigen Entscheidungsfindung auf der Ebene des Gesamtstaates führt, daß gleichzeitig aber ein hohes Maß an Effizienz und Praxisnähe auf dezentraler Ebene erreicht wird. Die dezentrale Kompetenz gibt die Möglichkeit der direkten Einflußnahme bei Abstimmungen und bildet dadurch – nicht zuletzt in der damit regelmäßig verbundenen öffentlichen Auseinandersetzung – ein wirksames Gegengewicht gegen jede Art zentraler Machtakkumulation. Insgesamt betrachtet führt diese Staatsorganisation wohl zu einem eher konservativen, bewahrenden Staatsverhalten. Ein breitgefächertes Gleichgewicht der Kräfte hilft, Machtakkumulation und Machtmißbrauch zu verhindern.»

Stephan Schmidheiny geht in seiner Analyse, die hier gerafft wiedergegeben ist, nicht auf die teilweise sehr niedrige Stimmbeteiligung bei unsern Plebisziten ein, die auf Staatsverdrossenheit oder zumindest Gleichgültigkeit gegenüber den Belangen von Gemeinde, Kanton und Gesamtstaat schließen lassen. Er erwähnt auch die fast unlösbar scheinenden Konflikte nicht, denen die «Confoederatio Helvetica» trotz der weit entwickelten Mitbestimmungsmöglichkeiten des Volkes ausgesetzt ist. Zum Beispiel, wenn es um den Bau weiterer Atomkraftwerke geht oder um die Suche nach Lagerplätzen für radioaktive Abfälle. Die direkte Demokratie hat sich zudem als wenig tauglich zur Eindämmung und Kontrolle wirtschaftlicher Machtballungen erwiesen.

Nach den einleitenden Ausführungen, die Schmidheinys Verwurzelung in der auf Föderalismus gegründeten eidgenössischen Staatsphilosophie belegen, geht er der Frage nach, wie weit föderalistisches Gedankengut in der Struktur, in Organisation und Führung von privatwirtschaftlichen Unternehmen sinnvoll sei.

b) Föderalistische Elemente in der Struktur und der Führung komplexer Unternehmensgruppen

«Es ist eine verbreitete Erfahrung und Erkenntnis, daß die Steuerung von großen Unternehmensgruppen, die in vielen Ländern, in verschiedenen Märkten mit unterschiedlichen Produkten, Technologien und Rohstoffen tätig sind, für die zentralen und dezentralen Funktionen Probleme bietet, die in ihrer Komplexität nicht durchwegs überschaubar sind und für deren Lösung keine optimalen, allgemeingültigen Regeln formuliert werden können», beginnt er seine Ausführungen über die Struktur und die Führung komplexer Unternehmensgruppen. «Zur Bewältigung dieser Aufgaben haben in den vergangenen Jahrzehnten Management-Schulen über weite Bereiche Analogien zu militärischen Organisationsformen konzipiert in streng hierarchisch gegliederten Informations-, Entscheidungs- und Befehlsebenen, die in der letzten Verdichtung zu einer absoluten Machtbefugnis zusammenfügt werden.

Solche Konzepte können sich offenkundig in großen, homogenen Märkten, wie etwa dem amerikanischen, erfolgreich bewähren. Ebenso offenkundig und in alltäglicher Praxiserfahrung immer wieder bestätigt, stoßen aber zentral-hierarchisch gesteuerte Konglomerate an schwer überwindbare Grenzen, wenn es darum geht, in einzelnen Teilbereichen gegen kleine, unabhängig operierende Konkurrenten rasch und flexibel zu reagieren. (. . .) Die Aufteilung in Divisionen sowie die Delegation von Verantwortung und Kompetenzen an dezentrale ergebnisverantwortliche Einheiten sind dann notwendige Schritte in Richtung einer föderalistischen Struktur, die der Eigenart des Teiles ein gewisses Maß an Schutz und Freiheit vor der Einheit des Ganzen bietet. Entsprechend steigen Effizienz, Motivation und Innovationskraft der dezentralen Einheiten, auch wenn ihnen nach wie vor im übergeordneten Gesamtinteresse Ziele vorgegeben und Grenzen gesetzt sind.»

Schmidheiny überträgt hier schweizerische politische Axiome auf wirtschaftliche Strukturen. Er bringt zusätzlich einen weiteren interessanten Gedanken ins Spiel: «Nach meiner Überzeugung kann aber der gleiche Gedankengang noch konsequent weitergeführt werden in Richtung eines organisch wachsenden Föderalismus mit dem Ergebnis verbesserter Gesamteffizienz. Erste Voraussetzung dafür ist die Gliederung des Gesamtunternehmens über mehrere Stufen in weitgehend autonome Einheiten. Dabei darf nicht nach einem Funktionsteilungs-Prinzip verfahren werden. Vorbild ist vielmehr das Prinzip der *Zellteilung*, aus der lebensfä-

hige Teileinheiten hervorgehen. Die Teileinheiten müssen verantwortlich sein für die Zielorientierung in ihrem unmittelbaren Wirkungsfeld, für ihre Leistungen und Resultate sowie den Beitrag zum größeren Ganzen. Damit entsteht ein polyzentrisches Gebilde, dessen Gesamtsteuerung sich im wesentlichen beschränkt auf ein gewissermaßen katalytisches Ingganghalten eines im Kern sich selbst organisierenden Entwicklungsprozesses. In diesem fortdauernden Prozeß können die Teile und das Ganze in einer aktiven Interdependenz, in der auch Meinungsdifferenzen und Interessen-Gegensätze zu verarbeiten sind, jeweils einen aktiven Beitrag zur Entscheidungsfindung und Steuerung in bezug auf den Teil und das Ganze erbringen.

Nun setzt allerdings auch die organische Betrachtungsweise eine übergeordnete Gesamtleitung des Ganzen voraus, die von einer einheitlichen Instanz zu gewährleisten ist. Es geht dabei um die Bestimmung von weitgefaßten Zielräumen und um die notwendige Erhaltung und Weiterentwicklung der Strukturen und ihres Zusammenwirkens sowie um die Auswahl und Förderung der Personen, welche die dezentralen Einheiten unter überzeugter Ausrichtung auf das übergeordnete Gesamtinteresse zu führen haben.»

STS legt trotz seines Bekenntnisses zu föderalistischen Strukturen («Zentralisierung nur wo nötig, im Zweifel nicht») Wert auf die «unité de doctrine», unter welcher die Konsensbildung in komplex strukturierten Unternehmen abläuft: «Der Grundkonsens ist deshalb so wesentlich, ja unabdingbar, weil er wichtige Teilfunktionen zu erfüllen hat, die in zentralgesteuerten Konzernen durch die hierarchische Befehlsgewalt wahrgenommen werden.»

Man hört bei diesen Ausführungen Vater Max Schmidheiny reden, der «von den Leuten, die zu uns passen» spricht, Führungskräfte und untere Chargen, die man sorgfältig ausliest, denen man Vertrauen schenkt und mit denen man später nicht bei jeder Gelegenheit über den Grundkonsens im Unternehmen debattieren muß. Der Vater hat, was sein Sohn brilliant formuliert, nie in Referaten, Zeitungsartikeln oder Positionspapieren festgelegt. Fast intuitiv schien diesem überzeugten Schweizer das föderalistische Konzept als das für seine rasch wachsende Wirtschafts-Gruppe am besten geeignete. Bei allen Gegensätzen in der Asbest-Frage wurzeln hier Vater und Sohn in der gleichen Philosophie.

Schwarzer Mitarbeiter in der Eternitfabrik bei Johannesburg in Südafrika ▷



c) Zurückhaltende Nutzung der Eigentumsrechte

Stephan Schmidheiny schneidet ein heikles Thema an, wenn er sagt: «Die zentrale Befehlsgewalt, die letztlich aus Verfügungsrechten des Eigentums abgeleitet wird, darf im föderalistischen Verband keine dominante Ordnungsfunktion darstellen, da die organische Konsensbildung sonst nicht frei und kreativ genug erfolgen könnte. Das Befehlsprinzip bildet im eigentlichen Sinne die Ultima ratio; dieses letzte Mittel wird nur nach Erschöpfung der Konsensmechanismen eingesetzt. Hauptsächlich in Fällen akuter Bedrohung sowie äußerer und innerer Krisen. Aus diesem fundamentalen Grundsatz läßt sich folgern, daß eine große Kunst der Gesamtleitung des föderalistischen Wirtschaftsgebildes darin besteht, von der Verfügungsgewalt des Eigentums im Normalfall nur sehr zurückhaltend Gebrauch zu machen, ohne aber die Möglichkeit des Einsatzes der Befehlsgewalt als Ultima ratio im Bedrohungsfall preiszugeben. Diese anspruchsvolle Position zu finden und konsequent zu halten, erfordert persönliche und fachliche Autorität.»

Die Eternit-Gruppe, das Herzstück des Erbes, basierte auf dem stigmatisierten Asbest. Der Wandel entwickelte sich zur Zerreißprobe für seine Management-Philosophie, aber auch zur Bewährungsprobe. Nach dem Antritt seines Erbes zeigten sich die Schwächen des Systems: Der Nachfolger konnte den starken Gegenkräften, verkörpert durch loyale Manager der alten Generation, zuerst wenig entgegenstellen. Er mußte sich im dezentralisierten Gebilde Prestige, persönliche und fachliche Autorität («welche in unserm System die weitgehend fehlende hierarchische Statusautorität zu ersetzen hat») erst erwerben. Seinen NT-Kurs, für den er sich früh entschied, konnte er erst mit Verzögerung – und nachdem die Entwicklung in Deutschland den Prozeß beschleunigte – international durchsetzen. Überzeugungskraft, Motivation der Verantwortlichen und der Belegschaften und – wo das nichts half – Auswechseln eines Teils der Kaderleute setzten das durch, was in einem Konzern ein Machtwort von der Spitze bewirkt.

Das dezentralisiert entwickelte NT-Programm, das vom Konsens der Gruppe getragen und zentral koordiniert wird, entspricht vollständig seiner Management-Philosophie. Aus dem Wissen um die Richtigkeit des Konzepts und aus einer Art Sendungsbewußtsein, das bekanntlich schon seine Vorfahren auszeichnete, gewinnt er das Vertrauen in die Durchschlagskraft der Neuen Technologie.

«Wenn ich gute Ideen zu verwirklichen suche, dann schöpfe ich Anregungen kaum aus dem Schulwissen und auch nicht aus Management-Lehrbüchern», sagte Schmidheiny anläßlich eines unserer Gespräche. Inspirationen holt er sich aus der Geschichte, dabei interessieren ihn nicht einzelne Episoden, sondern ganze Zeiträume. Beim Studium vergangener Epochen stößt er auf allgemeingültige Analogien. Beeindruckt studierte STS zum Beispiel das Eroberungskonzept des Makedonierkönigs Alexander des Großen (356–323 v. Chr.), welcher in den bis nach Indien reichenden, eroberten Gebieten einheimische Satrapen einsetzte, seine Herrschaft also in die lokalen Gegebenheiten einpaßte. Alexanders Ziel war nicht die Unterjochung der Völkerstämme in seinem imponierenden Großreich, sondern ethnische Vermischung. Alexanders visionäres Staatsgebilde überdauerte den Gründer nicht; das Imperium fiel nach seinem frühen Tode auseinander: Die Generale des Eroberers, die Diadochen, nutzten ihre Position und die Gunst der Stunde und gründeten die sogenannten Diadochenreiche.

Der Schmidheiny-Clan hatte, um im Bild zu bleiben, eine glücklichere Hand mit seinen Satrapen (STS würde diesen Ausdruck für seine Kaderleute freilich entschieden zurückweisen, weil der Begriff heute nach «Befehlsempfänger» tönt, und das sollen seine Vertrauensleute nur in Ausnahmefällen sein); seit vier Generationen wächst das Wirtschaftsreich, dessen Ursprung auf dem lehmigen Äckern vor Heerbrugg liegt.

d) «Dynastie» mit festgelegten Erbschafts-Gesetzen

Auf das Phänomen der immer wieder geglückten Nachfolge geht Stephan Schmidheiny im Schlußteil seiner Ausführungen ein. Den interessierten Vertretern der österreichischen Wirtschaftsprominenz erläutert er die Erb-Riten seines Clans: «Wesentliche Teile dieser weitverzweigten, internationalen Geschäfte befinden sich auch heute noch im privaten Eigentum von Vertretern der Familie aus verschiedenen Stämmen, von denen auch in meiner Generation noch mehrere in aktiver Geschäftsführung tätig sind. Diese Konstanz und Erhaltungskraft, die in unserer Zeit, wo die Aussteiger Triumphe feiern, fast etwas anachronistisch anmuten mag, ist sicher auf eine Reihe von Phänomen zurückzuführen. Das wichtigste unter ihnen, in meiner Beurteilung, ist die Anwendung konsequenten föderalistischen Denkens in der Entwicklung und Vererbung der unternehmerischen Interessen.

Dazu gehört zunächst, daß in jeder Generation das Erbe unter die Nachkommen so aufgeteilt wird, daß das unternehmerische Werk in seinen einzelnen Teilen erhalten bleibt und daß Eigentum und Unternehmerverantwortung nach Möglichkeit in ein und derselben Hand liegen. Es wird also vermieden, daß die unternehmerischen Interessen gesamthaft in einer Familienholding zusammengefaßt bleiben, an der aktive und passive Teilhaber gleichermaßen beteiligt wären.» Im Klartext: die Haupterbmasse wird bei den Schmidheinys seit Generationen an jene verteilt, die aktiv im Management der Unternehmungen arbeiten. Für alle andern fällt vergleichsweise wenig ab (am Hungertuch nagen sie trotzdem nicht).

Der Herausgeber des Buches «Asbest und Profit» hat die Industriellenfamilien mit mittelalterlichen Feudalherren verglichen; im Gespräch mit einem Everite-Manager in Südafrika ist die Bezeichnung «Schweizer Edelstand» gefallen. Wie immer man das Phänomen dieser «Dynastie» umschreiben will, auffallend ist jedenfalls die fast zwanghafte Tendenz der Familienmitglieder zum «Low Profile», zu einem Lebensstil, der manchen ausländischen Großindustriellen schlicht unbegreiflich ist. Die Mitglieder dieser Familie, die nicht nur wegen des wirtschaftlichen Gewichtes zu den bedeutendsten des Landes zählt, erscheinen kaum je in der Öffentlichkeit. Stephan hat einmal einem Reporter anvertraut, daß ihn «das Getue der Zürcher Schickeria fürchterlich langweile»; der Name Schmidheiny taucht nie in Klatschspalten auf und erscheint relativ selten auf den Wirtschaftsseiten. Ausnahmen sind rar; kürzlich machte der Besitzer der Eternit-Gruppe Schlagzeilen, weil er der maroden Schweizer Uhrenindustrie eine Finanzspritze in Millionenhöhe gewährte. Normalerweise ist von den Unternehmen der Familienmitglieder die Rede, die Besitzer werden selten erwähnt.

Damit er und seine Begleitung völlig inkognito bleiben können, kommt es durchaus vor, daß STS einen Tisch im Restaurant unter dem Namen «Schmid» reservieren läßt. Einer seiner Mitarbeiter erzählt, wie er mit dem Boß vor einigen Jahren auf Geschäftsreise nach Südamerika flog. Gemäß seiner hierarchischen Stellung hätte sich Stephan Schmidheiny natürlich in den First-Class-Sesseln der Swissair räkeln können, er flog aber mit seinem Untergebenen Economy (die Business-Class, die man heute wohl wählen würde, gab es damals noch nicht). Das Herunterstufen der oberen Chargen beim gemeinsamen Geschäftsflug gehört zur Firmenpolitik; selbstverständlich hält sich auch Schmidheiny daran.

Konsequent schottet die junge Generation ihre Familien vor der Presse ab. Wie die Gemahlinnen der Tycoons aussehen, ist der Öffentlichkeit kaum bekannt, ob sie Kinder haben und wieviele, ist nicht publik. Die Todesanzeige für Ernst Schmidheiny, der kürzlich im hohen Alter starb, erschien erst nach der Bestattung im engsten Familienkreis. Dabei war auch er eine herausragende Persönlichkeit des Schweizer Wirtschaftslebens. Vieles im Lebens- und Arbeitsstil der Familie Schmidheiny geht auf den bodenständigen St. Galler Rheintaler Volksschlag zurück, wo Sein mehr zählt als Schein. Der Industriellen-Clan verkörpert freilich auch ein Stück Schweizer Lebens-Philosophie. In Zürich fahren Bankiers mit den öffentlichen Verkehrsmittel zur Arbeit, in Bern ist es keine Sensation, wenn der Bundespräsident im Tram zwischen Arbeitern und Hausfrauen ins Palais Fédéral fährt. Eine wirtschaftlich und politisch so einflußreiche Familie wie die Schmidheinys kann es sich in unserm Land gar nicht erlauben, mit ihren Millionen zu protzen. Eine Staffel funkelnder Luxus-Limousinen mit goldbetreßten Chauffeuren wäre in Heerbrugg oder vor den andern Familiensitzen ebenso daneben wie überbordende Schickeria-Parties unter dem Blitzgewitter der Regenbogenpresse. Der Schweizer duldet bei seinem Edelstand keine ausschweifenden Eskapaden; an dieses ungeschriebene Gesetz halten sich alle, die wirklich dazugehören.

Die Familie ist wirtschaftlich in dem engagiert, was Management-Lehrbücher mit dem Etikett «Hard working culture» bezeichnen. Anders als zum Beispiel im Show-Business, wo mit einem einzigen Hit riesige Summen verdient werden können, ist die Baustoffindustrie ein Wirtschaftsbereich, wo es der langfristigen, ausdauernden Zusammenarbeit vieler bedarf, um den Geschäftserfolg zu sichern. Das prägt die Besitzer und ist auch maßgebend für die Auswahl der Spitzenleute.

STS ist mit seiner Fähigkeit zu philosophischen Reflexionen, seiner hohen Sensibilität und der Begabung, seine Mitarbeiter für scheinbar Unmögliches zu motivieren, nicht unbedingt der Prototyp dieser eher bodenständigen, erdhaften Wirtschaftskultur. Was seinen Einsatz betrifft, gehört er jedoch zweifellos der «hart arbeitenden Kultur» an.

Das «low profile» gilt auch für die wohltätigen Aktivitäten der Familie, die seit der Gründerzeit Tradition haben. Stephan Schmidheiny sieht den Sinn seiner Unternehmerlebens nicht ausschließlich darin, schöne Bilanzen zu erwirtschaften. Diese Erfolgsrechnungen sollen ein Ziel für etwas Weitergehendes sein. So hat er in Panama einen mit 3 Millionen Franken dotierten Fonds gegründet, mit dessen Hilfe man Kleinbetrieben

günstige Kredite vermitteln wird. Der protestantische Wohltäter hat als Garant für die saubere Abwicklung keinen geringeren als den Erzbischof von Panama, Monsignore Marcos G. McGrath, gewonnen. Panama hat er ausgewählt, weil er in diesem Land keine wirtschaftlichen Interessen hat und «weil dort das ökonomische Gefälle zwischen der prosperierenden Kanalzone und dem bettelarmen Hinterland enorm ist». Damit will er seinem Leben einen weiteren Sinn geben: «Was ich hier mache, ist Beruf und Hobby zugleich», meint der Mann, der sowenig von Prominenten-Regatten vor Monte Carlo hält wie von Golfturnieren unter Millionären. Viel lieber radelt er in seiner Freizeit unerkannt am Zürichsee oder wandert mit seiner Familie in den nahen Hügelzügen der Voralpen.

Obwohl STS mit ungezählten Menschen geschäftlich zu tun hat und viele in seinem Bannkreis durch seine Persönlichkeit fasziniert und motiviert, ist er im Grunde ein einsamer Mann, der seinen ganzen privaten Halt in der Familie findet. Ein Mitarbeiter sagte einmal nebenbei: «Sein Problem ist es, daß er als reichster Schweizer auch der beste und geliebteste Schweizer sein möchte.»

Die Öffentlichkeit hat notgedrungen nur eine verschwommene Vorstellung von ihm. Entsprechend weit auseinander klaffen die Vorstellungen, die von «Superkapitalist» bis «Philantrop» reichen. STS und die Schweiz könnten davon profitieren, wenn er öfters aus seinem Inkognito hervortreten würde; der innovative Industrielle kann unserer Gesellschaft wichtige Impulse geben.

Wer wirtschaftlich ein solches Potential verkörpert und dennoch so unbekannt bleibt, leistet der Mythenbildung vorschub: und die Familie Schmidheiny ist ein Mythos.

STS sieht sich weniger als Besitzer, denn als Sachwalter seines Eigentums. «Persönlich immer reicher zu werden, kann ja nicht der Sinn meines Einsatzes sein», erklärt er. Ihm geht es darum «ein guter Unternehmer zu sein», was mit an erster Stelle impliziert, daß er seine Produkte markt- und zukunftsgerecht gestaltet. Mit einem Angebot von gestern setzt der Manager Arbeitsplätze und die Überlebens-Chancen der Unternehmen aufs Spiel. Die Schweizer Uhrenindustrie ist dafür ein Paradebeispiel.

Asbestzement, auf dem das Herzstück seines Erbes gegründet war, ist für STS nicht mehr zukunftsgerecht. Die Krebsfälle in seiner Heimatfabrik haben ihn aufgerüttelt und den Entscheid für ihn unumgänglich gemacht. Der Begriff «Asbest» erzeugt zudem in der Öffentlichkeit diffuse

Abwehrreaktionen, ein psychologisches Phänomen, das nicht allein auf reale Gefahr für die Allgemeinbevölkerung gegründet ist.

Die «Neue Technologie», dezentral, «föderalistisch», auf der Rohstoffbasis der jeweiligen Länder entwickelt, auf die Anforderungen und Bedürfnisse der einzelnen Märkte zugeschnitten, ist zukunftsgerecht. Die Produkte müssen freilich auch den Langzeittest im praktischen Gebrauch bestehen. Dies ist das Risiko jeglicher Innovation.

23. Scharf beobachteter Stephan Schmidheiny: Das Echo auf die Neue Technologie

«Selikoff hat ein Feuer angezündet, das sehr schwer zu kontrollieren ist; er baute ein Hiroshima-Szenario auf, an das er heute selbst nicht mehr glaubt. Stephan Schmidheiny ließ sich von diesem Hiroshima-Szenario beeindrucken, geriet in Panik und führt jetzt seine internationale Eternit-Gruppe in eine ungewisse Zukunft. Wer garantiert ihm denn, daß seine Ersatzstoffe nur annähernd so gut sind wie Asbest? Wer garantiert ihm, daß nicht nach einigen Jahren Gesundheitsrisiken, verursacht durch die Ersatzstoffe, manifest werden? Asbest ist vermutlich der am besten erforschte, industriell genutzte Stoff überhaupt. Bei einer Faser pro Kubikzentimeter besteht keine Gefahr mehr für die Arbeiter; warum ersetzt er jetzt Asbest, wo doch seine Arbeitsplätze in Europa und in den Entwicklungsländern saniert sind?»

Georges Dahmen, Generaldirektor des kanadischen Asbest-Informationszentrums in Montreal

*

«Wenn man Schmidheinys enormen Einfluß in Europa und in einer langen Reihe von Entwicklungsländern in Betracht zieht, dann muß man seinen Entscheid als richtungsweisend für den ganzen (Asbestzement-)Industriezweig bezeichnen. Der Schweizer Entscheid wird sich als der für die nächsten zehn Jahre verhängnisvollste Schlag gegen die Asbest-Lieferanten herausstellen.

Dieser junge Mann ist sehr mächtig; das ist absolut phantastisch! Wenn es ihm wirklich gelingt, Ersatzfasern zu finden, welche Asbest qualitativ vergleichbar im Zement ersetzen können, dann sind wir in größeren Schwierigkeiten, als wir glauben.»

Gary Nash, Generaldirektor im Departement für Energie, Mineralien und Ressourcen der kanadischen Regierung

*

«Mein Name ist John Davis, Edinburgh. Ich möchte (. . .) nur das sagen: Ich denke, es wäre Wahnsinn (madness), Asbest mit Ersatzstoffen zu ersetzen, welche nicht die striktesten biologischen Tests durchlaufen ha-

ben. Es ist durchaus möglich, daß in Zukunft ein weiteres Minenfeld wartet».

Dr. John Davis, Direktor des Instiuts für Berufskrankheiten in Edinburgh am Asbest-Weltkongreß in Montreal (1)

*

«Turner and Newall hat nicht einen Ersatz für Asbestzement entwikkelt, sondern eine Alternative (. . .) Es ist nicht Turner and Newalls Politik, mit der Produktion von Asbestzement aufzuhören. Allein der Markt muß entscheiden, was er für Produkte will.»

D. S. Wilkinson, Marketing Manager des größten Britischen Asbest- und Faserzement-Herstellers, Turner and Newall (2)

*

«Mr. Schmidheiny hat also Millionen von Dollar für Recherchen im Bereiche Alternativ-Materialien investiert. Was aber, wenn er die falschen Materialien wählt? Er hat die Pflicht, alle nur irgendwie erreichbaren Informationen beizubringen, um den richtigen Entscheid zu treffen. Um Asbest technisch zu ersetzen, müssen die Fasern klein sein, das gibt dem Material die große Stärke. Wenn sie Asbest zum Beispiel durch Glasfasern ersetzen wollten, dann müßten sie sehr dünne nehmen. Wenn die neuen Fasern von Herrn Schmidheiny groß sind im Vergleich mit Asbestfasern, dann kann ich nur sagen: Gut, das ist sinnvoll! Sehen Sie, es gibt sehr erfahrene Wissenschafter, und ich kann nur hoffen, daß er sie konsultiert hat.

Was Mr. Schmidheiny jedenfalls macht: er investiert nicht nur ein paar Millionen Dollar, sondern legt den Ruf seiner Gesellschaft auf die Waagschale, setzt ihn möglicherweise aufs Spiel.»

Irving Selikoff

*

«Wie wir das bis jetzt beurteilen können, sind die neuen Produkte gleich gut oder besser als die alten. Allerdings auch etwas teurer. Sie haben ein geringeres Gewicht, sind besser vorkonfektioniert und lassen sich leichter zuschneiden; die Auswahl an Farben ist jetzt größer. Der Substitutionsprozeß geht ja relativ lange; wir sind überzeugt, daß sie es schaffen. Die Eternit kann es sich ja gar nicht leisten, ein schlechtes Produkt auf den Markt zu werfen.»

Willy Achermann, Zentralpräsident des Schweizerischen Dachdeckerverbandes

«Wir sind etwas bedächtiger als der Stephan – er ist ein guter Freund von uns –, wir haben nicht den gleichen Elan wie er. Ich habe den Herrn Bachmayer gebeten: Bitte Vorsicht, wir wollen uns keinerlei Pleiten leisten! Die Langzeitbewährung ist etwas, das uns wahnsinnig beschäftigt. Für eine Fassade ist es peinlich genug, wenn ein Fußball genügt, um sie zu zerbröseln. Dies alles kann man ja im Labor nicht ausreichend simulieren.

Wir wollen das Alte bewahren und trotzdem weiterforschen. Und wenn heute eine Faser kommt, die mindestens so gut ist wie Asbest und womöglich noch billiger und besser, dann nehmen wir sie sofort. Was wir nicht wollen, daß sie teurer und schlechter ist.»

Fritz Hatschek, Enkel des Erfinders des Asbestzements und Mitbesitzer der österreichischen Eternit

*

«Der Herr Schmidheiny hat mehr als genug Ausweichmöglichkeiten. Er kann es sich leisten, das NT-Experiment einzugehen. Wird es ein Fiasko, dann bleiben ihm noch genügend andere Geschäftsbereiche. Bei uns ist Asbestzement das absolut Dominierende, wir können das nicht leichtfertig aufs Spiel setzen.»

Fritz Bachmayer, Direktor der österreichischen Eternit

*

«Nehmen Sie die Asbestzement-Industrie. Sie hat ebenfalls sehr rasch entschieden. Die Politik erwartet von uns die Substitution der Asbestfaser im Asbestzement. Deshalb diskutieren wir jetzt nicht mehr lange über diese Vorgabe, sondern handeln danach, denn der Markt hat sich geändert. Es wäre für sie (die Asbestzement-Hersteller) ja auch nicht klug gewesen, in der Diskussion sozusagen das Produkt von morgen madig zu machen, wenn es sowieso kommt. Wenn ein Unternehmer sagt, das geforderte Produkt sei nicht gut oder ginge schnell kaputt, so schadet er nur sich selbst. Schließlich muß er es in der Zukunft ja verkaufen.»

Heinrich Freiherr von Lersner, Präsident der Umweltbundesamtes in Berlin in einem Gespräch mit der «Zeit» (3)

*

«Es ist richtig und eine ganz normale Entwicklung, daß man jetzt für viele Produkte Ersatzfasern sucht. Das tut mir an und für sich gar nicht weiter weh. Ich behaupte auch heute noch, daß Asbest gar kein so großes Problem ist, sondern daß es aufgebauscht wird. Der Stephan liegt sicher

richtig in der Taktik. Asbestzement ist weltweit in relativ wenigen Händen und deshalb geht man erst recht auf uns los. Von den Autos redet man ja noch kaum, obwohl sie fast alle Asbest in den Bremsen haben. Das ist eben nicht populär.»

Max Schmidheiny

*

«Die Brücken hinter den Technikern zu zerstören, ist der sicherste Weg, um sie zu zwingen, ein Problem zu lösen. Stephan hat das getan, als er sich öffentlich, mit einem bindenden Fahrplan, vom Asbest lossagte. Wenn er diese Politk einschlägt, sind wir eines Tages gezwungen, seiner Politik zu folgen. Wir haben jetzt eine Forschungsabteilung mit 65 Fachleuten; wir sind also auch tüchtig am Ball mit der Ersatzstoff-Forschung. Aber wir sagen uns nicht mit öffentlichen Erklärungen vom Asbest los, sondern richten uns nach den Bedürfnissen der Märkte.

Mit Stephan haben wir ein sehr faires Abkommen, wir interferieren nie, wo wir die Minderheits-Beteiligung haben. Dort bestimmt er die Politik. Wo wir die Mehrheit haben, mischt er sich nicht hinein. Wie der Trend laufen wird? Das ist eine Glaskugel-Frage. Vielleicht werden wir durch die öffentliche Meinung gezwungen, der Bewegung zu folgen; selbst wenn wir der Ansicht sind, daß es nicht nötig wäre. So viele Leute wissen jetzt vom Entscheid der Schweizer Gruppe; ich denke, wir werden folgen müssen.»

Etienne van der Rest, Verwaltungsrats-Präsident der belgischen Eternit

24. Fazit

«Von der Asbest-Erfahrung zu lernen, heißt vom strengsten Lehrmeister lernen – von der menschlichen Tragödie. Es ist eine Tatsache, daß die menschliche Gesellschaft nur zu oft diese Lektion benötigte, um zu lernen. Beispiele für diesen Lernprozeß sind die Katastrophe der Titanic und ihre Auswirkungen auf die Vorschriften auf dem Gebiet der Radio-Kommunikation auf See. Oder die Typhus-Epidemien, welche wichtige Konsequenzen in bezug auf den Konsum von Trinkwasser brachten. Ebenso wirkten sich die Schlagwetter-Katastrophen in den Minen auf die Sicherheit in der Bergbautechnik aus. Fast unwillkürlich denkt man in diesem Zusammenhang auch an Asbest, eine Erfahrung, die uns viele Lektionen ermöglichte.»

«Report of The Royal Commission on Matters of Health and Safety Arising from the Use of Asbestos in Ontario», Band III, S. 817.

Belle Epoque

Ludwig Hatschek erfand den Asbestzement im Jahrzehnt der Belle Epoque und des Jugendstils, in der Endzeit der k. u. k. Monarchie, die mit dem Ersten Weltkrieg unterging. Als der Österreicher begann, sein Eternit-Patent in Europa zu verkaufen, war Marconi gerade die erste drahtlose Verbindung zwischen Großbritannien und Frankreich gelungen, schaffte Orville Wright im amerikanischen Kitty Hawk den ersten Flug mit einem motorengetriebenen Flugzeug über die Distanz von der Länge eines halben Fußballfeldes. Eternit ist ein Pionier unter den modernen Baustoffen und heute das älteste Material aus einer Innovationszeit, die um die Jahrhundertwende einsetzte. Damals begann man damit, Verbund-Werkstoffe zu kreieren, welche die Bautechnik und die Architektur revolutionierten. Asbestzement eroberte wegen seiner hervorragenden Eigenschaften rasch einen wachsenden Anteil des Baustoff-Marktes auf allen Kontinenten; bereits 1910 gingen mindestens drei von vier Tonnen des geförderten Asbests in die Eternit-Produktion. Im Laufe der Jahrzehnte, beschleunigt durch die Bau-Schübe nach den Weltkriegen, stieg der Verbrauch der Mineralfaser auf schwindelerregende Höhen. Die Ge-

sundheitsrisiken waren Insidern bereits kurz nach der Jahrhundertwende bekannt, fielen aber damals im Vergleich zum Nutzen überhaupt nicht ins Gewicht. Die lange Latenzzeit der Asbesterkrankungen verstellte zudem während Jahrzehnten den Blick der Öffentlichkeit auf das krankmachende Potential der Fasern. Erst als Irving Selikoff die Folgen des unkontrollierten Umgangs mit Spritzasbest in den USA publik machte, kam der Prozeß in Gang, in dessen Sog schließlich auch Asbestzement geriet. Das Spritzasbest-Desaster sensibilisierte die Öffentlichkeit für das Problem der Berufskrankheiten, denen man früher – nicht nur in der Asbestindustrie – kaum Beachtung schenkte. Die Katastrophe der amerikanischen Isolier-Arbeiter löste eine Entwicklung aus, die weit über den Arbeiterschutz im Zusammenhang mit Asbest hinausgeht.

Raumschiff Erde

Selikoffs Fanfarenstöße schallten in eine Zeit des scheinbar grenzenlosen Wachstums. Der Gegensatz zwischen industrieller Tätigkeit und Ökologie zeichnete sich jedoch immer schärfer ab. Die Einsicht, daß wir in einem begrenzten Ökosystem mit limitierten Rohstoffen leben, wuchs mit der Ölkrise und dem historischen Werk «Die Grenzen des Wachstums» des Club of Rome. Die faszinierenden Astronauten-Aufnahmen vom «Raumschiff Erde» mit der dünnen, fragil wirkenden Lufthülle rückten die Begrenzung unseres Lebensraumes aussagekräftig ins Bewußtsein. Erst dieser Bewußtseinswandel schaffte die Bedingungen, unter denen die Asbest-Kontroverse in so heftiger Form aufflammen konnte: In einem begrenzten Lebensraum ist kein Platz für schädliche Stoffe. Asbest war als Karzinogen überführt; darum richtete sich der Fokus der Öffentlichkeit, quasi stellvertretend für alle andern gesundheitsgefährdenden Substanzen, auf die Mineralfaser.

Die asbestverarbeitende Industrie machte sich in den sechziger und siebziger Jahren aus andern Gründen Sorgen um ihre Zukunft: sie befürchtete die Erschöpfung ihrer Rohstoffquellen.

Die Unfähigkeit, Eternit in Frage zu stellen

Wenige Industriellenfamilien hatten und haben in der Branche das Sagen, eroberten Land um Land mit dem Allerweltsbaustoff, für den offensichtlich ein enormer Bedarf bestand, und verdienten mit der wachsen-

den Produktion viel Geld. Eternit verließ in Vöcklabruck mit praktisch der gleichen Zement-Asbestmischung die Pressen wie in Managua oder Kinshasa; an die Nutzung lokaler Armierungsstoffe dachte man nicht. Die Produzenten wollten an der Grundformel des großen Wurfes nicht rütteln. Der für ein Industrieprodukt fast singulär lange, über Generationen reichende Erfolg machte die Verantwortlichen immer unzugänglicher für Kritik, ließ echte Innovationen als unnötig, ja als undenkbar erscheinen. Etwas angeblich Vollkommenes konnte nicht weiter perfektioniert und schon gar nicht in Frage gestellt werden.

Wie für das Lehrbuch geschaffen, laufen hier Phasen ab, die für jede industrielle Tätigkeit Modellcharakter haben: Eine Erfindung gelingt, die Nachfrage steigt, die Industrie nutzt den großen Wurf so intensiv und ausgiebig wie möglich. Risiken, ungünstige Nebenwirkungen zeigen sich. Die Produzenten wollen die Nachteile nicht wahrhaben, wehren sich gegen die kreditschädigenden Äußerungen und werden schließlich doch zum Handeln gezwungen.

Der Druck der öffentlichen Meinung

Die Kräfte des Wandels gingen von den Erkenntnissen der Ärzte aus. Gewerkschaften und (vorwiegend linksgerichtete) politische Parteien verstärkten den Druck, zumal die asbestverarbeitende Industrie mit ihren weltumspannenden Konzernen und Familienholdings sich als Zielscheibe geradezu anbot. Wie kaum ein Stoff ist Asbest immer wieder mit Groß-Kapitalismus in Zusammenhang gebracht worden. Einen wichtigen Part im Szenario des Wandels spielten und spielen die Medien, in der westlichen Welt ein enormer Machtfaktor. Presse, Radio und Fernsehen haben den Umschwung in der öffentlichen Meinung durch die Beschwörung von asbestbedingten Apokalypsen herbeigeführt, die dann glücklicherweise nicht eintrafen. Die Horror-Szenarien konnten jedoch nur entstehen, weil Gesundheitsprobleme mit der Mineralfaser existierten. Daß die Industriellen mit Abwehr reagierten, Risiken herunterspielten und den Dialog mit den Kritikern verweigerten, hat ihnen nicht geholfen, sondern die Wucht der Gegenreaktion verstärkt. Die Verweigerung des Dialogs mit den Medien, das Erklären der eigenen Geschäfte zur Privatsache erwies sich als schwerer Fehler und ist ein Lehrstück für andere Industrien in ähnlicher Lage. Krebstote in Verbindung mit einer vom Erfolg verwöhnten, arrogant verschlossenen Industrie reizten auch Interessengruppen zum Angriff, denen es nicht wirklich um die Asbestopfer ging.

Als erstes Opfer der Phalanx der Medien, der Gewerkschaften und einer rasch sensibilisierten öffentlichen Meinung blieb der Spritzasbest auf der Strecke. Im Bereich Asbestzement haben die Nordeuropäer früh rigoros gehandelt. In Frankreich wagte man bei immer heftiger werdender Kontroverse die Flucht nach vorn, stellte sich mit dem Rücken zur Wand und bekannte öffentlich, daß Asbest Krebs verursachen kann. Der Aufruhr legte sich nach einiger Zeit. Nicht zuletzt darum, weil man Industrie, Regierung und betroffene Gewerkschaften in einem Komitee vereinigte, das Lösungsmöglichkeiten gemeinsam erarbeitete: Die französische Asbestindustrie war aus ihrer Splendid Isolation herausgetreten, schaffte es, das Mineral wieder zum akzeptierten Stoff zu machen.

Nach Trauerarbeit Aufbruch zu neuen Ufern

Stephan Schmidheiny übernahm die Verantwortung in einer Zeit des Umbruchs und wurde durch seinen Entscheid selbst zum Motor des Wandels. Er brach, wie es Etienne van der Rest formuliert, die Brücken hinter seinen Technikern ab und trieb sie damit zum hundertprozentigen Einsatz in der NT-Technologie an.

Die Abkehr vom Asbest wirkte in der Schweizer Gruppe als größter Schock seit der Gründung. Der Innovationsschub hat eine verkalkte Industrie durchgeschüttelt und für die Zukunft gewappnet. STS verordnete der Unternehmensgruppe eine Art Häutung, fast eine Wiedergeburt, die nicht ohne Qualen abläuft.

Industrien, die einen solchen Identitätsverlust erleiden, die derart aus ihrem Selbstverständnis herausgerissen werden, brauchen Zeit zur Verarbeitung der Ereignisse. Nach dem Ende einer Epoche kann man nicht einfach zur Tagesordnung übergehen. Aggression und Wut gegen die Presse, «die Kommunisten», «den Selikoff» müssen sich Luft machen. «Warum gerade wir?» fragten sich die Beteiligten auf allen Ebenen immer wieder; denn die Angriffe erscheinen nicht nur den Managern, sondern auch dem Arbeiter an der Front maßlos. Niedergeschlagenheit folgte auf die Erkenntnis, daß man die Gegenkräfte nicht besiegen, die psychologische Großwetterlage nicht ändern kann.

Management und Arbeiterschaft müssen eine Art Trauerarbeit leisten; nur so ist die Belegschaft wirklich offen, wirklich bereit, das Neue zu akzeptieren, den Schritt ins Ungewisse zu wagen. Zu diesem wichtigen Verarbeitungsprozeß gehört die Einsicht, daß man Fehler gemacht hat, aus denen man in Zukunft lernen will. Nach dem schmerzlichen Prozeß

erwachen die Lebensgeister wieder; der Tenor heißt jetzt: «Denen wollen wir's zeigen!»

Bei der Eternit Deutschland und, abgeschwächt, in der Schweiz, ist dieses Aufarbeiten des Schocks in ungezählten Diskussionen auf allen Ebenen vom Stammtisch bis zum Manager-Seminar geleistet worden. Wo dieser Verarbeitungsprozeß ausbleibt und man quasi mit der linken Hand Innovation betreibt, ist das Aufbrechen zu neuen Ufern nicht wirklich möglich, gibt es keine echte Innovation im Sinne der Standards-Forward-Philosophie. Dann wird die sogenannte Neuentwicklung zur Alibiübung, zu einem unzulänglichen Ersatz für etwas Altbewährtes, das man in Tat und Wahrheit gar nicht ersetzen will.

Das Faszinierende am neuen Konzept der Schweizer Eternit-Gruppe ist die dezentrale Entwicklung auf der Basis lokaler Rohstoffe. Dieser im wahren Sinne des Wortes zukunftgerichtete Trend bringt viele Vorteile: Energie- und Deviseneinsparungen, Autonomie und eine ökologische Modernisierung, indem die Produktion in jeder Beziehung besser in die lokalen Verhältnisse eingepaßt ist.

Das Wagnis der Innovation

Stephan Schmidheiny beschleunigte in seinem riesigen Einflußbereich den Wandel, ja machte die Innovation zu seinem Programm. Persönliche Betroffenheit durch die Krebsfälle in seinem Heimatwerk und die Überzeugung, daß das stigmatisierte Material keine Zukunftschancen mehr habe, bewirkten den Entscheid für den radikalen Kurswechsel. Sein von Großvater und Vater übernommenes Konzept der dezentralen Führung bewährte sich auch in den Bereichen Forschung und Entwicklung. Anstelle des Einheitsbaustoffes, der unabhängig von den nationalen Ressourcen in allen Ländern mit der gleichen Rezeptur hergestellt wird, entstanden und entstehen neue Produkte auf der Grundlage der lokalen Rohstoffe.

Das Innovationsprogramm in Schmidheinys Gruppe setzt Zeichen für die gesamte Eternit-Industrie, übt Zugzwang auch auf die andern aus. Der einflußreiche Schweizer gilt darum in der Asbest-Szene als Querschläger, ja als Verräter an einem über Generationen erprobten, als hervorragend eingestuften Rohstoff. Verbindliche Zeitpläne bei der Substitution von Asbest im Eternit gibt es nur in Schmidheinys Einflußbereich. Auch Österreicher, Engländer, Belgier und Franzosen entwickeln für einzelne Produktelinien Alternativen, tun das aber diskret: Wo der Markt as-

bestfreie Materialien fordert, werden sie angeboten. Asbestzement wird jedoch in all diesen Ländern weiter produziert, solange der Baustoff Abnehmer findet. Bestimmt über 1990 hinaus, aller Voraussicht nach auch noch weit ins dritte Jahrtausend hinein; denn die staatlichen Gesetze erlauben den Gebrauch von Asbest, wenn die Vorsichtsmaßnahmen eingehalten werden. Geändert hat sich freilich auch bei diesen Eternit-Gruppen einiges: die Arbeitsplätze sind rigoros entstaubt worden.

Grenzen einer Utopie

In Ländern, in denen Asbest die billigste Resource ist oder dort, wo die Mineralfaser in der öffentlichen Diskussion kaum eine Rolle spielt, zeigen sich die Grenzen des Innovationsprogramms.

Substitution in Brasilien mit seinen Asbestvorkommen bis zum Ende des Jahrzehnts ist wahrscheinlich eine Utopie. Die lokalen Mitbesitzer der Werke (STS hält unter fünfzig Prozent des Aktienkapitals) müssen den Entscheid mittragen; sie sehen zum Teil nicht ein, warum man sich in einer wirtschaftlichen Krisensituation weitere Risiken aufbürden soll.

Will Schmidheiny dort absolut konsequent bleiben, so muß er, falls der Markt die neuen Produkte nicht bezahlen will, Fabriken schließen, seine Beteiligungen verkaufen oder in Bereiche diversifizieren, die seinem Credo von der asbestfreien Zukunft der Gruppe nicht zuwiderlaufen. Die freigewordenen Marktanteile würden seine unter Überkapazität leidenden Konkurrenten sofort erobern; und diese produzieren ausschließlich Asbestzement. Die kleinen, einheimischen Eternit-Hersteller begnügen sich mit ungleich laxeren Sicherheitsnormen als die großen, multinationalen Produzenten. Wäre in diesem Szenario ein Rückzugs-Entscheid sinnvoll?

Keine der international tätigen Eternit-Gruppen kann es sich heute leisten, zwei Standards für die Industrieländer und die Dritte Welt zu pflegen. Schmidheinys Safe Conduct, sein detailliertes Safety Manual übertreffen die Sicherheits-Vorschriften der andern großen Hersteller noch und lassen alles weit hinter sich, was die ILO im Bereich des Arbeitsplatz-Schutzes für asbestverarbeitende Industrien postuliert. *Ohne diese rigorosen Vorschriften wäre ein Wirtschaften der Schweizer Eternit-Gruppe in der Dritten Welt heute weder legitim noch moralisch vertretbar.*

Marktwirtschaft

Innovationen haben sich im System der Marktwirtschaft im freien Konkurrenzkampf zu behaupten. Wo die Neuentwicklung teurer ist, wird sie sich auf dem Markt nur schwer durchsetzen, auch wenn sie Qualitätsvorteile bringt. Dies ist ein wirtschaftliches Axiom, das sich beim Katalysator-Auto genauso beweist wie bei Hühnereiern aus Bodenhaltung. Selbst in Industrieländern ist nur eine Minderheit bereit, für ein ökologisch angepaßteres Angebot mehr zu zahlen. In Ländern der Dritten Welt zählen praktisch nur die Frage des Preises und die Dauerhaftigkeit der Materialien.

Erst im Vergleich zum herkömmlichen Produkt konkurrenzfähige Preise (oder ein gesetzliches Verbot des alten Materials) ermöglichen den Durchbruch der Neuentwicklung. In der Schweiz und in Deutschland behauptet sich das asbestfreie Eternit gut, baut seine Markt-Anteile aus. In Italien, wo die Bauwirtschaft in einer tiefen Krise steckt, Asbest im eigenen Land abgebaut wird und die Asbestzement-Hersteller sich an der Preisfront bis aufs Messer bekämpfen, hat NT gegenwärtig kaum Chancen.

Die finanzkräftige Schweizer Gruppe hat einen längeren Atem, kann mehr Geld in die Forschung stecken und die Durststrecken, welche jeder Wandel mit sich bringt, besser überbrücken als Unternehmen ohne große Reserven. Gerade die finanziell gut dastehenden Unternehmen tragen eine große Verantwortung. Sie haben die Pflicht zur Innovation und die Chance, bei der ökologischen Modernisierung der Wirtschaft Schrittmacherdienste zu leisten. Die Asbestzement-Produzenten im besonderen verdienten Jahrzehntelang viel Geld mit einem Material, das teilweise ans Ende seiner technischen Lebensdauer gekommen ist. Sie haben die Pflicht, etwas von den Gewinnen in zukunftsgerechte Entwicklungen zu investieren.

1990

Schmidheinys Innovationsprogramm trägt utopische Züge. Es beinhaltet eine Zielvorstellung, die hundertprozentig im gesamten Einflußbereich des Industriellen bis zum Ablauf des Jahrzehnts kaum realisierbar scheint. *Nur die radikale Zielvorstellung, das mit dem Datum 1990 versehene Programm, konnte jedoch die innovativen Kräfte voll mobilisieren.*

Stephan Schmidheiny wirkt nachdenklich, wenn er auf die neuesten Veröffentlichungen wie den Forschungsbericht von Richard Doll und Julian Peto zu sprechen kommt. Die beiden auch von Gewerkschaftern anerkannten britischen Wissenschafter haben im Frühjahr 1985 einen Report veröffentlicht, an dem sie mehrere Jahre arbeiteten. Das auf sechzig Seiten konzentrierte Werk ist ein umfassend dokumentiertes Fazit der bisherigen Erkenntnisse über die Gesundheitsgefährdung des Asbests. Kontrolliert verwendet, birgt Asbest, gemäß Doll und Peto, keine herausragenden Risiken für die Arbeiter. Für die Allgemeinbevölkerung, verursacht durch Abwitterung und durch Asbestfasern in Innenräumen, sei die zusätzliche Belastung kaum kalkulierbar niedrig; unbedeutend (negligible), wie es im Bericht heißt! Für ganz Großbritannien sehen es die Wissenschafter in der Größenordnung eines einzigen zusätzlichen Todesfalles jährlich, schränken jedoch ein, daß diese Schätzung nur für die weitaus gebräuchlichste Asbestart Chrysotil gelte, sagen jedoch, «Krokydolith (und möglicherweise Amosit) habe wahrscheinlich eine spürbar negativere gesundheitliche Auswirkung». Prof. Meinrad Schär vom Institut für Sozial- und Präventivmedizin an der Universität Zürich erklärt mir am 10. Juni 1985 kurz vor Abschluß dieses Reports am Telefon: «Asbest hat eine Massenhysterie ausgelöst, die durch das tatsächliche Gefahrenpotential nicht erklärt werden kann. In der Schweiz zählen wir seit Beginn der einschlägigen Statistiken in den dreißiger Jahren ein paar Dutzend asbestbedingte Krebsfälle. Dagegen sterben Jahr für Jahr in unserm Land 2400 Personen an Lungenkrebs, der fast ausschließlich auf das Konto des Rauchens geht. Gegen die Zigarettenfirmen, welche ihre krebserregenden Produkte mit schönen Natur- und Sportbildern anpreisen dürfen, geht niemand vor; das ist empörend und unlogisch!»

Hat Schmidheiny sich, wie es ein Exponent der kanadischen Asbestszene ausdrückte, von Selikoffs Hiroshima-Szenario beeindrucken lassen? Hätte es nicht genügt, den rigorosen Safe Conduct einzuführen und die Mineralfaser dort, wo Öffentlichkeit und Markt keine Substitution fordern, weiterhin zu verwenden? Ist der Industriekapitän übers Ziel hinausgeschossen und muß er eventuell zurückbuchstabieren?

Für Deutschland, die Schweiz und die andern Industriestaaten, in denen Schmidheinys Gruppe engagiert ist, muß und wird der Innovationsfahrplan bis 1990 gelten, denn Öffentlichkeit, Medien und Gewerkschaften werten den Prozeß positiv, fordern ihn. Für Länder wie Brasilien oder Nicaragua (hier liefert Rußland billigen Asbest) ist das Programm eine Zielvorstellung. Wenn der Unternehmer hier den Zeitplan erstrecken muß, kann er das freilich nur im Dialog mit der Öffentlichkeit tun. Er

muß glaubwürdig argumentieren, daß er seine Überzeugung nicht einfach kaltem Profitdenken opfert.

Ein offener Dialog mit der Öffentlichkeit ist so oder so unausweichlich. Das Gespräch entkrampft die Situation, es entspringt der Einsicht, daß Kommunikation mit der Umwelt zum ökologischen Konzept gehört. In diesem Dialog sind nicht nur strahlende Erfolge, sondern auch Schwierigkeiten und Hindernisse auf den Tisch zu legen und zu diskutieren. Ein Zurück in die selbstherrliche Splendid Isolation gibt es nicht mehr. Wo guter Wille und das ehrliche Bemühen spürbar sind, wo der Unternehmer nach bestem Wissen und Gewissen handelt, sind Schockwellen, wie sie die Gruppe zu überstehen hatte, nicht mehr zu erwarten. Wie die gesamte übrige Industrie sind auch die Eternit-Hersteller zu stetiger Innovation, zum ständigen Überprüfen der Aus- und Nebenwirkungen ihrer Aktivitäten gezwungen. Die Forschung verändert unser Weltbild, vertieft unsere Erkenntnisse, stellt Altbewährtes in Frage. Industrien, die überleben wollen, müssen ihre Produkte dem Stand der Erkenntnisse anpassen. Das gilt vorrangig für die Aspekte der Umweltverträglichkeit.

Die Verantwortung der Privatwirtschaft ist enorm, denn Innovationen gehen in den seltensten Fällen vom Staat aus. Staatliche Direktiven kommen in aller Regel sehr spät und erst dann, wenn bereits Schäden eingetreten sind.

Stephan Schmidheiny hat die Innovation gewagt und mit seinem NT-Programm unter schwierigen Rahmenbedingungen Pilotarbeit geleistet. Eine Krise sei ein produktiver Zustand, sagt Max Frisch, man müsse ihr nur den Beigeschmack der Katastrophe nehmen. Die Krise in Schmidheinys Imperium erwies sich als produktiver Zustand; sie hat die Industrie-Gruppe verjüngt, NT hervorgebracht, zu Diversifizierungen außerhalb des Bereiches Faserzement geführt und langfristig Arbeitsplätze gesichert. Weitere Aktivposten sind der neue, in allen Werken verbindliche, rigorose Sicherheitsstandard und der in Gang gekommene Dialog mit der Öffentlichkeit.

Post Scriptum

Mit Asbest wird die Menschheit auch weiterhin leben müssen, selbst wenn ab morgen der Verbrauch auf null sinken würde. Erstens ist es ein natürliches Mineral, das an vielen Stellen in der Erdkruste lagert, und zweitens kleben Millionen von Tonnen als Spritzasbest in Gebäuden, sind

als Eternit auf Dächern und Fassaden montiert oder häufen sich auf Autofriedhöfen in Form von Bremsbelägen.

Die Kontroverse um Asbest hat die Notwendigkeit aufgezeigt, mit diesem Potential richtig umzugehen. Nicht nur in der Fabrikation, sondern auch bei der Entsorgung, beim Abbruch und in der Abfallbewirtschaftung mußten hohe Sicherheits-Standards entwickelt werden.

Daß moderne Industriestaaten auch heute noch nicht ohne Asbest auskommen, beweist das Beispiel Schweden. In diesem skandinavischen Land ist die Verwendung des Minerals verboten worden; gemäß Handelsstatistik werden jährlich dennoch rund 1500 Tonnen mit Sonderbewilligungen importiert.

*

Asbest ist ein Vorläufer, ein Exempel und ein Modellfall. Am Beispiel dieser Faser lernte der Mensch, vorsichtiger mit Arbeitsstoffen umzugehen. Dank Asbest sind die gesundheitlichen Risiken vieler anderer Arbeitsplätze kleiner geworden. Der Pionier-Status hat dem Mineral jedoch im Vergleich zu andern gefährlichen Stoffen eine überproportionale Publizität, eine unverhältnismäßige Prominenz verliehen. Asbest steht für Krebs, für mächtige Industriellen-Clans, für die Ausbeutung der Werktätigen durch das kapitalistische System (von den Zuständen im Osten redet in diesem Zusammenhang kaum jemand). Asbest ist ein Symbol, ein Mythos. Verschiedene Strategien sind möglich, um mit diesem Phänomen umzugehen. Stephan Schmidheiny wagte den Abschied von der Symbolfaser, die radikale Innovation. Seinen Schritt abschließend zu beurteilen, wird erst in der Zukunft möglich sein.

Anmerkungen

Kapitel 2:
) Biozid-Report, S. 549
) Asbestos and Disease, S. 37
) Biological Effects of Asbestos, S. 9
) Asbestos and Disease, S. 20

Kapitel 4:
) Daten und Fakten aus: Jakob Elmer, Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Niederurnen
) Daten, Fakten und Zitate aus: Eternit 1903–1978

Kapitel 5:
) Daten, Fakten und Zitate zu diesem Kapitel aus: Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik: Drei Schmidheiny

Kapitel 6:
) Zitate aus: Eternit 1903–1978

Kapitel 7:
) Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik: Drei Schmidheiny, S. 98
) ibid. S. 101

Kapitel 9:
) Arbeitsmedizin, Nr. 1, S. 9ff.
) Gekürzt zitiert aus: Mount Sinai Review, New York Frühling 1983
) Doll/Peto: Asbestos, S. 4ff.
) bau, 8/1983
) World Symposium on Asbestos, Montreal, S. 296
) Daten, Fakten und Zitate dieses Abschnittes zur Hauptsache aus: Boston Globe Magazine, 16.1.1983

Kapitel 10:
) AC-Revue (Internationale Asbestzement-Revue), Zürich ab 1955
) Daten und Fakten zum Teil aus: Eternit 1905–1980
) Geschäftsbericht Eteroutremer, Bruxelles 1982

Kapitel 12:
) Forschungsbericht T 79–122
) Bericht 7/80
) Zitiert in: Spiegel, 22.12.1980
) ibid.

5) Geschäfts- und Rechnungsergebnisse der gewerblichen Berufsgenossenschaften 1983, S. 43ff.
6) Handelsblatt, 10.7.84

Kapitel 14:
1) NZZ, 7.12.1983 (Forschung und Technik)
2) Arbeitsmedizin 11/82
3) Asbestos and Disease, S. 12ff.
4) Berichte 7/80, S. 10
5) World Symposium on Asbestos, Montreal, S. 396f.

Kapitel 16:
1) Informationen zu diesem Abschnitt hauptsächlich aus: F. Fabien, Asbestos, S. 35ff.
2) British Journal of Industrial Medicine, 1980/37, S. 11ff.
3) Report of the Royal Commission, II, S. 429
4) Industrial Minerals, November 1984
5) Zitiert in: Frankfurter Allgemeine, 28.8.1984

Kapitel 17:
1) EPA-Journal, Mai 1984
2) Daten und Fakten aus: E. Efron, The Apocalyptics, S. 434–448

Kapitel 18:
1) Asbest und Gesundheit am Arbeitsplatz, S. 27ff.
2) IMB-Bulletin, Nr. 5, August 1979
3) IMB, Asbest-Aktionsprogramm
4) World Symposium on Asbestos, Montreal, S. 235f.
5) R. Lochhead, Eternit: Asbest und Profit, S. 70ff.

Kapitel 19:
1) World Symposium on Asbestos, Montreal, S. 238f.
2) ibid. S. 373/374

Kapitel 20:
1) Die IAO und die Welt, S. 10
2) ILO, Safety in the Use of Asbestos, S. 17
3) ibid. S. 51
4) Amtsblatt der Europäischen Gemeinschaft, Nr. L 263/25, 24.9.1983

Kapitel 21:
1) W. Felbermayer, Die Belastung der Umwelt mit Abwitterungsmaterial von Asbestzementplatten, Leoben
2) M. Neuberger, Neue Wege zur Risikobewertung von Luftschadstoffen, S. 65ff.
3) VDI-Bericht 475, S. 119
4) Untersuchungsbericht SUVA/Eternit, 15. März 1985
5) VDI-Bericht 475, S. 14
6) World Symposium on Asbestos, S. 366

7) Die deutsche Produzentenhaftung auf dem Weg zur europäischen Produktehaftung, PHI-4/84, S. 77 ff.

Kapitel 23:
1) World Symposium on Asbestos, S. 281 f.
2) Roofing Contractor, Juni 1984, S. 70
3) Die Zeit, 9. 11. 1984

Literaturverzeichnis

Arbeitsmedizin, Zeitschrift für Praxis, Klinik, Forschung und Begutachtung, Stuttgart 11/82

Asbestzement-Revue (AC-Revue), Zürich ab 1955

Asbest und Gesundheit am Arbeitsplatz, Schriftenreihe des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes, Bern 1985

Berichte 7/80, Umweltbundesamt, Berlin 1980

Bieberstein W., Die Produktehaftpflicht in der neueren Rechtsprechung der USA, Frankfurt am Main 1975

Bogovski P., Biological Effects of Asbestos, Lyon 1973

Boston Globe Magazine, 16. Jan. 1983

British Journal of Industrial Medicine, London 1980/37

Bundesgesundheitsamt, Gesundheitliche Risiken von Asbest, Berlin 1981

Bundesministerium für Forschung und Technologie, Forschungsbericht T 79–122, Eggenstein 1979

Doll R., Peto J., Asbestos, Effects on Health of Exposure to Asbestos, London 1985

Doll R., Peto J., The Causes of Cancer: Quantitative Estimates of Avoidable Risks of Cancer in the USA today, London 1981

Efron E., The Apocalyptics, New York 1984

Elmer Jakob, Beiträge zur Geschichte der Gemeinde Niederurnen, Niederurnen 1974

Eternit S.A. Financière (Jahresbericht), Paris 1983

Eternit 1905–1980, Bruxelles 1980

Eternit 1903–1978, Zürich 1978

Fabien Frère, L'Amiante, Sherbrooke, 1970

Fabien F., Asbestos, Asbestos 1976

Felbermayer W., Die Belastung der Umwelt mit Abwitterungsmaterial von Asbestzementplatten, Leoben 1980

Geschäfts- und Rechnungsergebnisse der gewerblichen Berufsgenossenschaften im Jahre 1983, Bonn 1984

ILO, Evaluation of Carcinogenic Risk, Lyon 1977

ILO, Safety in the Use of Asbestos, 1984

Industrial Minerals, 11/1984

Institut für Umwelthygiene der Universität Wien, Asbest und Umwelt, Wien 1983
Isler F., Spritzasbest – Abschätzen der Risiken und Behandlungsverfahren, bau 8/1983
L'amiante et la santé, Commission Permanente Amiante, Paris 1984
Neuberger Manfred, Neue Wege zur Risikobewertung von Luftschadstoffen, Wien 1983
Lochhead Robert, Eternit: Asbest und Profit, Zürich 1983
Proceedings of the World Symposium on Asbestos, Montreal 1982
Quebec Asbestos Mining Association, Lexique des termes courants utilisés dans l'industrie de l'amiante, Quebec 1974
Report of the Royal Commission on Matters of Health and Safety Arising from the Use of Asbestos in Ontario, I, II, III, Toronto 1984
Robock Klaus, Gefährdung der Umwelt durch Bearbeitung von Asbestzement-Produkten, Staub-Reinhaltung der Luft, 8/1981
Rutishauser J.R., Todesfälle im Umfeld einer Schweizer Asbestindustrie, Sozial- und Präventivmedizin 28, Zürich 1983
Schütz S., Erkrankungen durch Asbest, Arbeitsmedizin, Nr. 1/ Februar 1984
Schweizerische Medizinische Wochenschrift, Staublungenforschung in der Schweiz einst und jetzt, Basel 1983
Schweizerischer Gewerkschaftsbund, Asbest und Gesundheit am Arbeitsplatz, Bern 1985
Selikoff I., Asbestos and Disease, New York 1978
Selikoff I., Biological Effects of Asbestos, New York 1965
Selikoff I., Twenty Lessons from Asbestos, EPA-Journal, Mai 1984
Shapiro H., Pneumoconiosis, London 1970
SUVA, Jahresbericht 1983, Luzern 1984
Weitstein J., Gesundheitsschädigungen durch Staub im Baugewerbe, Zürich 1983
Verein Deutscher Ingenieure, Faserige Stäube (VDI-Bericht 475), Düsseldorf 1982
Verein für wirtschaftshistorische Studien, Schweizer Pioniere der Wirtschaft und Technik: Drei Schmidheiny, Zürich 1979
Who Owns Whom, Zürich 1985
World Wildlife Fund (WWF) Schweiz, Biozid-Report Schweiz, Zürich 1984
Zeller Wilhelm, Tendenzen der Produktehaftung in Europa und Amerika, Köln 1981